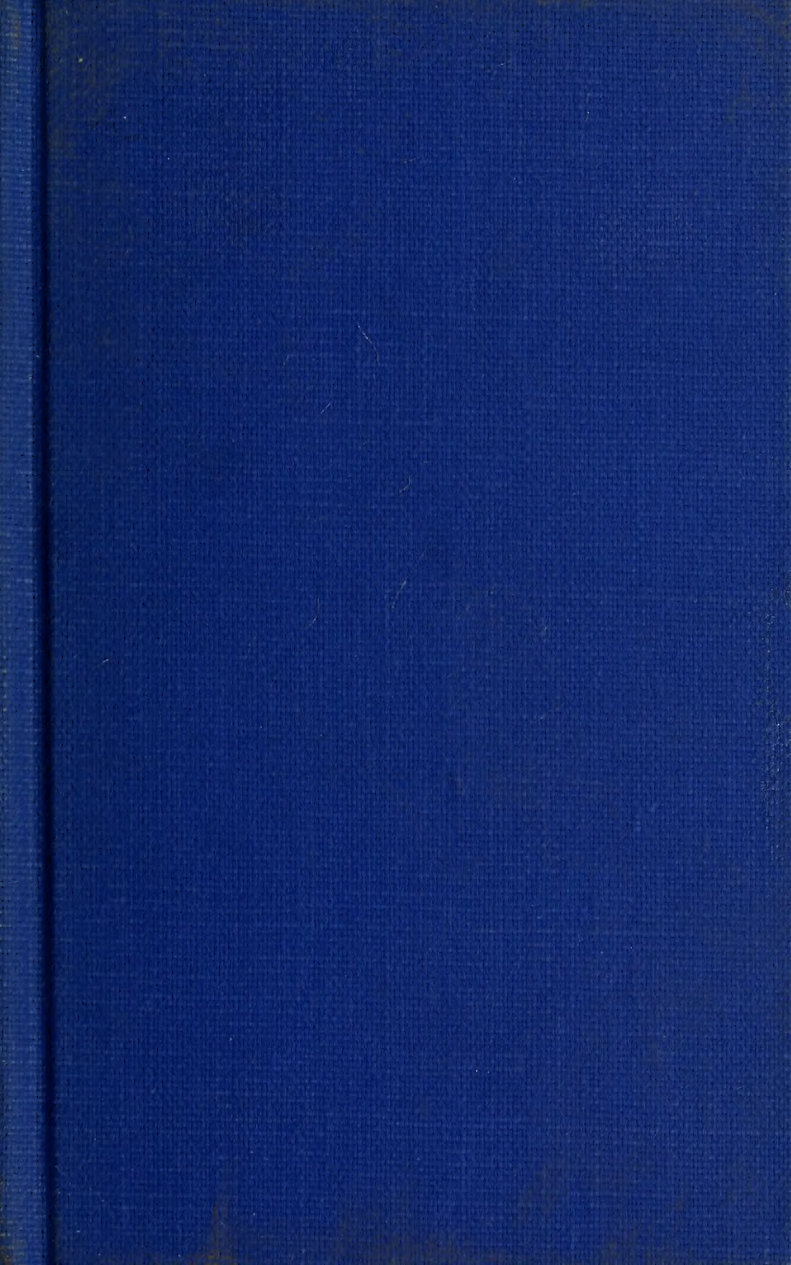
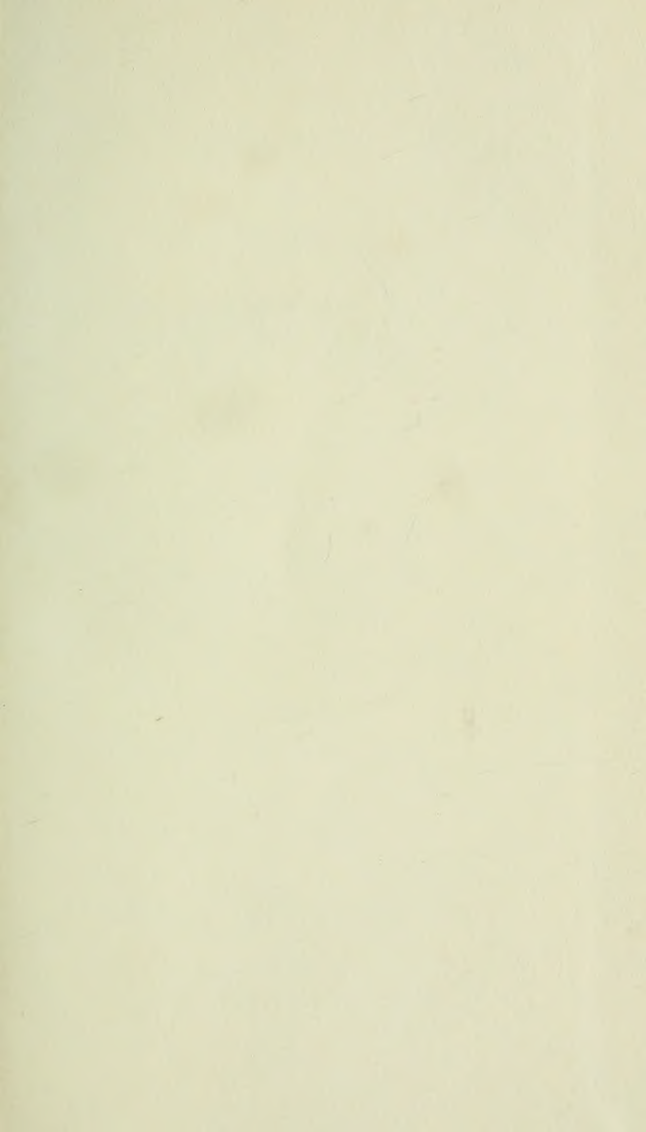










Karl Immermann's

ausgewählte

Schriften.

Siebenter Band.



Leipzig,
Verlag von Otto Klemm.

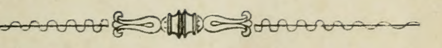
Dramen

und

Dramaturgisches.

Von

Karl Immermann.



Leipzig,
Verlag von Otto Klemm.

Inhalt.

	Seite
Ueber den rasenden Ajax des Sophocles . . .	1
Die Prinzen von Syracus. Romantisches Lustspiel	97
Die Nachbarn. Dramatische Idylle in einem Aufzuge	185
Ein Morgenscherz. Lustspiel in Versen . . .	243
Ghismonda. Dramatisches Gedicht	301



Ueber den

rasenden Ajax des Sophocles.

1825.

Prolegomena.

Man hört in unsern Tagen sehr viel über den Verfall der dramatischen, und insbesondere auch der tragischen Dichtkunst reden. Diese Klage setzt voraus, daß wir schon eine Bühne in der Vollkommenheit ihrer Entwicklung besessen haben. Man könnte daran zweifeln, und sagen, daß die fünf reiferen Trauerspiele Schillers, welche doch allein allgemeine theatralische Wirkung äußern, und dabei zugleich Dichtungen im höhern Sinne des Worts sind, wohl noch nicht den ganzen Kreis unsres dramatischen Vermögens darstellen möchten, es müßten denn dem letztern sehr enge Grenzen von der Natur gesteckt worden seyn. So viel ist indessen unzweifelhaft, daß wir jetzt grade nicht in der Gunst der tragischen Muse stehn. Mag man nun annehmen, die bessere Zeit liege schon hinter, oder noch vor uns, so bleibt immer derselbe Punkt, der Untersuchung

würdig, nämlich: was grade jetzt die würdige Gestaltung der Bühne hindre?

Zu diesem Ende ist es nothwendig, erst das Bild der Letztern recht genau in's Auge zu fassen. In der That bietet sie einen sonderbaren Anblick dar. Neben einigen ältern, eignen und fremden Meisterwerken, rauschen im buntesten Ungestüm die wunderlichsten Zerrgestalten über die Bretter. Man müßte den Athem des Polonius haben, um die Classification aller der Declamations-Uebungen und Rettungs-Geschichten, welche uns als Schau- und Trauerspiele geboten werden, so wie der Bonmots, Epigramme und Fescenninen, welche wir gutmüthig genug sind, für Lustspiele gelten zu lassen, vorzutragen. Wo ist in den Stücken der ersten Art nur eine Spur von einer tiefen und ernsten Weltansicht, von einem Durchdringen der menschlichen Verhältnisse, von dem, was man die Weisheit des Dichters nennt, zu erblicken? Wo erfreut uns in denen der zweiten Art ein leichter, muthwilliger Humor, eine kühne, scherzende Phantasie? Vielmehr, aus den gemeinsten und oberflächlichsten Vorstellungen hervorgegangen, sind jene Geburten mit den rohesten Händen zusammengeleimt, und ein schwaches Leben reicht grade hin, sie einige Schritte wanken zu machen.

Im Ganzen scheinen die Tragiker des Tages für zwei Klassen abwechselnd zu arbeiten, nämlich einmal für Kannibalen und dann für Entnervte.

Die Komiker aber nehmen eine höhere Richtung, und fassen jene selige Gegend des Schauspielhauses in's Auge, in welcher schuldlose Adame und Even sitzen, ohne von den Aepfeln der Erkenntniß genossen zu haben. Man rühmt sich sehr mit der immer wachsenden Einsicht in die Muster. Da man aber mit gleicher Willfährigkeit das Beste und das Schlechteste aufnimmt, so muß entweder der Geschmack unserer Landsleute außerordentlich umfassend, oder jene Einsicht nicht rechter Art seyn. Die Sache könnte sich vielleicht auch so verhalten, daß berühmte Namen imponiren, ohne daß hiemit eine eigentliche Würdigung verbunden ist.

Wie viel an dem Stande der Dinge, die unnatürliche Vermischung der Oper mit dem recitirenden Schauspiele, die verkehrte Leitung der Bühne durch ungeschickte Hände, die Dumpfheit der Schauspieler, das laue Wesen der Großen, und die Apathie des deutschen Publikums gegen Alles, was ihm nicht mit einer gewissen Gewalt aufgedrungen wird, verschuldet habe, bleibe hier unerörtert, es ist zum Theil schon darüber durch einsichtsvolle Männer das Nöthige vielfältig gesagt worden. Uns beschäftigt nur die Frage: Welches sind die Hindernisse auf der dichterischen Seite? Es wird häufig gerügt, daß dichterische Talente der Gegenwart ihre Kräfte dem Theater, wie es ist, versagen, und man ist mit dem Urtheile fertig, daß an solcher Absondrung nur

der Dünkel der Dichter Schuld sei. Eine gründlichere Untersuchung würde zeigen, daß, wie überall, der Mißstand von beiden Theilen ausgehe, und daß das Theater durch seine entschiedne Abneigung gegen Alles Neue, was nicht grade in die gangbar-conventionellen Formen geschmiedet worden ist, das Zurückziehn der Dichter, und die Entstehung untheatralischer Dramen verursache. Gewiß bildet sich der Dramatiker nur durch das Theater und am Theater, wenn aber dieses ihn nicht bilden will, und ganz unempfänglich für das Werdende ist, welcher Theil ist dann am meisten zu tadeln?

Wir lassen indessen die weitere Ausführung dieser Bemerkungen, da wir es mit den Gebrechen der Theater nicht zu thun haben wollen. Es soll uns nur darauf ankommen, die anderweiten Hindernisse wahrer großer dramatischer, insonderheit tragischer Schöpfungen in der Gegenwart, darzustellen.

Hier tritt uns nun, als die Dichter vorzüglich hindernd und irrend, das Vorurtheil von unserm Verhältnisse zu den Alten entgegen. Man weiß, wie lange die Meinung verbreitet war, alle neuere Kunst müsse überhaupt nur die antike wiederholen, späterhin erhob man sich zu dem kühnen Gegensatze der antiken und einer sogenanten romantischen Schule, bestehend neben einander in der gegenwärtigen Zeit. Auf diesem Punkte hält sich die ästhetische Ansicht noch jetzt. In den neuesten Zeiten

haben zwei Dichter, die nicht ohne Einfluß, wenigstens augenblicklichen, auf die Bühne geblieben sind, wieder vorzüglich dazu beigetragen, den Wahn von einer sich an die Alten anschließenden tragischen Kunst, also von einer antikisirenden Art, hervor zu rufen, Müllner und Grillparzer nämlich. Der Letztere bildet in der Trilogie vom goldnen Vließe gewisse äußere Formen der alten Tragödie nach, der Erstere würde zwar durch seine Stücke selbst uns schwerlich zu der Vermuthung bringen, daß ihm die Griechen vorgeschwebt haben. Allein nach seiner Art plaidirend, spricht er es in commentariis perpetuis selbst zutraulich aus, daß dem so gewesen sei. Nun reden unsere Journale viel von der Pflicht, die Alten nachzuahmen, und der Verkehrtheit der sogenannten Romantiker; es giebt auch Stimmen, die grade das Gegentheil behaupten, und einige Unpartheiische wollen beide Arten friedlich neben einander gelten, und Jeden dichten lassen, wie es ihm beliebe, antik oder modern.

Wir nannten vorher den Glauben: alte tragische Kunst könne sich in unsern Zeiten wiederholen, einen Wahn, und sind bereit, diesen Ausdruck zu vertheidigen. Wir müssen aber zuvor noch aussprechen, daß uns die zuletzt gedachte Unpartheilichkeit noch einen größern Irrthum zu umhüllen scheint, als die Partheisucht der einen und andern Seite. Denn diese trägt, wenn auch nur dunkel, die Idee

von der nothwendigen Einheit der Kunst in sich, welche jener fehlt. Uns scheint aber die Sache so zu stehn. Jede Kunst, mithin auch die tragische, ist, der besondern Erscheinung nach, eine historische Erscheinung, und bedingt in Form und Wesen durch den Charakter des Volks, so wie durch die individuellen Umstände ihrer Entstehung. Von dieser Basis muß sie sich stufenweise erheben, und nur in der Fortsetzung der einmal angegebenen Richtungslinie ist das Ziel der Vollkommenheit zu suchen. Das Beispiel des englischen und spanischen Theaters lehrt dieses unwidersprechlich. Beide Bühnen sind originell und national ausgebildet. Wenn man daher von Deutschland redet, so kann nur von einer und zwar der deutschen Tragödie die Rede seyn. Wir müssen auch unsre Kunst bis zu den Anfängen verfolgen, und auf den frühern Leistungen die spätern folgerecht fortbauen. Wir können zwar die Hemmungen beklagen, welche unser Trauerspiel auf dem Wege zu seiner freien und schönen Entfaltung durch fremde Einflüsse erlitten hat, allein unmöglich läßt sich aus den Denkmalen jener Hemmungen eine besondere Art bilden. Ganz natürlich aber muß das Schwanken zwischen entgegengesetzten Prinzipien das freie dichterische Schaffen stören, und uns um eine eigentliche National-Tragödie bringen. Zwischen Sophocles und die Anforderungen der Gegenwart gestellt, verliert der Poet sich selbst und

ein festes Ziel aus den Augen, und den Grund unter den Füßen. Er sucht entweder das Unnachahmliche nachzubilden, oder er flüchtet, unmuthig über das Aufdrängen ungehöriger Dinge, zu einem von der Schönheit eben so entfernten, entgegengesetzten Extreme. Wie sehr haben hierdurch auch unsre begabtesten Geister gelitten! Die Braut von Messina ist das Produkt falscher Theorien, Tieck wäre, hätte ihn die mit dem Alterthume getriebne Pedanterei nicht in eine zu ausschweifende Opposition geworfen, vielleicht der Vater unsres Lustspiels geworden. Ja, es ist erlaubt, anzudeuten, daß selbst Göthe, wäre er nicht von plötzlicher Ehrfurcht für die Alten überrascht worden, wäre er ruhig seinen Gang durch den Garten deutscher Art und Kunst fortgewandelt, sich noch reicher, wenigstens grandioser ausgebildet haben würde. Iphigenia und Tasso sind schöne Früchte, aber die Jugendblüthen, die aus dem Götz und Faust hervorleuchteten, schienen doch noch größere zu versprechen.*)

Um den Einfluß der falschen, aus den Werken der alten Kunst abgezogenen Theorie aufzuheben, ist unsers Dafürhaltens nichts dienlicher, als eine

*) Es ist merkwürdig, daß die Alten unsern Dichter nicht dauernd befriedigt haben. Als Greis wendet er sich nach dem Oriente, und seine letzten Gnomen und Aphorismen stehen seinen Jugendreimen wieder ganz nahe.

gründliche und vielseitige Betrachtung jener Werke selbst. Dieser schließen sich ihre Eigenthümlichkeiten auf, letztere weisen wieder auf den Ursprung und Bildungsgang der alten Kunst hin, und wenn wir dann plötzlich wahrnehmen, daß der ein andrer war, als der Entwicklungsprozeß unsrer Kunst, so können wir nicht mehr an die Anwendbarkeit des Verschiedenartigen für uns, glauben.

Aus dem Wunsche, den Irrthum mit zerstreuen zu helfen, ging die nachfolgende Abhandlung hervor. In ihr wird ein unläugbar treffliches Musterstück des Alterthums, so vollständig, als des Verfassers Kräfte und Einsichten es verliehen, beurtheilt, doch nur mit der Absicht, um in Folge jener Analyse die Verneinung, welche in diesem Vorworte ausgesprochen ist, begründen zu können.

1. Fabel.

Nach dem Tode des Achilles ordnen die Atriden Wettkämpfe, um seine berühmten, von Hephästos gefertigten Waffen. Odysseus, der Klügste, und Ajax, der Stärkste im Heere, treten als Bewerber auf. Odysseus erhält die Waffen. Ajax, welcher schon lange geheimen Groll auf die Atriden genährt hatte, wird durch den Sieg des Gegners in einen solchen Zorn versetzt, daß er Nachts in das Lager schleicht, entschlossen, Agamemnon, Menelaos und Odysseus zu ermorden, ja im Heere selbst seine Wuth zu kühlen.

Athene verwirrt, da er schon bis zu den Thoren der Feldherrn gelangt ist, ihm Augen und Sinne, er fällt das Beutevieh an, tödtet die Hirten und einen Theil der Heerden. Einen andern Theil treibt er nach seinem Zelte, und übt an diesem die Werke seines Grimms, indem er die Widersacher vor sich zu haben wähnt.

Der Vorfall wird im Heere kund, Odysseus schleicht zu dem Zelte des Ajax, den ein Gerücht

bereits als Thäter bezeichnet hat. Athene giebt ihm Gewißheit.

Ajax ist zur Besinnung gekommen, und versinkt, über dem Anschauen der verübten Gräuel, in unheilbaren Kummer. Er fühlt, daß er zu leben nicht mehr fähig sei, und stürzt sich, ungeachtet Tekmessa, seine Sclavin und Beischläferin, und die Salaminischen Schiffer, welche ihn nach Troja fuhren, Alles versuchen, ihn im irdischen Daseyn zurück zu halten, in das verhängnißvolle, von Hektor ihm einst gegebene Schwert. (Ilias, VII. 303.)

Dem Todten versagen nach einander Menelaos und Agamemnon die Ehren der Bestattung, welche sein Halbbruder Teukros ihm zu bereiten strebt, bis sie durch Odysseus Vermittelung ihm zugestanden werden.

---

2. Betrachtungen über den Stoff.

Es scheint nicht unangemessen zu seyn, in der ästhetischen Betrachtung eines dichterischen Werks vom Stoff anzuheben, und hierin diejenigen nachzuahmen, welche, wenn sie über ein Gemälde reden wollen, zuvörderst den Grund, und die Art der Farbe beschreiben, oder, wenn sie den künstlerischen Werth

einer Bildsäule darzulegen unternehmen, den Stein, woraus sie gefertigt worden ist, ihrer Aufmerksamkeit werth achten. Man hat zwar neuerlich sich gegen die Ansicht, daß der Stoff auch in der Poesie von Bedeutung sei, ausgesprochen, allein dieses Ablehnen kann nur aus einem Mißverständnisse erklärt werden. Es wird nämlich dabei vorausgesetzt, daß die Dichtkunst, von den übrigen Künsten, der Art nach verschieden sei, wofür jedoch bis jetzt der Beweis fehlt. Bis er geliefert wird, scheint es erlaubt, zu sagen, daß sämmtliche Künste, die Dichtkunst mit eingeschlossen, Aeußerungen eines und desselben Vermögens im Menschen sind, und daß ihr Zweck ebenfalls ein gemeinsamer ist, nämlich der, die Schönheit des Wirklichen durch das verwandteste und kräftigste Mittel darzustellen. Da nun die menschliche Betrachtung, nach der eingeschränkten Natur unseres Geistes, mehrere Seiten an allem Wirklichen aussondert, so entstehen so viel Künste, als dem bildenden Triebe dergleichen Seiten sich darbieten.

Die Sculptur beschäftigt sich, die Form, welche an allen Dingen sichtbar wird, durch das entschiedenste und begrenzteste Mittel — den Stein — darzustellen. Die Malerei zeigt die Macht des

Lichtes durch Farben, und die Musik, das Wesen des Schalls, durch Töne.

Die Poesie hat den Zweck, menschliche Vorstellungen, Gedanken und Empfindungen, sofern sie zur Sprache gekommen sind, künstlerisch nachzubilden.

Wenn bei jedem Hervorbringen das Mittel betrachtet werden muß, um das Hervorgebrachte zu verstehen, so ist kein Grund vorhanden, bei Dichterwerken von dieser Regel abzuweichen, und den durch Sprache vorbereiteten Stoff der menschlichen, geistigen und Gefühlsthätigkeiten als etwas Gleichgültiges anzusehen. Vielmehr begründen wir Kunsturtheile nur dadurch, daß wir zuerst überlegen, ob und warum der Dichter befugt war, aus der unendlichen vor ihm liegenden Masse, den bestimmten Gegenstand herauszugreifen?

Jedoch müssen wir uns hier sogleich verwahren, damit man nämlich diese Stelle nicht auf einen moralischen und religiösen Rigorismus deute, welcher der Kunst ihr heiligstes Kleinod, die ästhetische Freiheit zu entziehen strebt. Diese bliebe vielmehr dem Künstler im ganzen Gebiete des Darstellbaren unverschränkt! Allein wir würden den Bildhauer mit Recht tadeln, welcher aus angefeuchtetem Sande

Statuen machte, wir schelten den Maler einen Stümper, welcher zu seinem Gemälde rohe, unzubereitete Farben nimmt. Warum? weil an dem mürben, losen Material, welches der Erste wählt, eine Grenze nicht scharf sich ausspricht, mithin die Form in ihrer Reinheit nicht dargestellt werden kann; weil der unreine und grobe Stoff des Zweiten unfähig ist, den Zauber des Lichtes zu offenbaren.

Und so verwerfen wir den Dichter, welcher unzusammenhängende, sich widersprechende Vorstellungen durch seine Verse verbindet, oder das Häßliche zum Gegenstande seiner Poesie macht. Denn den ganzen Kreis des geistigen Lebens durchstrahlt mit zartem Glanze die Einheit des Bewußtseyns, für sie aber ist kein Widerspruch, und das Häßliche nur durch den Abscheu, den es hervorruft, vorhanden. Die Schönheit jener höhern Einheit energisch zu zeigen, ist nun eben der erhabne Beruf des wahren Dichters. Wer aber den Widerspruch für etwas Harmonisches, das Häßliche für etwas Gleichgültiges ansieht, der irrt, seine Seele hält ein Nichts für ein Etwas. An einem Nichts kann die Schönheit, welche positiver Natur ist, nicht offenbar werden; Gedichte, welche ein Nichts, einen Widerspruch zum

Gegenstande haben, sind Statuen, aus Sand gebacken, Bilder mit Lehm gepinselt.

Wahrheit, Zusammenhang des Stoffes, sind daher die ersten Requisite des Gedichts, oder vielmehr die Bedingungen, daß ein solches entstehen könne. Sie schaffen dasselbe noch nicht, wer aber ihre Nothwendigkeit nicht fühlt, der zeigt, daß er auch nicht einmal eine Ahnung von dem Zwecke und Ziele seiner Kunst gehabt habe.

Wir kehren zu unsrer Tragödie zurück. Die Sage vom rasenden Ajax, wie sie dem Griechen entgegen kam, hat für uns so viel Fremdes, daß ein moderner Dichter sie in ihrer Einfalt und ohne Steigerung der Motive gar nicht hätte gebrauchen können. Ein Held, der um versagte Waffen in einen Zorn geräth, welcher ihn zum Morde der Feldherrn, des Obsiegenden, und des Heeres fähig macht, eine Göttin, welche von uns die Göttin der Weisheit genannt wird, den wüthenden Helden mit Wahnsinn umstrickend, und ihn zu schmutzigblutigen Thaten verleitend — sind Figuren, welche keine neuere Tragödie aufnehmen kann, der übrigen Fremdartigkeiten von geringerer Bedeutung nicht zu gedenken. Die Ursache des Zorns ist nach unsren

Begriffen zu geringfügig, die Art, wie ein höheres Wesen eintritt, und das Schicksal des Helden bestimmt, läßt sich mit unsren Ahnungen von der obern Leitung der menschlichen Dinge nicht vereinigen.

Dem Griechen erschienen aber jene Hauptmomente ganz anders.

Um zuvörderst den ungeheuren Zorn des Telamoniers uns zu erklären, müssen wir bedenken, daß unfehlbar nach Achilles Tode, Spiele gefeiert waren, wie der Pelide sie seinem getreuen Patroklos gefeiert hatte, und daß dabei die Aussetzung der berühmten Waffen vorgekommen war. Wir wissen, welche ungemeine Wichtigkeit die öffentlichen Spiele bei den Griechen hatten, und erinnern uns, statt viele Zeugnisse anzuführen, nur an den 23ten Gesang der Ilias, so wie an die Pindarischen Siegesgesänge. Sie erschienen als die Blüthe des öffentlichen Lebens im Frieden. In ihnen gesiegt zu haben, gilt für den höchsten Ruhm, den ein Sterblicher erlangen kann, sein Geschlecht, seine Stadt und Landschaft werden davon mit bestrahlt. Die Kränkung, welche Ajax, der Tapferste nach Achilles, (Vers 1342) der gewaltige Hort der Achaier (Ilias III., 228) darüber empfand, dem schwächern Manne weichen zu

müssen, war daher im Sinne der Griechen unerträglich, es kommt dazu, daß er im Angesicht des Feindes die zweite Stelle angewiesen bekam, und daß ihm, wie es scheint, kein Unrecht geschah. Denn wäre dies der Fall gewesen, so hätte er sich wohl auf der Stelle Luft und Genugthuung verschafft, wie Menelaos, da ihm Antilochos im Wagenrennen mit List vorbeigefahren war. (Ilias XXIII., 566.)

Was ferner die Sinne-verstörende Athene betrifft, so müssen wir nur unsre allegorisch-modernen Darstellungen vergessen, und uns lediglich an die Werke des Alterthums halten, um im Klaren zu seyn. Die Religion der Griechen entsprang aus dem Gefühle, welches in ihnen die Wahrnehmung der einzelnen Naturkräfte erzeugte. Nur dem spätern Weltalter erscheinen alle Naturkräfte als ein Ganzes, es sieht Harmonie und Ausgleichung der Gegensätze in einem Obersten. Diesem mögen wir, wenn wir herabsetzend reden wollen, das Prädikat heilig beilegen, denn streng genommen, hat dieses Oberste keine Eigenschaften, und alle Bezeichnungen, die dahin zielen, anthropomorphosiren.

Ein Volk aber in erster Jugend, wie die Griechen, betrachtet Regen, Sonnenschein, heitere und

bedeckte Luft, Ernte, Krankheit, Wald, Meer und Land abgesondert, zu dem Vielfachen werden vielfache Ursachen aufgesucht, Erde und Himmel bevölkern sich mit Gestalten, der Mensch fühlt sich in seiner Abhängigkeit von den übermächtigen Naturgewalten, er sucht ihnen mit Opfern und Spenden Gunst abzugewinnen, zuweilen gelingt es, zuweilen nicht.

Das Einzelne in der Natur zeigt sich unter der Form eines ewigen Schwankens, einer großen Willkühr, und eines nie zu schlichtenden Kampfes. Dasselbe menschliche Haupt erlebt heute Sonnenschein, morgen Regen. Wer auf seinen Feldern reichliche Frucht gewinnt, verliert Kinder, wem seine Landreisen gelingen, dem mißlingen Seereisen. Die ersten, einfachsten Regungen der Sittlichkeit wachen auf, der Eid wird unverletzlich, das Gastrecht heilig, eine ahnungsvolle Scheu vor den unerklärlichen Gewalten erscheint als natürlich und nothwendig. Diese einzelnen sittlichen Bezüge knüpft der Mensch zwar mit seinen Göttern, weil es einem Gesetze der Seele widerstreiten würde, in ihr Bewußtsein zwei verschiedne Sphären des Unsichtbaren aufzunehmen. Indessen bleiben dieselben höchst abgerissen, und greifen nirgends durch, denn wir sehen

zum Beispiel eine Göttin zur Entführung der Frau eines Gastfreundes helfen, andere Götter diese Entführung rächen.

Der einzige tiefe Grundzug in der alten Mythologie bleibt demnach Neigung und Abneigung, Gunst und Ungunst. Hierdurch stehen die Götter mit dem Menschen im Verhältniß. Das ist aber auch das Einzige, was sich nachweisen läßt, denn jene sittlichen Beziehungen, welche die Unsterblichen zu Hütern des Eidschwurs, Beschützern des Gastrechts, der Ehre u. s. w. machen, werden abhängig von dem jederzeit vorwaltenden Personal- und Local-Bezuge. Die Götter stellen sich nämlich überall als Stamm- und Ortsgottheiten dar. Sie sind in Geschlechtern, Städten und Landschaften einheimisch, werden förmlich für gewisse Orte erworben, wie die Eumeniden und die Göttin Tauriens für Athen, und verfahren wie ein Uebermächtiger, der nur gegen seines Gleichen sich in gewissen Schranken fühlt, mit Schützlingen und Verhaßten zu gebahren pflegt. Die Schützlinge werden in Rath und Gefecht geleitet, zu heilsamen Entschlüssen angewiesen, der unbesieglichen Gefahr entrückt. Die Verhaßten werden in Noth und Verwirrung gestürzt, durch fal-

sche Stimmen vom richtigen Wege abgelenkt, und wenn sie auch nicht zu völligem Untergange gebracht werden dürfen, doch auf alle Weise geplagt.

Indessen ist das wunderlich schöne Gewirr nicht ohne ein gewisses Gleichmaaß, welches eben daraus entspringt, daß Jedem helfende wie schadende Götter geworden sind: und die nach und nach sich ausbildende Idee eines unabänderlichen Schicksals, welches selbst Zeus zu beugen nicht im Stande ist, — deutet auf eine Ahnung der Einheit aller Dinge hin.

Erinnern wir uns dieser Grundzüge, wie sie uns aus den homerischen Gesängen und den Werken der Tragiker entgegenleuchten, so kann uns die verderbliche Göttin nicht länger befremden. Sie ist wahrscheinlich eine ursprünglich attische Göttin, und da Attika das Land der vernünftigen Tapferkeit, der Künste und Wissenschaften war, so schob sich nach und nach die Vorstellung von einem Wesen, welches wissende, nüchterne, kunstreiche und mit Weisheit tapfere Männer förderte, unter; allein sie selbst verallgemeinerte sich nie zur Weisheit, blieb vielmehr eine individuell begrenzte Person. Die Idee, daß die höhern Gewalten nur aufklärend und bessernd in die irdischen Verhältnisse eingreifen können,

ist rein modern. Es ist dieselbe Göttin, welche den begünstigten Achilles bei der Locke zurückhält, als er das Schwert gegen Agamemnon zieht, und es ist dieselbe, welche unter trügender Gestalt den Pandaros zum bundbrüchigen Angriff auf Menelaos, Hektorn zum unbesonnenen Kampfe mit dem Peliden reizt.

---

3. Behandlung.

Die Handlung beginnt da, wo nothwendig ihr Anfang seyn muß, in dem bedeutendsten und für dichterische Motive fruchtbarsten Augenblicke. Die That ist geschehen, der Mord der Heerden entdeckt, und einzelne Anzeigen bezeichnen den Thäter. Um Gewißheit zu erlangen, schleicht Odysseus um Ajax Zelt. Welche Fülle von Anläßen liegt in dieser Situation! Die Aufhellung des schrecklichen Ereignisses kann nicht besser vorbereitet werden, denn Odysseus muß zu erspähen suchen, ob Ajax der Thäter sei, was für ein Grund ihn antrieb, was er bezweckte, und welche Dinge ferner von ihm zu befürchten stehen? Odysseus muß diese Fragen zu lösen suchen, weil er nach Charakter und Sinnesart der Geschickteste ist im Heer, dergleichen zu behandeln, und weil die besondere Lage ihn am

dringendsten dazu auffordert. Ajax ist sein Feind, Odysseus hat über ihn gesiegt, und muß für sich selbst das Schlimmste fürchten, wenn der persönliche Feind es war, welcher den Kreis des vernünftigen menschlichen Handelns übersprang.

Wie aber soll er Gewißheit erlangen? Selbst den gefürchteten Feind in seinem Zelte anzugehen, würde sinnlos seyn, wenn die Dinge wirklich so stehen, wie man glaubt. Ein zweites Auskunftgebendes Wesen ist nothwendig. Unter den Sterblichen darf es nicht gesucht werden, denn die That ist ohne Zeugen geschehen. Wer anders soll den Odysseus aufklären, als seine Schutzgöttin?

Athene beginnt die Tragödie. Sie hat den Odysseus schon lange spüren sehen, und giebt sogleich den Ort der Szene mit der höchsten Deutlichkeit an:

— „um Ajas Schiffsgezelt, wo dieser schließt
Der Reihe Grenzen“ —

Wir haben, wie immer in den besten Werken der Alten, von vorn herein festen Boden unter den Füßen.

Odysseus wird mit vorläufiger Kunde versehen, und die Gestalt des Helden zwar mit Bestimmtheit, aber doch auf die allgemeinste Weise, welche die Situation gestattet, eingeführt. Athene sagt:

„Er ist drinnen, und ihm trieft der Schweiß
Vom Haupt, und seiner schwerbefleckten Faust herab."

Sie fragt: was den Odysseus angetrieben habe, zu spähn? und dieser erhält dadurch Veranlassung, das Ereigniß zu erzählen, die Sorge, worin das Heer sammt den Fürsten und ihm selber schwebte, der Göttin zu vertrauen, und volles Licht von ihr zu erbitten. Doch verfährt der Dichter so weise aufsparend, daß er diese Bitte den Odysseus noch nicht grade hin aussprechen, sondern sie zu Anfang und Ende seiner Rede nur erst in ehrerbietig frohen Apostrophen andeuten läßt:

„O Laut Athenes, mir der liebsten Himmlischen!
Denn kenntlich, seist du immer unsichtbar, vernahm
Ich deinen Anruf, welcher wie Tyrrhenischer
Erzmündiger Felddrommeten Schall mein Herz erfaßt"

dann:

Drum kommst du glücklich; denn in Allem trau' ich längst
Und auch in Zukunft deiner Hand mein Steuer an."

Durch diese Worte, und die Anfangsworte der Athene:

„Dich, Sohn Laertes, seh' ich stets im Hinterhalt,
Hinwegzufangen, was ein Feind dir sinnen mag" —

prägt sich der Bezug beider Redenden zu einander aus, und die poetische Gruppe erscheint scharf umrissen.

Indem der Dichter die Athene beginnen läßt, folgt er dem Gesetze der Nothwendigkeit. Setzen wir, Odysseus rede zuerst, so ist die Situation nur auf doppelte Weise zu bilden, entweder macht sich Odysseus in einem Monologe Luft, oder er hat die Nähe der Athene bereits erkannt, und erzählt ihr, was er gesehen hat.

Wird der erste Weg eingeschlagen, so muß der Moment des eigentlichen Suchens schon vorüber seyn, der Moment, von welchem wir oben sagten, daß er der geschickteste sei, die Handlung einzuleiten, denn es ist naturgemäß, daß die Seele erst dann zum Selbstgespräch kommt, wenn sie über etwas Geschehenes nachdenkt, es müßte denn eine leidenschaftlich-abgebrochene Expectoration seyn, welche in diesem Falle aber nichts exponiren würde.

Wir wollen annehmen, Odysseus rede zur Athene. Dann steht erstlich jener bedeutende und glückliche Moment noch ferner, weil sich schon ein Ereigniß, die Erscheinung und Erkennung der Athene zwischen ihn und den Beginn der Handlung eingeschoben hat. Zweitens muß Odysseus, um seine Anrede zu motiviren, sagen, daß er Athene gesehen und erkannt, und daß diese ihn aufgefordert habe, zu

reden. Es bekommt dann ein secundaires Motiv, ein Nebenumstand zu viel Breite. Die Harmonie wird gestört, und eine Ueberladung erzeugt sich, die der Grieche innig verabscheut. Bleibt die Darstellung aber, wie sie jetzt ist, so ergiebt sich Alles von selbst in vollkommner Zweckmäßigkeit. In Athene's Rede spiegelt sich die Hauptsache ab, worauf es hier ankommt: das Spähen des Odysseus, auch wird der Grund angedeutet — die in Umrissen vorgezeichnete Figur des Helden.

Odysseus muß auf die Frage der Göttin antworten. Er bekräftigt das Suchen, so wie er nun zuerst die Spuren der That berichtet. Man sieht, hier ist überall ruhiger, fester Fortschritt, die Conture sind scharf gezogen, aber sie umziehen nur die Ergebnisse, nicht die Sache selbst — so allmählig und gediegen beginnt der Grieche, und so bewußt stimmt er den Geist zum Empfangen des Werks. Man könnte glauben: die Frage der Athene, wodurch sie den Odysseus zum Reden bringt, sei zufällig und ohne Zusammenhang. Denn sie weiß, was vorgefallen ist, und weßhalb Odysseus um das Zelt seines Feindes schleicht. — Allein diese scheinbare Unschicklichkeit verschwindet, wenn wir erwägen, daß

die Göttin den Helden verderben will. Sie selbst hat dazu das Ihrige gethan, das Andre muß durch die Menschen geschehen. Es ist daher nothwendig, daß sie sich mit ihrem Schützlinge in ein Verhältniß setze, ihn ausfrage, und sich dadurch die Mittel verschaffe, auf, und durch die Menschen zum Untergange des Ajax zu wirken. Die That und das Interesse der Griechen, ihren Urheber zu entdecken, wirken als Factoren, durch welche in stätiger Entwickelung das folgende Produkt sich erzeugt:

Odysseus fragt:
„Und, liebe Fürstin, fruchtet auch die Mühe mir?

Athene.
Wohl kommt in Wahrheit jene That dem Manne zu.

Odysseus.
Was stürmt' er aber so mit sinnverkehrter Faust?

Athene.
In schwerem Unmuth um Achilleus Waffenschmuck.

Odysseus.
Was aber fiel er unsres Heers Viehheerden an?

Athene.
Zu färben dacht' er seine Faust in Eurem Mord.

Odysseus.
So war der Anschlag uns Argeiern zugedacht?

Athene.
Ja! ausgeführt auch, ward es nicht von mir bedacht.

Odysseus.

Doch, welche Frechheit faßt' er, welches Wagestück?

Athene.

Trügerisch enteilt' er Nachts allein hinaus zu Euch.

Odysseus.

Und war er da schon, nah dem Ziel hinangelangt?

Athene.

Hatt' Eurer Feldherrn Doppelthore schon erreicht.

Odysseus.

Und wie enthielt er seine mordbegier'ge Faust?"

worauf Athene erzählt, wie sie ihn in das Netz des Wahnsinns geworfen, und ihn, indem er seine Feinde vor sich zu sehen gewähnt, zum Morde des Viehes getrieben habe.

Wir sehen in einer merkwürdigen Steigerung die Darstellung bis zu dem Punkte gelangen, auf welchem das volle Licht gegeben wird. Die Reden und Gegenreden lösen das Hinstreben des Helden zum Verderblichen in lauter einzelne, streng auf einander folgende Momente auf, und die Gunst der gewählten Form zeigt sich, indem die Bestandtheile des Gedichts, welche in dem Verfolge der Handlung noch weiter benutzt werden sollen, durch sie schon sämmtlich, wenn auch nur erst angedeutet, hervortreten. Zugleich ist sie in ihrer nachdrücklichen Eile

ein treffliches Abbild des Dargestellten; erst mit der Erzählung der Athene tritt wieder die Ruhe ein, welche dem Wunder ziemt, dessen Schilderung nun erfolgen muß. Auf das Wunder und den Wahn des Ajax wird in der Erzählung das Hauptgewicht gelegt, die Aeußerung von des Helden verkehrtem Zorne behandelt der Dichter mit einer gewissen Allgemeinheit, aus drei Gründen.

Einmal ist es nächste Obliegenheit der Athene, auf die Frage des Odysseus, warum Ajax sein mörderisches Vorhaben nicht ausführte? den Grund davon anzugeben. Dieser Grund liegt im Wahn, in den sie ihn stürzte. Ihn zu schildern ist die Hauptsache, — wie der Wahn sich an den Tag legte, — Nebensache.

Zweitens ist das Wesen des Ajax von seiner edleren Seite noch nicht dargestellt. Es fehlt daher an einem Gegengewichte, eine ins Einzelne gehende Beschreibung seines unsinnigen Gebahrens, widerstrebte der tragischen Würde des Helden. Wir werden sehen, wie genau Alles geschildert wird, sobald der Dichter sich den nöthigen Raum dazu ausgemessen hat.

Drittens ist es Intention, den wahnsinnigen

Helden selbst unsren Augen vorzuführen. Eine genauere Beschreibung seiner Gräuelthaten würde aber die Gewalt dieser Erscheinung schwächen, statt daß die Erzählung, wie sie jetzt ist, auf dieselbe spannend hindeutet. Daß der Held im Wahne Vieh getroffen, ist weniger wichtig, als daß er die Feinde zu treffen gewähnt hat.

Sie entspringt mithin nothwendig, so wie sie ist, aus dem Vorhergegangenen, und es liegen in ihr Hindeutungen auf das Folgende. Kunstvoll stimmt sie zur Anschauung des Helden, und bildet zugleich einen schönen Gegensatz gegen die frühern lebhaften Wechselreden. Diese liebt Sophocles, wenn es gilt, Entdeckungen vorzubereiten. Wir finden ähnliche Stellen in den Trachinierinnen (875 bis 900), im König Oedipus (1005—1073) und in der Electra (1215—1225).

Sie sind wahr, denn jede Entdeckung eines Verborgnen setzt eine Reihe von Combinationen voraus, sie sind zweckmäßig, denn die Aufmerksamkeit wird durch sie am kräftigsten auf den Punkt hingelenkt, welcher der Erhellung bedarf.

Athene sagt: Sie wolle nun dem Odysseus die Krankheit des Mannes anzuschauen geben, damit

er sie als Zeuge dem Heere verkünde. Sie ruft den Ajax aus seinem Zelte.

Hier hat der Dichter eine doppelte Absicht gehabt. Einmal soll das, was genugsam in der Erzählung vorbereitet war, nun in sinnlicher Stärke vor den Zuschauer treten.

Sodann aber soll auch die Katastrophe angedeutet werden. Odysseus wird, ja er muß (da die Göttin es befiehlt) den Wahnsinn des Ajar im Heere kund machen, und den Helden zum tiefsten Abgrund der Schmach hinabstürzen. Odysseus fürchtet sich, den Feind zu sehen, und bittet die Göttin, ihn drinnen zu lassen. Athene verweiset ihm dieses Zagen, und kündigt ihm an, daß Ajar, von ihrer Macht um die Wimpern geblendet, ihn nicht wahrnehmen werde. Mehrere Reden werden hierüber zwischen ihnen gewechselt, sie gehn ganz leicht und natürlich aus der Situation hervor, haben aber eine sehr tiefe künstlerische Bedeutung. Der zunächst in's Auge fallende Zweck ist: die Wirkung von der Erscheinung des Ajar zu verstärken. Denn indem Odysseus vor ihm, als vor einem Schrecklichen zurückbebt, Athene aber ihn als kindesschwach darstellt, trifft der Ausdruck dieser

beiden verschiedenen Vorstellungsarten in dem Punkte zusammen, die Verfassung des Helden als etwas ganz Außerordentliches hervor zu heben.

Als etwas Außerordentliches nämlich, so lange man den Moment des Stücks für sich allein in's Auge faßt, und ihn direct versteht. Begreift man ihn aber in seiner Beziehung zum Ganzen, so springt hier zuerst die Ironie hervor, mit welcher der Dichter seine Aufgabe zu lösen gedenkt. Die Kraft und Gewalt des Menschlichen, noch dazu, wenn es übernatürlich angeregt worden ist, scheinen aus den Reden des Odysseus, und doch ist das schrecklichste Menschliche nur ein Spielwerk in den Händen feindlich-gesinnter Götter, folglich muß es einen Punkt geben, von welchem aus auch der Held in gewissem Sinne als ein gewöhnlicher Mensch erscheint. Geflissentlich hat der Dichter die hellen Wimpern des Ajax, und daß auch sie verfinstert werden können, hervorgehoben, und der weise Odysseus schlägt darauf den Grundton des Stücks an, indem er ausruft:

„Es bringt die Gottheit jedes Ding zu Stande wohl!"

Die nun folgende Erscheinung des Helden zeigt, wie der Grieche das Gräßliche mildernd behandelt,

um die Darstellung nicht aus dem Charakter der Schönheit fallen zu lassen. Ajax apostrophirt die Göttin, verspricht ihr Dankopfer, sie fragt nach den Werken seiner Hände, er erzählt ihr, daß sein rächender Stahl im Heere und an den Atriden sich gesättigt habe, im Zelte aber sitze gefesselt an einer Säule der abgefeimte Odysseus, und dieser solle vor seinem Tode noch erst die Schmach der Geißelung erfahren. Höhnend bittet sie, nicht so erbarmungslos den Unglücklichen zu strafen. Ajax widerspricht trotzig und tritt ab.

Nichts ist in dem, was vor unsern Augen geschieht, übertrieben und hart zu nennen; wir sehen nur den Zornigen, der Grund zum Zorne hat, und sich rächt. Ein Verrückter erscheint uns nicht, der Wahnsinn, welcher den Alten außer dem Bereiche der Kunst lag, ist perspectivisch gehalten, und wir mögen nur durch die Spalte des Zeltvorhangs die Leichname der geschlachteten Schafe und Böcke sehen. Aber indem das Bild des Helden sich von dem dunkeln Hintergrunde abschneidet, erhält es eben eine außerordentliche Kraft. Wir dürfen dieser Scene um so mehr Aufmerksamkeit widmen, als jene perspectivische Haltung, jene Ab-

stufung eines Hintergrundes, deren wir erwähnten, etwas Seltnes in den Dichtungen des Alterthums ist. Ihre Figuren und Gruppen sind sonst mehr den Bildsäulen verwandt.

Die Wechselreden der Athene und des Ajax dienen zugleich vortrefflich, die rauhe, nicht zu beugende Gemüthsart des Helden darzulegen. Auf diese Weise bereitet sich der Dichter, welcher überall analytisch verfährt, vor, das Schicksal, welches bis jetzt nur als ein äußeres erschien, nach seiner innern Nothwendigkeit zu schildern. Indessen ist in der alten Tragödie Entfaltung der Sinnesart im Allgemeinen, nie einziger Zweck eines Moments. Auch hier soll wieder eine äußere Wirkung motivirt werden. Athene will, indem sie dem Odysseus zu hören giebt, von welcher Wuth Ajax gegen das Heer, die Fürsten und besonders gegen ihn befallen ist, ihn kräftigst zum Verderben des Helden aufregen.

Die folgenden Reden beruhigen, doch deuten sie, nur gehaltenern Schwungs, auch wieder vorwärts. Sie lauten:

Athene.

„Du siehst Odysseus, was die Macht der Götter ist,
Wer übertraf einst diesen an Besonnenheit?
Wen sahst du besser üben, was die Zeit gebot?

Odysseus.

Ich wüßte Keinen. Und mich faßt Wehmuth um ihn,
Der immer elend, sei er auch mein Todesfeind,
Dieweil ihn grausam blindes Urtheil-Loos bestrickt;
Denn Alle, seh' ich, sind ja wir nichts andres, denn
Scheinbilder, die wir leben, mit des Schattens Kraft.

Athene.

Dieß nun betrachtend allezeit, versündige
Du nie mit Hochmuthsworten an den Göttern dich,
Noch schöpf' ein leeres Prahlen, wenn vor Menschen du
An Kräften vorragst, oder durch der Schätze Flut.
Denn nieder beuget stäts der Tag, und hebt empor
Jedwede Menschenwerke, doch Verständige
Liebt nur die Gottheit, aber haßt die Thoren stäts."

Es erscheint immer deutlicher die Darlegung des Gesetzes, von welchem abirrend, der Held fiel. Die Allgemeinheit, zu welcher das Gedicht kommt, versammelt die bisher zerstreut ausgelegten Elemente, das Schicksal des Ajax wird nach früherer und späterer Zeit abgemessen, und in dem Kreise der wenigen Reden liegt das, was dem Beginne der Handlung vorherging, das, um welches sich dieselbe jetzt dreht, und das, was noch folgen muß. Sie schließen auf das Schicklichste die Exposition. Die Tragödie ist in stufenweiser, durchaus folgerichtiger Entwicklung bis zu einer Höhe gelangt, von welcher sich eine große Aussicht entdeckt. Müssen wir schon

an dem, was ihnen vorhergeht, bewundern, daß das ganze Gedicht darin eingewickelt liegt, so verdienen die besprochnen Reden in dieser Hinsicht noch mehr unser freudiges Staunen. Es wird in ihnen dargestellt:

1. daß Ajax, ein trefflicher, vor den übrigen Menschen hervorragender Held gewesen sei;
2. daß ihm aber eine Beimischung von Trotz und Stolz gegeben sei, die ihn zum Uebermuth gegen die Götter verführt habe;
3. daß ihr Zorn ihn dafür ereilt habe;
4. daß er unrettbar verloren sei;
5. daß, weil die Macht der Götter, wie sie will, mit den Menschen, auch den stärksten, schaltet, sein Schicksal ein allgemein menschliches sei. —

Durch diese Wendung wird uns die Aussicht gegeben, das Geschick des Ajar, so sehr es jetzt aus den Kreisen des allgemeinen Daseyns gerückt zu seyn scheint, endlich im vollkommnen Einklange mit diesem zu erblicken.

Wir werden sehen, wie der Dichter im weitern Verfolge der Tragödie nur jene Fäden ausspinnt. Es beginnt nun das, was der Grieche Episode nannte, und wofür wir keinen passenden Namen finden, da unsre Bezeichnungen, die von der Schür-

zung und Auflösung des Knotens hergenommen sind, nur sehr uneigentlich von der alten Tragödie gebraucht werden können, in welcher der sogenannte Knoten immer schon vor dem Beginn des Spiels zusammengezogen ist. Ist es erlaubt, das Wesen der Episode mit allgemeinen Worten auszudrucken, so sagen wir, es ist die in's Einzelne gehende Schilderung der Bestandtheile und Folgen einer Handlung, welche in der Exposition, oder mit den Alten zu reden, im Prologe, zusammengefaßt angedeutet waren.

Zuerst nimmt der Dichter die Reihe der Vorstellungen auf, welche sich auf die äußere Bedeutung und den Werth des Helden beziehen. Wir sahn ihn bis jetzt nur unter Feinden, jetzt treten seine Angehörigen in das Gedicht ein. Diese Anknüpfung ist natürlich, denn in dem Kreise, der ihn zunächst umgiebt, mußte die That zunächst Bewegung hervorgebracht haben. In diesem Kreise spiegelt sich auch am unmittelbarsten seine Würde ab.

Der Chor beginnt mit einem Gesange, worin er seines nahen Zusammenhangs mit dem Helden gedenkt. Das Heil des Ajax beglückt ihn, gottgesandte Geschicke und Schande, die der Held bei den Argeiern erduldet, drücken ihn, wie jenen. Er

hat den Ruf der That vernommen, und fürchtet, daß Odysseus sie überall bekannt machen, daß jeder begierig die böse Nachricht empfangen werde, denn wer den Großen Böses nachsage, finde immer glaubende Hörer, der Geringe sei davor sicher. Und doch sei der Geringe ohne den Großen nur schwach; der Große dagegen vermöge ohne den Beistand der Geringen nichts. Davon fasse thörichtes Volk keine Einsicht. Ihr Geschrei erhebe von ferne sich, in der Nähe des Helden werden sie muthlos verstummen.

Aus dieser Schilderung des Ajar, als eines Uebermächtigen, geht die folgende Betrachtung hervor, daß er nicht durch eines Menschen, sondern nur durch der Götter Macht habe verdorben werden können. Auf Artemis und Ares räth der Chor, ruft günstige Götter zum Beistand an, und fordert den Ajar auf, nicht länger im Zelte zu säumen, sondern rächend und zerschmetternd unter seine Feinde zu treten. Merkwürdig ist der poetische Takt, welcher sich im Schlusse des Chorgesangs darthut. Dieser lautet, nach jener Aufforderung:

„Und deiner Verfolger Spott tobet
Ohn' Schranken in ruhigen Thalgründen,
Und streckt rings die Zung' hohnlachend,
Und es drückt mich zielloſester Pein Kummer."

Eine auf den Effekt arbeitende Manier würde mit jener Aufforderung an Ajar, sich in voller Heldenstärke den mißredenden Feinden zu zeigen, geschlossen haben. Allein hierdurch wäre die Wahrheit verletzt, und die Verbindung der Theile gestört worden.

Die Größe des Helden ist nämlich, wie wir gesehen haben, bereits gestürzt, ein Kampf soll nicht mehr statt finden, und es darf daher auf sie das Hauptgewicht der Darstellung nicht gelegt werden. Ueberwiegend muß in letzterer das Besiegtseyn bleiben, jene muß nur in Neben-Parthien vortreten, um dieses recht bedeutend zu machen. Deßhalb kehrt der Chor in die oben angegebene trübe Betrachtung zurück.

Ferner: wie sollte der Dichter, wenn er mit der Aufforderung schlösse, das Folgende anknüpfen. Es liegt in der Oeconomie dieses Theils der Tragödie, daß er uns zeigt, wie die That, und was ihr folgte, den Nächsten um Ajar erschienen ist. Tekmessa, seine Lagergenossin, muß eingeführt werden, und kann, wenn der Chor so schloß, wie wir annahmen, nur durch eine Schilderung des kraftlosen Zustandes, worin der Held sich gegenwärtig befindet, antworten, der Chor muß sich dann zurückfragen bis zu dem Zeitpunkte, da Tekmessa Zeugin

des Wuthausbruchs wurde, und die Glieder des schönen dramatischen Körpers werden gänzlich verschoben. Tekmessa kommt, und bricht in Klagen gegen die Schiffer aus. Der Chor hat Veranlassung, sich bei ihr nach dem Näbern zu erkundigen, denn auch ihm waren nur erst Gerüchte zugekommen, an deren Wahrheit er zu zweifeln Ursach hatte, weil sie von Feinden herstammten. Tekmessa bestätigt dieselben, und das Gedicht ist nun zu dem Punkte gelangt, auf welchem eine in's Einzelne gehende Beschreibung der Metzelei ertragen werden kann, weil das Bild des Helden, durch den Antheil, den Freunde, Bettgenossin, ja selbst der Feind ihm zollen, zu genugsamer Würde erhoben worden ist. Tekmessa giebt die Beschreibung, nachdem sie den Chor von seinem Wahne, daß der Held noch rase, geheilt, und ihn bedeutet hat, dem alten Uebel sei ein neues gefolgt. Ajar schaue, zum Bewußtseyn gekehrt, in unendlicher Trauer sein Leidensschicksal an.

Der Gesang des Chors war schon antithesenreich, die Reden der Tekmessa mit ihm, enthalten noch mehr der Gegensätze: Als Ajar krank war, freuete er sich in seinem Wahn, nun er gesundet ist, fuhlt er herben Mißmuth. Auf das Doppelseitige,

Schillernde alles Menschlichen und Weltlichen wird dadurch hingewiesen. Immer mehr verräth das Gedicht durch die Behandlung, daß es im Ganzen zu einem tiefern Zwecke hinarbeite, als wie solcher in den einzelnen Momenten und deren Tendenzen zu Tage liegt.

Das Weheschreien des Helden unterbricht diese Gespräche, aber nicht eher, als bis der Chor es angekündigt hat; denn der Grieche läßt nichts rasch und plötzlich eintreten, des großen Kunstgesetzes eingedenk, daß die vorbereitete Erscheinung den größten Eindruck macht.

Ajax ruft nach seinem Sohne, nach seinem Bruder, und wird sichtbar. Tief bejammert er, was er gethan, aber der Zorn auf Odysseus und die Atriden ist ihm geblieben, er wünscht noch, diese Feinde auszutilgen, und dann selbst zu fallen. Er denkt seiner glorreichen Ahnen, seiner Thaten, überlegt die Wege, die ihm aus diesem Elend offen stehen; zuletzt erscheint Selbstmord als der einzige:

„Solche That werd' ausgedacht,
Die meinem alten Vater zeig' unzweifelhaft,
Nicht sei ich ganz entartet ihm an Sinn erzeugt.
Wohl schändet Sehnsucht langer Lebenszeit den Mann,
Entflieht er niemals schnöder Unglückseligkeit.

Welch' Freuen bringt auch mancher Tag, der manchem
Tag
Zukommt, und stäts verschonet mit dem Lebensziel?
Nichts Großes wahrlich geb' ich für den Menschen, der
An leerer Hoffnung immer sich erwärmen kann.
Nein, edles Leben, oder edler Untergang
Ziemt hoher Denkart." —

Er fordert von Neuem seinen Knaben, mit Tekmessa erzeugt. Sie reicht ihm zögernd das Kind. Rührend apostrophirt er dasselbe, und bestellt sein Haus. Ruhig ermahnt ihn der Chor, leidenschaftlich beschwört ihn Tekmessa, im Leben zu bleiben. Ihr Daseyn ist auf ihn gegründet. Die Wirkung, welche die flehentlichen Bitten der eroberten Sclavin machen, ist groß, es spricht aus ihnen der Ton des innigsten Bedürfnisses, den Helden sich zu erhalten, doch Alles ist umsonst. Ajax sagt:

„Es heilt kein weiser Arzt
Noch Zauberlieder, wenn den Schnitt das Uebel ruft."
und später:
„Thöricht scheint dein Sinn gewiß,
Wenn meine Denkart heute noch du meistern willst."

Mit diesen Worten geht er ab. Die Charakteristik des Helden ist in ruhiger Klarheit vollendet worden. Wie ein Fels steht er noch im tiefsten Unglück da, an welchen sich die Schwachen lehnen;

leidenschaftlichen Antheil erregend, selbst aber Niemandes bedürfend, rauh, aber edel, unbeugsam und einer milden Regung nur da fähig, wo ihm das Bild gänzlicher Hülflosigkeit — ein Kind — entgegen tritt. Es ist bedeutsam, daß er auf die Reden des Chores und der Tekmessa fast nicht merkt, sondern sich durch sich selbst aus dem Abgrunde der Verzweiflung bis zu dem Entschlusse, der allen Zwiespalt in seinem Geschicke enden soll, stufenweise empor windet.

So gewinnt sein Bild zuletzt eine Größe, daß er wie ein Riese dasteht; weil ihn der Dichter aber vor unsern Augen allmählig wachsen ließ, machte er unsere Einbildungskraft fähig, es ganz aufzunehmen, und sicherte seiner Darstellung eine höchst energische Wirkung.

In schönem Gegensatze zu der kolossalen Gestalt, welche den Schauplatz verließ, druckt der Chor in einem Gesange die Todesfurcht, welche gewöhnlichen Menschen beiwohnt, aus, sieht aber auch im Geiste den Kummer, welche die Eltern des Ajar bei der Nachricht von dem Wahnsinn des Sohns empfinden werden. Angedeutet wird, daß der Hades solchem irren Weh vorzuziehen sei. Leise, doch vernehmlich zieht sich durch diesen Gesang die frühere

Entgegenstellung der Menschen von gewöhnlichem Schlage und der aus der Menge hervorragenden Helden. Um diesen Contrast recht hell ins Licht zu setzen, muß der Held wiederkommen. Er stellt sich erweicht von Tekmessas Bitten, und will, wie er sagt, leben, hinausgehn zu einer einsamen Meergegend, dort das unglückselige Schwert vergraben, und seine Hand von der empfangenen Besudelung reinigen. Er spricht goldne Worte der Mäßigung, will in Zukunft sich den Göttern unterwerfen, den Atriden Ehre zugestehen, die Feinde nicht unbillig hassen, und den Freunden nicht übermäßig vertrauen. Er geht, und bittet den Chor:

„Doch ihr Genossen, heget nun vor meinem Schluß
Ehrfurcht; und Teukros, wenn er kommt, bedeutet, daß
Er mein gedenkend, Euch zugleich wohlwollend sei —
Denn ich enteile, sonder Frist, wohin ich muß;
Doch ihr gehorcht mir, und erfahrt vielleicht sodann,
Wiewohl ich jetzt noch leide, bald mein Wohlergehn."

Der äußere Fortschritt, den die Wiedererscheinung des Ajax in das Stück bringt, ist zwar nur gering, doch ist er vorhanden. Ajax hatte zwar uns, aber noch nicht dem Chore die Ueberzeugung von der Festigkeit seines Entschlusses gegeben. Wird er ihn ausführen? Können wir es hindern? Diese

Fragen hatte sich der Chor vorzulegen. Und wir mußten fragen: Wie werden sich die Angehörigen des Ajax benehmen? Es war daher zwischen diesem und den Seinigen noch etwas zu verhandeln. Deßhalb kommt Ajax. Während er zu widerrufen scheint, sichert er sich durch die Täuschung ein ruhiges Ende. Die in uns entstehende Gewißheit, daß nun nichts mehr den Selbstmord hemmen werde, bezeichnet den äußern Fortschritt der Scene. Indessen ist das Aeußere hier Nebensache; das Innere dafür desto bedeutender. Aus den Reden des Ajax leuchtet eine Art göttlicher Verzweiflung, sie sind vielleicht das Schönste, was je gedichtet worden ist. Denn wenn der Held dahin gelangt, mit seinem Verstande einzusehen, daſt die gewöhnliche Art eigentlich gegen ihn Recht habe, dann ist sein Untergang entschieden, dann ist der Augenblick da, in welchem der Tod als alleiniges Rettungsmittel, und der Selbstmord, als Natur-Nothwendigkeit erscheint. Sein Schicksal ist nun bis zur sinnlichsten Stärke klar gemacht, der Held erkennt das Gesetz, von dem er abfiel, und welches zu erfüllen ihm unmöglich ist, soll er das besondre Einzelwesen bleiben, welches er nun einmal ist. Wir

sahen, daß die Tragödie, in ihren einzelnen Gliedern betrachtet, den großen Gegensatz von gemeiner Menschen- und Heldennatur sonderte, dieser ist nun in des Helden Bewußtseyn selbst auf die Spitze getrieben und ausgeprägt, hier liegt daher der Wendepunkt des Gedichts, alles Folgende kann nur Schlichtung und Vermittelung seyn. Schon der feierlich frohe Gesang, worin der Chor, getäuscht durch des Helden letzte Worte, günstige Götter und die Alles verzehrende starke Zeit preiset, leitet über.

Die Rückkehr des jagenden Teukros, dessen Einführung durch die Worte des Helden motivirt ist, wird durch einen Boten verkündigt. Teukros ist im Heere geschmäht, man hat ihm gedroht, daß Ajar die Steinigung werde erleiden müssen, auf ihn selber sind Schwerter gezückt worden. Von Kalchas belehrt, daß nur dieser eine Tag dem Bruder verderblich sei, und der folgende vielleicht ihn errette, hat er geboten, daß Ajar heute in seinem Zelte gehalten werde. In schwerer Ahnung gehn der Bote, der Chor und Tekmessa ab, den Ajar zu suchen. Aus dem Munde des Sehers haben die Worte getönt: Athenes Zürnen verfolge den Helden —

„Denn übermäßige Leiber und unnützliche,
Wirft stäts die Gottheit tief hinab in Ungemach, —
— wenn in Sterblichkeit ein Mensch
Doch sproßt', und denket über Sterblichkeit hinaus.
So wurde dieser, als er her von Hause zog,
Als Thor erfunden bei des Vaters weisem Rath,
Denn dieser prägt' ihm immer ein: „Sohn, wolle durch
Die Lanze siegen, aber mit den Göttern stäts."
Doch überprahlhaft und verkehrt erwiedert' er:
„O Vater, mit den Göttern mag der Nichtige
Sogar den Sieg erlangen; ich getraue mir,
An mich zu reißen solchen Ruhm auch ohne sie."
Dergleichen Hochmuth prahlt' er. Dann hinwiederum,
Als einst Athene's Götterwort Ermunterung
Ihm rief, zu wenden auf den Feind die blut'ge Faust,
Da widertönt' er Kühnes, Unaussprechliches:
„O Herrin, allen Andern im Argeier-Volk
Steh nahe; niemals bricht der Kampf bei uns hinaus."
Mißreden also dieser Art belohnet ihr
Unmilder Zorn ihm, weil er nicht als Mensch gedacht!
Doch überlebt er diesen einen Tag, so wird
Vielleicht ihm Rettung durch der Götter Hülfe noch."

Durch die Scene, deren Inhalt wir angegeben haben, wird unser Gemüth gestimmt, das letzte Schicksal des Ajax anzuschauen. Die Figur des Helden stand bis jetzt in dieser Beziehung noch isolirt da; konnte er ein Andrer werden, als er war, so stand er zu retten. Sein Verhängniß war, wie es schien, nur durch seine Individualität bedingt.

Indem aber Alles, was seinen Tod nothwendig macht, von den ihm zunächst Stehenden durchgesprochen wird, breitet sich der Inhalt seiner Denk- und Empfindungsweise, und aller der Vorstellungen, die seine Gestalt einzeln in uns erregt hatte, von einem Punkte, wenn wir so sagen dürfen, über die ganze Tragödie aus. Der untrügliche Sehermund verkündet das Schicksal, welches diesem Tage gesetzt ist, in dem höchsten, wozu sich der Uebermuth des Helden verstiegen hat, den Grund seines Untergangs, daneben zeigt sich, Behufs des Contrastes, die beschränkte Menschlichkeit, deren Loos an Tag und Stunde geknüpft ist. Was vorher Befürchtung gewesen war, ist ideell schon zur Wirklichkeit geworden, in Teukros hat Ajax Drohungen und gezückte Schwerter erlitten. Es sind also keine leere Wiederholungen, welche vorgebracht werden; es ist vielmehr eine Steigerung der Darstellung gegeben. Alle frühern Vermuthungen sind nun zur Gewißheit geworden: Ajax, ein hinfälliger Mensch, hat über Sterblichkeit hinausgedacht, ist dafür unter das Menschliche hinabgestürzt, und wird von der Menschheit nun ausgestoßen. Der Entschluß des Helden erscheint nicht mehr bloß, wie

bisher, in seinem Charakter begründet, sondern in nothwendiger Abhängigkeit von der Zeit, und fester Verknüpfung mit den äußern Umständen. Als beruhigende Gestalt in der Ferne zeigt sich Teukros, der vom Helden selbst ernannte Leichenbestatter. Indem der Dichter mit weiser Ausführlichkeit dafür gesorgt hat, den Tod des Helden als vollkommen gewiß und bevorstehend anzukündigen, gleichwohl aber der besonderen Situation der Scene gemäß, die Anwesenden in stürmischer Eile zur Rettung davon eilen läßt, tritt wieder die Ironie der Behandlung hervor. Der Dichter will es anschaulich machen, daß im Menschenleben Alles Schein ist, und nur der Ausgang die Wahrheit zeigt. So kann ja auch die grenzenlose Verirrung des Ajax und sein unendliches Unglück vielleicht nur auf einem Scheine beruhen.

Ajax tritt am einsamen Strande des Meers auf, und steckt das Schwert mit dem Griffe in die Erde.

Der Gedankengang in dem Monologe, welcher folgt, ist dieser:

„Das verhängnißvolle Schwert, vom schlimmsten Gastfreunde, Hector, einst mir geschenkt, steht hier mit Sorgfalt aufgepflanzt, daß es mild meinen Tod beschleunige, ich bin wohl bereitet. Zuerst bitte ich

dich, Zeus, um mäßige Gabe, Teukros erhebe mich Todten, laß nicht von meinen Feinden mich grablos zum Fraß der Hunde und der Vögel auswerfen. Dann rufe ich zu dir, Hermes, bringe mich leicht zur Unterwelt. Die Erinnyen rufe ich, anzuschauen meine Noth, und sie an meinen Feinden, ja am ganzen Heere schwer zu rächen. Du aber Helios, hemme die goldnen Zügel, sobald du Salamis erblickst, melde mein herbes Irrsal und meinen Tod dem Vater und der Mutter! Gewaltig wird die Unglückselige jammern! Doch ziemt nicht, mitzujammern, sondern das Werk mit rascher Eil anzugreifen. Den Tod rufe ich, zu des heutigen Tages Glanze rufe ich zum letztenmal!

O Strahl, o Heil'ges, meines Heimathlandes Feld,
Salamis, und du des Vaterherdes alter Sitz,
Du Burg Athenes, du, o mitgesäeter Stamm,
Ihr Flüsse rings und Quellen! Euch auch red' ich an,
Troische Gefilde, lebet wohl, ihr Pfleger mir!
Euch rufet Ajas heute zu sein letztes Wort;
Das Andre sag' ich Hades Unterirdischen!

Hierauf stürzt er sich in sein Schwert. In diesem mit Recht berühmten Monologe nimmt der Held die Ausgleichung des in ihm stattgefundenen Zwiespalts vor, und erstrebt die Sühne mit den durch sein besondres Wollen verletzten Weltgesetzen. Der Charakter seiner Rede ist Erhabenheit, sie drückt eine

innre Apotheose aus. Zu den Göttern wendet er sich vertrauenvoll, denn er will nichts Unmäßiges mehr, er bittet sie um milden Tod, ehrliches Begräbniß, rasche Kunde an seine Eltern, und gerechtes Gericht über seine Feinde. Sein Gefühl löset sich zuletzt in eine innige Gemeinschaft mit der Natur auf, und so verstummt er für immer.

Daß er die Feinde bis zuletzt anfeindet, wird uns nicht befremden, wenn wir erwägen, daß er kein christlicher Held ist. Den Freund zu lieben, den Feind zu hassen, ist die einfache Moral der Alten, nur Unmaß im Haß und in der Rache ist verderblich, und für dieses Unmaß straft sich eben der Held durch selbstgewählten Untergang, die Rache des Unrechts nunmehr den furchtbaren Göttinnen vertrauend.

Hätte Ajax Vergebung über die, so ihm Uebles thaten, ausgesprochen, so würde das den Griechen nur weichlich vorgekommen seyn, und vielleicht Aristophanes Geißel erweckt haben. Wir begreifen, daß jene Parthie keine Härte in dem schönen Gemälde hervorbringen konnte.

Nach innen hat der Dichter die Beruhigung der Contraste vollendet, es fehlt noch ihre äußere Schlichtung. Tekmessa hat den Leichnam gefunden,

mit dem Chore und dem endlich herzugekommenen Teukros wird der Untergang des Helden beklagt. Hierauf bereitet sich Teukros, dem Todten sein Grab zu rüsten. Menelaos erscheint, und will der Bestattung wehren, er zeigt sich roh und gemein, Teukros straft ihn mit scharfer Zunge. Agamemnon kommt, dem der Bruder das Unternehmen des Teukros hinterbracht hat, auch er will dieses hindern, doch ist er schon größer und fürstlicher gesinnt. Odysseus kommt endlich, lobt den todten Feind, erinnert den Heerkönig an seine Pflicht, das Recht Gestorbener zu scheuen, und vermittelt durch seine milde Weisheit, von Teukros und dem Chore bewundert, die Bestattung. Die Scenen, in welchen um diese gestritten wird, sind sehr lang, sie umfassen nahe an 400 Verse, ein ganzer Chorgesang, worin die Salaminischen Schiffer den Krieg, als alles Unglücks Erzeuger, verwünschen, ihr verwaistes Loos nach des Herrschers Hinscheiden beklagen, und sich in die Heimath sehnen, liegt zwischen der Erscheinung des Menelaos und des Agamemnon. Nach unsern Begriffen läßt sich diese Länge nicht vertheidigen, geben wir aber in die Ideen des Alterthums ein, so tritt auch hier uns Schönheit entgegen. Der Stoff ist

nämlich bedeutender für den Griechen, als für uns. Bei unsrer mehr geistigen Ansicht vom Tode hört das Interesse an der Persönlichkeit mit dem Erlöschen des Lebenslichtes fast ganz auf, die Hinterbliebenen kehren sich rasch vom Leichnam ab, und wenden sich mit der Ahnung gegen Etwas, was sie nie sahen, und nicht kennen. Die Begräbnisse sind düster und formlos, jeder eilt gern darüber hinweg.

Dem Griechen hingegen, der Körperliches und Geistiges eigentlich nie scharf sondert, verschwindet der Mensch nicht eher, als bis sein Staub in der Urne gesammelt ist, die Leichenfeierlichkeiten sind heiter, prächtig, und eine Welt spielender Kräfte entfaltet sich am Grabhügel.

Wir begreifen, daß der Todte dem Griechen ein Gegenstand ist, an den sich noch unendlich viele Verknüpfungen heften können. Wir müssen ferner nicht außer Acht lassen, daß das für Schönheit so empfängliche Volk den tiefsten Abscheu vor dem Modern über der Erde fühlt, ein Abscheu, welchen nur derjenige einigermaßen mitzuempfinden weiß, dem einmal der Anblick faulender, halbzerstörter Leichen geworden ist.

Nach unsern Ansichten schließt das Trauerspiel mit dem Tode des Helden, nach denen der Griechen

bleibt Ajar bis zum Scheiterhaufen Held der Tragödie. Nicht der Tod ist sein Letztes, sondern die Verbrennung; bis dahin hört er nicht auf, durch seine Vertreter zu handeln, und wenn auch stumm, in der Sympathie der Zuschauer, zu leiden. Bis dahin kann das Schicksal fortwährend Gesetze an ihm vollstrecken. Und wenn wir dieß nur festhalten, so befremdet uns der letzte Theil des Stücks, welcher nach unserer Art zu reden, zwei Aufzüge füllt, nicht mehr. Die Dichtung erscheint auch in ihm durchaus fortschreitend, harmonisch gebildet, bis in's Einzelne gegliedert, und selbst mannigfaltiger als früher.

Es lassen sich folgende fünf Hauptmomente in ihm unterscheiden:

Erster Moment.

Teukros hat, als Menelaos erscheint, noch keine Anstalten zum Begräbniß gemacht. Dieser verbietet sie roh und gewaltsam. Die Reden zwischen ihnen sprudeln ohne Maaß und sind Erzeugniß der heftigen Leidenschaft auf beiden Seiten, es kommt zu keinem Resultat. Jeder spricht starr seines Herzens Absicht aus.

Zweiter Moment.

Der Chor räth dem Teukros, da Zwietracht

zu toben beginne, die Gruft schleunig graben zu lassen, Teukros geht ab, nachdem er Tekmessen und den Knaben als Schutzflehende bei der Leiche zurückgelassen, das gewöhnliche Lockenopfer gebracht, und den Chor zum Hüter des Todten bestellt hat. Der Chor spricht durch verwandte Ideenreihen den tiefen Gedanken aus, daß die Schwachen und Bedürftigen nunmehr die Schützer des Starken und Vermögenden sind.

Dritter Moment.

Teukros hat sein Geschäft besorgt. Agamemnon kommt und klagt des Ajax starren, unfügsamen Sinn an, indem er ihm die letzte Ehre abspricht. Teukros kann den gerechten Vorwürfen nur die Erinnerung an des Helden preiswürdige Thaten entgegen setzen, es spaltet sich das Gedicht gewissermaßen noch einmal, und zeigt die Doppelseite übermenschlicher Kraft.

Vierter Moment.

Jene Spaltung ist nur zu schlichten durch einen Schiedsrichter. Und wer soll es anders seyn, als Odysseus, dessen Beruf uns die Exposition schon kund gab. Er war das Werkzeug zum Verderben des Helden; aber nicht in eigenem, sondern in des Schicksals Namen. In des Schicksals Namen

bereitet er dem Todten den Genuß seiner frommer Rechte vor.

Fünfter Moment.

Teukros beginnt die Bestattung. Der Held wird in den Kreis der Menschheit auch äußerlich wieder aufgenommen.

Jedes, die Kunst verstehende Gemüth, muß die Ruhe, Würde und Gründlichkeit dieses Schlusses empfinden. Die letzte Betrachtung des Chors:

„Sehr viel zwar mag anschauend der Mensch
Einsehn, doch eh' er geschaut, sagt kein
Weissager des Künftigen Ausgang."

knüpft sich eng an das Stück. Dieses dreht sich ganz um die Schranken der menschlichen Einsicht. Denn die Kraft des Helden blieb in ihrer Verirrung dieselbe, und wurde nur von den Atriden auf das Vieh abgeleitet; aber die Einsicht kam dem Helden erst, als er wahrhaft geschauet hatte, und darum hat der Chor Recht, im Allgemeinen auf das Anschaun, als Quelle der Erkenntniß hinzuweisen.

Wie der letzte Theil sich in den geschilderten fünf Hauptmomenten stätig fortbewegt und gliedert, so bilden diese sich wieder in kleinen, streng mit einander zusammenhangenden harmonischen Theilen

aus. Ein Beispiel genüge: die Scene zwischen Teukros und Menelaos.

Menelaos kündigt das Verbot der Bestattung an. Kurze Wechselreden, die bis zur Frage des Teukros führen, warum Ajax unbeerdigt bleiben solle? Menelaos sagt in einer langen Rede die Gründe, welche Zorn und Feindschaft ihm in den Mund legen. Gereizt und bitter antwortet Teukros in eben so langer Rede. Der Chor faßt diese Heftigkeiten mit kurzen, zur Mäßigung mahnenden Sprüchen, wie mit Blumen ein.

Die Situation ist exponirt, die Elemente dieser kleinen Exposition werden nun gesteigert durchgearbeitet in zwanzig scharf auf einander schlagenden Wechselreden, die, vom Persönlichen anfangend, sich in der Mitte zu größerer Allgemeinheit erheben, dann aber wieder in's Persönliche zurückfallen, und mit den Versen schließen:

Menelaos.
„Eins sag' ich nur, der bleibet unbeerdiget!
Teukros.
Du aber höre das nur, dieser wird beerdiget."

Der Satz und die Bestandtheile der Scene sind in direkter Rede erschöpft. Menelaos steigert sei-

nen Angriff, indem er auf Teukros in einem spöttischen Gleichnisse, vom Manne, der im Anfang des Sturms kühn war, als letztrer aber überhand genommen hatte, sich feige verkroch, — losgeht.

Teukros kommt darauf zu einem Aeußersten. Er sagt dem Menelaos die unverhüllte Wahrheit mit der ironischen Bemerkung, daß sie ein Gleichniß sei. Dieß kann nicht mehr überboten werden, und so bricht die Scene ab.

Wir sehen an diesem Beispiele, wie der große Dichter bis in das Kleinste seine Schöpfungen beseelt. So entsteht ein Erzeugniß, welches nicht Natur ist, aber mit dem Natürlichen die Eigenschaft vollendeter Organisation theilt.

---

4. Sculptur in der Poesie.

Der Dichter kann bei der Behandlung eines Gegenstandes einen zweifachen Weg einschlagen. Entweder stellt er die Dinge dar, wie sie dem Menschen erscheinen, oder er schildert, was sie ihm bedeuten. Soll die Erscheinung ein dichterisches Bild werden, so muß die reine Form von allen Seiten ohne Beiwerk in möglichster Bestimmtheit hervortreten. Hat die Darstellung dagegen es mit der Be-

deutung zu thun, so tritt nicht sowohl die Sache selbst, als vielmehr ihr Wiederschein aus dem umgebenden Elemente, ihre Wirkung und Folge hervor; denn nur solche Momente legen aus und erklären. Auf Erklärung und Auslegung arbeitet aber diese Art hin. Darstellung der Form an sich ist untergeordneter Zweck, und nur insofern nöthig, als die Poesie, wie jede Kunst, das Gestaltenlose haßt. Der Bildhauer wirkt durch die fühlbare Form, der Maler durch Colorit und Beleuchtung. Ihnen ähnlich arbeiten die Dichter der beiden Classen, und wir können gleichnißweise sagen, daß die erste wie der Bildhauer, die letzte wie der Maler verfährt.

Ausschließlich gehört zwar kein Dichterwerk in die eine oder die andre Sphäre, denn es würde dann einseitig und schroff sein. Allein ein Vorwalten der einen oder andern Behandlung bestätigt die Anschauung, und es braucht kaum erwähnt zu werden, daß die alte Poesie mehr zu dem ersten Styl sich gewendet hat, die neue dagegen sich die zweite Behandlungsweise als Styl auszubilden strebt, und nicht willkührlich, sondern nothwendig geht unsre Kunst diesen Gang. Denn die durch das Christenthum motivirte Weltbetrachtung führt ihr

nicht die sinnliche Fülle der Dinge, sondern ihren Sinn und Bedeutung zu.

In unsrer Tragödie werden wir überall den Marmor fühlen. Zuvörderst betrachte man die Construktion im Allgemeinen. Scene für Scene entspringt nach einer im Gedichte sichtbaren Nothwendigkeit aus den nächsten äußern Anlässen, und wird durch die Stellung der Redenden zu einander bestimmt, überall erscheint ein fester Umriß. Nirgends herrschen Gesinnungen unbedingt vor, sondern diese sind immer durch die jedesmalige Lage fixirt. Aeußerlich wahrnehmbar ist Alles; statt daß in modernen Werken das Symbolische fast zu deutlich hervortritt, schimmert dieses in der alten Dichtung nur mäßig durch das Individuelle.

Um den Helden hat uns der Dichter gleichsam herumgeführt, damit uns seine Statue von allen Seiten erscheine. Erst sehen wir ihn mit den Augen seiner Feinde im Olymp, und auf der Erde. Dann treten wir mit dem Chore und mit der Tekmessa auf andre Standpunkte. Aber auf allen diesen Standpunkten stehn wir in gleichem Lichte, und sehn den Helden immer selbst. Alle seine Empfindungen haben einen durch äußern Anstoß bedingten

Charakter, auch in dem letzten Monologe wiederholt sich nur der sinnlich-wahrnehmbare Mensch, das, was dem Griechen für unaussprechlich galt, spart er dem Hades auf.

Besonders fühlbar wird die Sculptur der Poesie in der Erzählung der Tekmessa von dem Wahnsinn des Ajax, in welcher uns, so zu sagen, nach und nach eine Reihe der herrlichsten plastischen Gruppen gezeigt wird. Sie folgen so auf einander.

Erst hat Ajax sein Schwert ergriffen, und geht aus dem Zelte, umsonst von Tekmessa zurückgerufen. —

Wiederkehrend metzelt er im Zelte das mitgebrachte Vieh. —

Unter Hohngelächter sprudelt er im Vorhofe die feindseligen Reden aus, zu denen ihn Athene, nachdem sie ihn hinausgerufen, anreizte. —

Wie er Besinnung erhält, setzt er sich leise unter den todten Thieren nieder und zerrauft sein Haar. —

Nirgends erscheint in dieser Erzählung etwas Andres, als die Form des Helden und sein äußres Gebahren. Nirgends eine Schilderung des Eindrucks, den die unglückselige Schau auf Tekmessen machte, nirgends eine Spur von einem Hinausgehn über das unmittelbar vorliegende individuelle Handeln des Helden.

Und doch spricht Tekmessa in einer sehr bekümmerten und aufgeregten Stimmung. Interessant ist es, mit diesem Beispiele ein in seiner Art eben so vollkommnes modernes zu vergleichen. Wir meinen die Erzählung der Königin im Hamlet vom Tode Opheliens. Laertes fragt die Königin, wo seine Schwester ertrunken sei. Sie antwortet:

Es neigt ein Weidenbaum sich übern Bach,
Und zeigt im klaren Strom sein graues Laub,
Mit welchem sie phantastisch Kränze wand,
Von Hahnfuß, Nesseln, Maaßlieb, Kukuksblumen.
Dort, als sie aufklomm, um ihr Laubgewinde
An den gesenkten Aesten aufzuhängen,
Zerbrach ein falscher Zweig, und nieder fielen
Die rankenden Trophäen, und sie selbst
In's weinende Gewässer. Ihre Kleider
Verbreiteten sich weit, und trugen sie,
Sirenen gleich, ein Weilchen noch empor,
Indeß sie Stellen alter Weisen sang,
Als ob sie nicht die eigne Noth begriffe,
Wie ein Geschöpf, geboren und begabt
Für dieses Element. Doch lange währt' es nicht,
Bis ihre Kleider, die sich schwer getrunken,
Das arme Kind von ihren Melodien
Hinunterzogen in den schlamm'gen Tod!"

Entkleiden wir diese Erzählung von den malerischen Effecten, so ist Ophelias Gestalt sehr dürftig gezeichnet.

Und welches Meisterstück hat Shakespeare durch entschieden moderne Behandlung geliefert! Zuerst stimmt er uns durch eine reizend=melancholische Naturschilderung zu einer gewissen Empfänglichkeit für unbestimmte, unbegrenzte Schwermuth.

Die Unglückliche erscheint unter dem Weidenbaume, phantastisch flicht sie ihre bunten Blumen zusammen, die uns der Dichter aufzählt, damit wir die Kränze erblicken, welche die Unbewußte vollendet. Falsch ist der Zweig — dem sie sich vertraut, mit ihr fallen die Kränze, die der Dichter Trophäen nennt. Das Gewässer weint, als seine Wellen die Jungfrau empfangen. Diese aber weiß, wie eine wassergewohnte Sirene, nichts von Noth, bis die Kleider sich schwer getrunken haben, und sie aus ihren Melodien in den Tod ziehn.

Der Moderne will überall die Seele selbst malen, und das Allgemeine, welches der einzelnen Erscheinung zum Grunde liegt. Deshalb wird die umgebende Natur als mitfühlend und mitleidend in die Handlung gezogen, ihre Gestalt jedoch, sowohl als die der Ophelia skizzirt gehalten, wogegen das, was die Betrachtung über den Unglücksfall sagen kann, Ausführlichkeit und Gewicht bekommt. Re=

flere und Effekte wiegen vor. Der alte Dichter ist deutlicher und reicher, der neue tiefer und inniger.

5. Wahl und Stellung des Chors.

Den übermäßig, bis zum Wahnsinn wollenden Helden umgiebt ein Chor Salaminischer Schiffer. — Nicht besser konnte der Dichter wählen. Es sind unkriegerische, nüchterngesinnte, dem Herrn treu ergebne Männer. Die letzte Eigenschaft macht sie zu Anhängern seines Schicksals, die andern bringen den nothwendigen Gegensatz gegen die Sinnesart des Helden hervor. Sophocles pflegt den Charakter und die Stellung des Chors sehr bestimmt anzugeben. So auch hier. Die Salaminier beginnen damit, daß Heil und Unheil des Ajax sie, als sein Gefolge, zugleich betreffe. Es ist vielfältig am Dichter im Allgemeinen gerühmt worden, daß die Chorgesänge bei ihm stets die Handlung genau begleiten. Wir haben dies in Beziehung auf die vorliegende Tragödie im Einzelnen nachzuweisen versucht. Es muß hier noch angeführt werden, daß die Chorpoesie des Sophocles einen regelmäßigen Wechsel von allgemeinen Betrachtungen und besondrer Theilnahme an dem Geschick des Helden

darstellt. Hierin liegt ihre Hauptschönheit. Sie wogt, gleich einem Meere, zwischen Ebbe und Fluth, tritt zu der Handlung und weicht von ihr zurück in mäßiger Bewegung.

Nicht ohne Vorbedacht sind hier ältre Männer gewählt. Sophocles bildet aus ihnen gewöhnlich den Chor, wenn die Tragödie nur die Betrachtung und Folge einer früher geschehenen unglückseligen That darstellt, oder die letzten Tage eines gottverfluchten Geschlechts schildert.

Man erinnere sich an König Oedipus, an Oedipus auf Colonos und Antigone. Wo dagegen ein thätiges Streben in das Stück selbst verlegt ist, wie in der Elektra, dem Philoktet und den Trachinierinnen, stehn der Hauptperson jüngre Personen zur Seite.

6. Tragisches Gesetz.

Das Schicksal des Ajax wird vorausgesetzt. Er hat eine Feindin im Olymp, einen an Weisheit ihm überlegnen Feind auf der Erde, und ist unselig in blutigen Wahnsinn verirrt. Die Tragödie beschäftigt sich damit, dieses Schicksal in seine Bestandtheile aufzulösen und darzustellen, wodurch es

möglich ward. Indem der Dichter den Ajax Anfangs als unglückliches, von der übermächtigen Hand der Göttin irregeleitetes Wesen zeigt, späterhin aber verdeutlicht, daß er sehr wohl jenes Loos verdient hatte, gebraucht er zuerst das Mitleid und dann die Furcht als tragischen Hebel. Diese Reihenfolge der Empfindungen muß in der Betrachtung des Zuschauers jenes schöne Gleichmaaß hervorbringen, welches die Griechen für die letzte Wirkung der tragischen Kunst ansahen. Zuerst muß der Held als ein der Theilnahme bedürftiges Mitwesen erscheinen. Die hierdurch angeregte Sympathie wird sodann durch die Betrachtung dessen, wodurch er furchtbar und hassenswerth erscheint, gemäßigt. Der Dichter faßt seine Aufgabe umgekehrt, wie das Leben. Im Leben erregt eine tragische That zuerst Furcht und Abscheu, nur nach und nach entwickelt sich das Mitleid, wenn die Anlässe deutlich werden. So wirkt der rohe Stoff, den der Dichter bildet, indem er ihn sogleich in die Höhe der Betrachtung rückt, mit welcher der stoffartige Antheil schloß.

Der alte Tragiker verfährt, um es im Allgemeinen auszudrücken, analytisch, wobei ihm die

Idee eines durch Orakel vorhergesagten Schicksals trefflich zu Statten kommt. Der neue geht synthetisch zu Werke. Einzelne Anlässe in, oder außer dem Helden werden nach und nach zusammengefügt, und daraus construirt der Dichter das Schicksal. Deshalb arbeiten unsre Trauerspiele vier Akte hindurch zu dem Punkte hin, wo bei dem Griechen die Tragödie begann. In beiden Methoden spiegelt sich nur der allgemeine Charakter der Zeiten. Des Griechen Weltbetrachtung ist sinnlich, eine solche faßt ein Ganzes auf, welches, wenn es Gegenstand der Behandlung werden soll, in seine Bestandtheile aufzulösen ist. Unsre Tragiker gehen dagegen in der durch das Christenthum gegebnen Richtung fort, und suchen, da bei uns die geistige Betrachtung vorwiegt, und in dieser sich unaufhörlich die äußern Dinge zersetzen, durch allmählige Verbindung der Elemente, zur Darstellung eines sinnlich wahrnehmbaren Ganzen zu gelangen.

Es versteht sich von selbst, daß die Ausdrücke analytisch und synthetisch nicht im strengen philosophischen Sinne gebraucht worden sind, sondern nur gleichnißweise verwandte Dinge in der Poesie andeuten.

---

7. Tragische Ironie.

Ein überkräftiger Held wird unsern Blicken dargestellt. Er glaubt, an seinen Feinden Rache zu nehmen, und trifft das schwache Vieh. Er hält sich für unbeschränkt, mit einer gewaltigen Göttin im Bunde, und liegt in den schwersten Fesseln derselben zürnenden Göttin. Hochgestellt, über alle Lebende hinausragend, entgeht er nach seinem Tode kaum der äußersten Schmach, und der bitterste Feind ist es, welcher die gemeine Wohlthat seinem Leichname verschaffen muß.

Außer der direkten Ironie, welche in der Darstellung dieser Gegensätze von Seyn und Schein liegt, zieht sich noch eine tiefere, indirekte durch die Tragödie. Wir deuteten bei den Bemerkungen über die Behandlung schon darauf hin. Der Dichter scheint es darauf abgesehen zu haben, eine ganz besonders organisirte, wunderbar verirrte Menschennatur uns zu zeigen, den Fall derselben als Unglück für sie, und als Glück für das Ganze darzustellen. Er hat aber grade das Gegentheil im Sinne. Er zeigt uns nämlich, daß der göttlichen Kraft und Einsicht gegenüber jede menschliche zu Nichts wird, er sorgt durch die wilden hassenden Reden der Atriden treff-

lich dafür, daß auch der Wahnsinn des Ajax nicht weit über das gewöhnliche Benehmen der sogenannten Vernünftigen hinaus zu stehen kommt. Endlich macht er uns durch wiederholte Erinnerung an den jahrelang von Ajax genährten unmuthschweren Groll klar, daß der Tod eigentlich für ihn ein Glück ist, und deutet an, daß im Grunde nur die Griechen verlieren, indem ihnen vor der feindlichen Stadt ein so tapfrer Held abstirbt.

Alles dieses ist nicht etwa in das Stück hineinphantasirt, sondern daraus gezogen, und wird sich jedem ergeben, der es als Ganzes betrachtet.

Der Dichter will uns also eigentlich auf einem höhern Standpunkte der Wahrheit orientiren, von welchem herab Ajax als ein gewöhnlicher Mensch, und sein Fall als ein problematisches, doppelt zu deutendes Ereigniß erscheint. Wir haben zu öftern gesagt, daß diese Behandlung des Stoffs ironisch sey. Der Schein des Entgegengesetzten wird vom Dichter dargestellt, und indem er diesen dialektisch immer mehr entfaltet, tritt auf dem äußersten Punkte die Wirklichkeit hervor. Die tragische Kunst nimmt, in Nachahmung der Naturgesetze, diese Behandlungsweise in sich auf, sobald sie die Verknüpfung der

Menschenschicksale darstellt. Denn das Leben ist ironisch, es widerlegt nie gradezu, sondern entfaltet den Irrthum, und zeigt ihn eben dadurch als Irrthum. Da nun dieses Gesetz der Ironie schwer zu fassen ist, und nur einer hohen und freien Weltbetrachtung sich offenbart, so erzeugt es künstlerisch befolgt, etwas Räthselhaftes, welches aber dem Gründlichbeobachtenden einen Beweis für die Freiheit und Höhe des Dichters liefert.

Die Ironie gehört zu den Mitteln, wodurch die Darstellung von dem Dargestellten gesondert, und die Form als Kunstform ausgeprägt wird. So entscheidend, wie in unsrem Stücke, waltet sie bei Sophocles nur noch in den Oedipus-Tragödien, und im Philoktet. Oedipus, dem kein Räthsel zu schwer war, ist sich selbst ein Räthsel; indem er, von außen und innen getrieben, scharfsinnig und eifrig strebt, dasselbe zu enthüllen, deckt er den Abgrund seines Elends auf. Aber indem die Darstellung der Entdeckung sittlicher Gräuel Zweck des Dichters zu seyn scheint, belehrt uns das Ende, daß er nur zu einer Verherrlichung der durch jene Gräuel manifestirten heiligen und ewigen Gesetze hinstrebte. Der selige Tod des Oedipus deckt die

Aussicht in ein Empyreum auf, in welchem alle Farben des unschuldigen Zustandes vor Offenbarung der Gräuel, zu höherem Glanze erhoben, leuchten. Das entsetzlichste Menschliche — Vatermord und Blutschande — war doch immer nur etwas Menschliches, was mit dem Leben auch ausgetilgt ward.

Philoktet zeigt die Beschränkung des menschlichen Sinnes, der das Unabwendbare als etwas der Willkühr Unterworfenes betrachtet, der Held sträubt sich gegen das hartnäckig, was sein höchstes Glück werden soll. Indem der Dichter den Schein des Unglücks um den Helden immer stärker verbreitet, führt er die Tragödie zum glücklichen Ausgange, indem er List und Rechtschaffenheit im Bunde um die Pfeile des Herakles sich abmühen, entzweien und verwirren läßt, erscheint der Halbgott, vollzieht durch unmittelbar göttliche Einwirkung die Beschlüsse des Schicksals und annihilirt gleichsam alles Vorhergegangene.

Der Grund, weshalb die tragische Ironie in den Dichtungen des Alterthums nicht häufig hervorsticht, liegt in deren Entstehungsart, worüber nachher geredet werden soll. Bei den Neuern ist sie herrschend. Man pflegt sie, bestochen von Shakes-

peare's nicht ganz verstandnem Beispiel, jetzt einzig und allein in der Beimischung des Komischen und Possenhaften zu suchen. Allein diese Ansicht ist beschränkt. Göthe hat im Tasso mit tiefer Ironie seine Aufgabe behandelt, die Unnatur, ja Grausamkeit vornehmer Verhältnisse dargestellt, indem er nur ihre Natürlichkeit und Humanität zu schildern scheint, und seinen Helden, dessen Brust das Weltall in sich aufnimmt, an einem Kusse untergehen lassen. Dieses ist ihm durch die ernstesten Scenen und die gemessenste Sprache gelungen, ja die Glätte und Eleganz der äußern Form ist eben in diesem Stücke recht ironisch.

Auch Shakespeare's Ironie ist viel größer, als daß sie aus den Späßen seiner Bedienten und Rüpel begriffen werden könnte.

Sehen wir z. B. Romeo und Julie an. Es ist gewiß, daß das Possenhafte darin ironisch gedacht ist, aber die bedeutendsten Intentionen liegen nicht in Simsons und Gregorius Scherzreden. Es gehört vielmehr dazu: der rasche Wechsel der Geliebten bei Romeo, der Umstand, daß die täuschende Julia leider auch ihren Freund täuscht, der Blumen streuende Paris, die Herbeiführung der Katastrophe

durch lauter kleine äußerliche Zufälle, als da sind, die Verspätung des Boten, ein falscher Lärm u. dgl. m., endlich die Versöhnung der alten Familien-Häupter über den Gräbern ihrer Kinder und Angehörigen.

Nur vergesse man nie, daß der dramatische Dichter im Schaffen weder Moralist noch Satiriker ist. Frei von Liebe und Haß, sieht er grade die Welt in ihrer höchsten Schönheit, und hat keine andere Absicht, als die Doppelseite alles Menschlichen, welche er in besonderer Klarheit auffaßt, künstlerisch und ruhig auszuschaffen.

---

8. Ist eine Nachahmung der alten Tragödie möglich?

Der Ernst, mit welchem die Nachahmung der Alten eine Zeitlang geboten worden ist, und zum Theil noch geboten wird, veranlaßt uns, die Anfänge der dramatischen Poesie im Alterthum und in der neuern Zeit zu untersuchen. Es ist zwar schon hin und wieder in dieser Abhandlung darauf hingewiesen worden, wie fern uns die bedeutendsten Anschauungen der Griechen liegen, wie verschieden vom neuern der alte Dichter verfährt. Indessen waren dies nur einzelne Andeutungen. Gegenwär-

tig müssen wir die Sache an der Quelle erörtern, und die aufgestellte Frage durchgreifend in der Antwort zu würdigen suchen; dies ist aber nur möglich, wenn wir den Baum von der Wurzel aus betrachten. Denn alle Veredlung der Kunst kann nur in einer Reinigung und Entfaltung des Ursprünglichen bestehen, eine Vernichtung des Letztren, eine Vermischung mit dem Fremdartig-Entstandnen wird nie etwas andres, als Lamien und Empusen erzeugen. Diese Sätze müssen freilich zuvörderst eingestanden werden, wenn die Folgerung gelten soll, daß unsre dramatische Poesie das antike Element nur in sich aufnehmen könnte, sofern die alte Tragödie aus denselben Urformen entsprungen wäre, als das neuere Trauerspiel.

Die Geschichte der Poesie lehrt uns, daß die dramatische Form sich immer erst nach der epischen und lyrischen ausgebildet hat. Im Epos behandelt der erwachende Dichtergeist eines Volkes den Stoff unter der Form der Erzählung. Sie hat das Eigenthümliche, daß sie das Werdende schildert, und die Dinge von Seiten der Veränderung darstellt. Sie ist die anspruchsloseste, die Mutter ihrer Muse ist die Erinnerung, die Zeit ist die herrschende Vorstel-

lung in der Seele des Dichters, die Phantasie ist ihrer selbst als einer in der Zeit bildenden Kraft bewußt, dieses Bewußtseyn individualisirt sie, und bestimmt die Form ihrer Thätigkeit.

Indem sich das Selbstbewußtseyn der Menschen erhöht, und in Gegensatz zu den äußern Dingen tritt, wird die lyrische Form nothwendig. Der Mensch gedenkt nicht mehr der Dinge und ihrer Verknüpfung an und für sich, sondern er betrachtet nun hauptsächlich den Eindruck, den sie auf ihn machten, und stärker tritt das Gefühl von einem fixen Punkte in ihm, dem Ich, hervor. Jener Eindruck und dieses Gefühl sind aber etwas Einfaches, die äußern Gegenstände spiegeln sich in der Seele als Bild, mithin als etwas Gewordenes, Unveränderliches ab. Der Dichter dieser Periode betrachtet das Gewordne. Der Raum ist die Vorstellung, welche ihn beherrscht. Die Phantasie erkennt sich vorzugsweise als im Raume bildend, und wird nun von dieser Erkenntniß zu eigenthümlichem Schaffen bestimmt.

Epos und lyrische Poesie sind die einzigen reinen Formen der Dichtkunst. Denn anders, als erzählend oder betrachtend kann der Mensch von

den Dingen nicht reden, Alles muß entweder als in der Zeit sich folgend, oder im Raume neben einander seiend, als werdend oder geworden, dargestellt werden. Und auch für die Phantasie selbst, als endliches Wesen, sind Raum und Zeit die einzigen höchsten bestimmenden Kategorien.

Indessen fordert die immer mehr sich entfaltende Geisteskraft eine Steigerung jener Formen, und nun wird der kühne Weg eingeschlagen, die Sache durch die Sache darzustellen, d. h. zu dramatisiren. Diese Form ist indessen bloß eine Mischung aus jenen beiden Urformen, und ein Product ihrer Verschmelzung. Das Epische bildet sich zu dem aus, was man Handlung nennt; das Lyrische erscheint als Charakter-Darstellung.

Der Unterschied der dritten Form von den beiden ersten ist daher nicht generisch, sondern quantitativ. Sie ist die erhöhte, deutlicher gemachte Erzählung, im Bunde mit der vom Dichter nicht im eignen Namen ausgesprochnen Betrachtung.*) Nur

*) Was späterhin über den Begriff des Charakters gesagt wird, möge diese Stelle vor dem Mißverständnisse bewahren, daß hier die Sentenzen und unbestimmten Phantasien gemeint seien, womit schlechte Dichter ihre Stücke zu zieren meinen.

zeitlich oder räumlich bildet auch in ihr die Phantasie, und daß Personen statt des Dichters zu reden scheinen, ist nur eine Versinnlichung, nichts Fremdartiges; denn der Dichter redet ja durch seine Personen, und diese sind nur Abdruck der Thätigkeit seiner Phantasie, in wie fern diese, entweder durch ihre zeitliche Natur das Werdende, oder durch ihre räumliche Natur das Gewordne, zu bilden genöthigt gewesen ist.

Indessen bringt es das Wesen harmonischer Kunstwerke mit sich, daß zwei Elemente nicht in gleichen Rechten darin neben einander stehen können. Vielmehr muß das eine durch das andre bestimmt, eins dem andern untergeordnet seyn. Es muß mithin, wenn sich das Drama bei den Völkern ausbildet, in demselben entweder das Lyrische oder das Epische vorherrschen.

Bei den Alten ging die Tragödie aus der lyrischen Chorpoesie hervor, sie lag schon lange vorher, ehe die großen Tragiker auftraten, in den feierlichen Festgesängen gleichsam eingewickelt, und ihre Geburt erfolgte nach einem natürlichen Gesetze. Denken wir uns eine heiter angeregte Gesellschaft, die durch gemeinsames Gefühl bei bestimmter

Gelegenheit verbunden, sich lyrisch über die Veranlassung ihres Zusammenseyns ausspricht. Es kann nicht fehlen, daß ihr Gesang hin und wieder Stoff berührt, der einer weitern Ausführung würdig erscheint. Die Gesammtheit darf sich, um das Ebenmaaß ihres Gesanges nicht zu zerstören, und diesen nicht mit Nebenpartien zu überladen, darauf nicht einlassen.

Was ist zu thun? Ein Einzelner löset sich von den Uebrigen ab, und bildet jenen Stoff aus, worauf denn wieder der Chor einfällt, und das allgemeine Thema fortführt. Der erste Interlocutor regt den zweiten an, und es wird uns nicht befremden, wenn endlich ein dritter sich als Vermittler zeigt. Wir haben dieß wohl öfters im Leben selbst erfahren. Soll das Beispiel die Entstehung der Tragödie einigermaßen erläutern, so müssen wir uns freilich die frohfeierlichste Gelegenheit der Götter- und Siegesfeste, den bedeutendsten Sagen-Cyclus als Stoff, und die kunstsinnigste Nation recht deutlich vorstellen. Diese äußern Vortheile begünstigten die lyrische Poesie bei den Griechen, und gaben ihr jenen großen und nationalen Charakter, den wir in Pindars Gesängen bewundern. Sie war öffent-

lich, der lyrische Chor Organ des feiernden Volks, seine Form schon sehr zum Dramatischen sich neigend, sein Gesang, von Tanz begleitet, schon eine Art von mimischer Darstellung. Wir verweisen hinsichtlich der historischen Begründung dieser Sätze auf Thiersch Einleitung zur Uebersetzung des Pindar, und bemerken nur, daß der Charakter der Griechischen Tragödie in ihrer höchsten Blüthe ganz deutlich den lyrischen Ursprung zeigt, und daß die Behandlung vorwiegend lyrisch geblieben ist.

Was sind die Tragödien des Aeschylus anders, als Cantaten, um in unsrer Sprache zu reden? Im Prometheus, in den Persern ist eigentlich gar keine Handlung; die Interlocutoren betrachten in Gemeinschaft mit dem Chore eine tragische Situation. In den übrigen Stücken ist zwar etwas Verändrung des Anfänglichen, aber wie steht diese sogenannte Handlung gegen die Darstellung des Unveränderlichen zurück, welches gleichsam der Spiegel ist, über dessen Fläche einige Bilder gleiten? Sophocles, der die Form zur Vollendung ausschuf, beschränkte die äußern Zeugen der lyrischen Geburt, die Chorgesänge, im Wesentlichen aber wich er nicht vom Gesetz der Entstehung ab. Auch bei ihm

ist die Katastrophe von vorn herein bestimmt. Die Würde seiner Dichtungen ruht auf der Darstellung des Charakters, d. h. der stabilen, sichtbar ausgeprägten Form jeder darin vorkommenden Erscheinung. An jener verändert sich nichts, vielmehr wechseln die Erscheinungen nur unter einander den Platz, um das lyrisch gegebne Thema auszuführen. Der Handlung zieht er den kleinsten Kreis, innerhalb desselben entfaltet er sie nach dem Gesetze der logischen Nothwendigkeit auf eine für uns fast herbe Weise, und Alles geht nur darauf hinaus, das uranfänglich schon Gesetzte recht deutlich zu machen. Er erlaubt sich keinen Schritt aus jenem Kreise, und ein Streben in die Breite und Fülle einer totalen Weltdarstellung, welches das Epos so wohl kleidet, ist ihm ganz fremd. Die wahre große lyrische Form gewährt den Vortheil der Präcision, Faßlichkeit und Geschlossenheit. Alle diese Eigenschaften sind auf die Tragödie der Griechen übergegangen. Es konnte sich auch deßhalb die Ironie nicht bedeutend in ihr ausbilden, denn diese ist der Lyrik fremd.*)

*) Die oft geäußerte Behauptung, die alte Tragödie stehe dem Epos am nächsten, geht eines Theils aus einer Verwechslung des Stoffs mit der Form, andern Theils aus der Ueberschätzung einzelner Partien in den Tra-

Grade entgegengesetzt ging aus dem Epischen unser Trauerspiel hervor. Die Völker des Mittelalters hatten keine nationale lyrische Poesie, das einzige Organ derselben, der Kirchengesang, war lateinisch, mithin nicht populair. Die Minnesänger aber, als individuelle Lyriker, konnten noch weniger für Vorläufer der Dramatiker gelten.

Jene französischen Pilger, die aus Palästina heimkehrend, wahrscheinlich im 12. oder 13. Jahrhundert den ersten Grund zum neuern Drama legten, mögen, an den Straßenecken stehend, ihre Abenteuer und die Wunder des heiligen Grabes abgesungen haben. Wenn der eine Rhapsode fertig oder ermüdet war, fing wohl der andere an. So mögen sie sich wechselseitig in ihren Erzählungen abgelöst und unterstützt haben.*) Wer wird aber hierbei an Strophe und Gegenstrophe denken? Die Meisten, arm, an ein umherschweifendes Leben gewöhnt, eilten gewiß nicht, in ihre bürgerlichen Verhältnisse zurückzukehren. Das Singen verschaffte ihnen einen leichten,

gödien, die als Ornamente nur subordinirte Bedeutung nach der Intention des Dichters hatten, hervor.

*) Später zeigte sich etwas Aehnliches in den Gesängen der venetianischen Schiffer aus dem Tasso.

lustigen Unterhalt; der Stoff, den die eigne Erfahrung darbot, mochte indessen bald erschöpft seyn, man mußte zu andern Gegenständen greifen, und was lag näher, als die biblische und Legendengeschichte?

Christlicher Stoff ladet nun ganz von selbst zur epischen Behandlung ein. Denn die Grundform des Erlösungswerks ist Geschichte, die Lehre spricht nur aphoristisch bei besondern Gelegenheiten hervor, und wird von Jesus am liebsten unter parabolischer d. h. epischer Form überliefert. Mit dem Dahinscheiden des Erlösers ist sein Wirken nicht dahin. Der Mensch kann sich den heiligen Geschichten nicht wie einem abgeschlossenen Sagen-Cyclus gegenüberstellen, sondern er steht selbst in der Mitte der Erfüllung göttlicher Verheißung, und in dem Fortgange des großen Läuterungsprozesses, in dem Himmel und Erde begriffen sind. Es bildet sich das Mittelgeschlecht der Märtyrer und Heiligen, der Stifter ist, wie er selbst verheißen, fortwährend in seiner Kirche gegenwärtig, erscheint im Abendmahl sogar körperlich, im Hintergrunde der Zukunft steht das tausendjährige Reich, und nach diesem das jüngste Gericht.

Der Fortschritt im Ganzen wiederholt sich im Geschick jedes Einzelnen. Nach dem irdischen Leben

kommt der Reinigungs-Zustand, nach diesem die Seligkeit. Die großen Worte Zeit und Ewigkeit klingen überall hervor, und beherrschen mit wunderbarer Kraft die Gemüther. Einer solchen Vorstellungsart kann sich eigentlich die lyrische Poesie gar nicht mit Glück bemächtigen. Moralisch betrachtet, besteht die höchste Würde des Christenthums nicht darin, bestimmte Rathschläge und Warnungen zu ertheilen, sondern darin, einen neuen Menschen zu schaffen, das Innere ganz umzubilden; ästhetisch betrachtet, kann der Stoff, weil nichts darin einzeln steht, und weil er überall wenigstens an die Grenzen des Faßlichen streift, Erde und Himmel, Jetzt und Künftig zusammenknüpft, einen bildungsfähigen abgeschloßnen Eindruck nicht hervorbringen.

Dagegen ist er im höchsten Grade geschickt, episch zu stimmen. Das, was in eine grenzenlose Fläche hinausstrebt, und alle Dinge umwandelt, in dieser Umwandlung sich selbst aber immer mehr manifestirt, kann nur erzählend aufgefaßt und ausgebildet werden. Die zeitlichen Verhältnisse sind daran die behandelbaren. Die Umstimmung des Menschen, also auch der Phantasie, in eine gewisse epische Disposition bleibt aber nicht auf die religiösen Verhältnisse be-

schränkt, sondern erstreckt sich auf alle Dinge, auf die ganze Denkungsweise, weil diese stets von unserer Stellung gegen die Gottheit bestimmt wird.

Ueberall, wo schriftliche Urkunden uns die ersten Spuren geben, sehen wir das Trauerspiel in Fortsetzung der vorhin gedachten Rhapsoden-Gesänge, und dem Gesetze der Epoche treu, als dialogisirtes Epos auftreten. Das zum Darstellen geschaffne Volk der Franzosen beginnt. Die Passions-Brüderschaft liefert ihm die sogenannten Mysterien, und löset das alte und neue Testament in Stücke von ungeheurer Länge und Personenzahl auf, die einen Abschnitt der heiligen Geschichte durch Gespräche versinnlichen. Wenn in den Anfängen der griechischen Tragödie zu wenig geschah, so geschieht in den Anfängen der modernen zu viel. Jene hatten sich vom Chorgesange noch nicht genugsam geschieden, gleichsam ihre Glieder noch nicht befreit; diese steckten dagegen noch in der Erzählung fest. Das große Passions-Myster konnte an einem Tage nicht aufgeführt werden. Sieben und achtzig himmlische, irdische und höllische Personen traten schon am ersten Tage auf, das Stück begleitete den Erlöser von seiner Taufe bis zu seinem Begräbniß; Himmel,

Erde und Hölle wurden in diesem, wie in allen altfranzösischen Mysterien den Zuschauern gezeigt.*)

Gleichzeitig werden Lebensläufe der Heiligen dramatisch geliefert. Die Schreiber der Bazoche bringen die sogenannten Moralitäten auf, und behandeln die kleinern Epen, die Parabeln, in gleicher Art, wie ihre Nebenbuhler, die Passionsbrüder, mit den größeren verfahren.

Jodelle, der die Alten gelesen hat, will diese Richtung unterbrechen, und ein antikes Trauerspiel gründen, arbeitet aber selbst, wie seine Nachfolger, nur im Geiste der Vorgänger fort; denn auch das von ihm vorbereitete, von Corneille und Racine ausgebildete Hoftrauerspiel ist episch gedacht. Es ruht Alles darin auf der innern Gesinnung und der Leidenschaft; mit diesen Hebeln im Bunde verwandeln zufällig heranschreitende Ereignisse einen haltbarscheinenden Zustand zur tragischen Katastrophe, das Gedicht schreitet vom Allgemeinen zum Besondern, wogegen die Alten der besondern Situation stufenweise die allgemeintragische Bedeutung abgewinnen. Zu beklagen ist nur, daß so große Talente,

*) Bouterwecks Geschichte der Poesie und Beredsamkeit B. 5. S. 97.

als die französischen Tragiker offenbar waren, durch die Zeit und eine oberflächliche Alterthums-Kenntniß beschränkt, nicht wagten, sich aller erlaubten Vortheile der epischen Grundform zu bedienen.

Von uns und den Engländern würde, so weit uns die zu uns gelangten ältesten Ueberreste aufklären, das von den Franzosen Gesagte zu wiederholen seyn. Als bedeutend erscheinen bei uns zuerst Hans Sachs und Jacob Ayrer. Beide verfertigen viele geistliche und weltliche Stücke, worin große Zeitabschnitte behandelt werden, — und die lustige Person oder auch der Herold gar Manches zu erzählen hat. Alles reiht sich lose an einander, wie die äußre Folge der Begebenheiten es mit sich bringt.

Bei den Engländern erhebt sich Shakespeare, und bringt, indem er künstlerisch taktvoll mit dem Vorgefundenen sich zu begnügen scheint, das Drama zu einer Größe, die uns in Erstaunen setzt. Der epische Charakter seiner Tragödien ist zu hervorstechend, als daß er im Einzelnen dargelegt zu werden braucht. Man erinnere sich nur, um doch einige besondre Beispiele anzuführen, der Königsstücke, des Lear, Hamlet, Macbeth. Schon die ursprünglichen Titel (Leben und Tod) deuten auf das

Vorherrschen des epischen Elements. Von einer bestimmten Anschauung, durch welche die Handlung voraus fixirt würde, ist keine Spur. Der Dichter läßt sie nach dem Gesetze der Evolution frei fortschreiten. Die Verbindung zwischen den Theilen kann nur begriffen werden, wenn man das Einzelne so nimmt, als sollte es zugleich dieses und das Ganze bedeuten, die großen Weltbetrachtungen, zu denen die Kompositionen immer hinstreben, sich klar macht, und sie zwischen den Scenen einlegt.

Ueber'm Meere und hier bei uns sind nun verschiedentlich späterhin Tragödien nach scheinbar antikem Maaße gedichtet worden. Die große Unregelmäßigkeit, und die wilde weitschweifige Manier, wozu Geister des zweiten Rangs durch den epischen Styl verführt wurden, machten den Versuch, eine entgegengesetzte Behandlung zu gründen, sehr reizend, ja gewissermaßen nothwendig, um einen wahren, gemäßigten Styl vorzubereiten.

Doch möchte überall, wenn der Raum dieser Blätter uns erlaubte, tiefer in das Einzelne einzudringen, die moderne Form unter der antiken Verkappung sich nachweisen lassen. Bei uns ist nur ein Gedicht zu nennen, welches in der Stätigkeit der

Situation, in dem Bestreben, solche von allen Seiten zu beleuchten, und dem Hinneigen zur Charakter-Darstellung eine alterthümliche Gestalt offenbart.

Wir meinen Gerstenbergs Ugolino. Nie indessen hat es eine Wirkung hervorgebracht, und es erhellt schon daraus, daß es uns fremd ist. Von scheinbar antiken Dramen sind zu nennen: die Braut von Messina und Ephigenia auf Tauris. Sie allein haben Einfluß gehabt.

Aber welche seltsame Begriffe muß derjenige von der tragischen Kunst der Alten hegen, welcher annehmen kann, daß Schiller uns ihr Verwandtes geboten habe? Ganz abgesehen von der Willkühr in der Darstellung des Schicksals, von der Zufälligkeit des Chors, und dem Vermischen der Religionen, so ergiebt sich klar, daß ein alter Dichter nie von solchen Stimmungen, (denn etwas Andres ist doch der aus Nichts entstandne Bruderhaß nicht,) begonnen, eine zweite Verwicklung durch Liebe, die nur gelegentlich mit der ersten zusammenstößt, nicht angelegt, und die Katastrophe durch zufällige Ereignisse (verspätetes Entdecken, unverhofftes Treffen im Garten) nicht herbeigeführt hätte. In welcher Verzweiflung sich Schiller dabei befunden hat, lehrt der sonderbar

geschraubte Satz, womit der Chor das Unerfreuliche schließt. Die Negation im ersten Verse, und der verunglückte Gegensatz im zweiten beweisen nur, daß der Dichter sich mit Schrecken der Nullität des Ganzen, und der Disharmonie des Einzelnen bewußt geworden war. Untersucht man gar den Bau des Stücks in den Scenen, so findet man ein solches Vorherrschen gewisser Theile, so Vieles, was aus der, mit dem Gegenstande nicht verschmolzenen Empfindung, nicht aus dem Anlaß entspringt, daß der letzte Schein antiker Behandlung verschwindet.

Näher steht dem Alterthume Iphigenia. Aber doch nur dadurch, daß wir eine gewisse einfache Schönheit darin antreffen, bei welcher uns die antiken Schöpfungen einfallen. Die Mittel, wodurch diese Schönheit hervorgebracht wird, sind durchaus modern. Zuvörderst muß in's Auge gefaßt werden, daß in diesem Stücke fast alle Personen innre Veränderungen erleiden. Eine solche Ummodelung ist den Alten fremd. Dann ist die Situation so unbestimmt als möglich angelegt. Iphigenia wünscht sich mit holder Sehnsucht in's Vaterhaus vom Ufer der Barbaren weg, sie weiß von den Gräueln, die Mycene beflecken, nichts, und das Hauptziel des Stücks, die

Entsühnung der schwerbefleckten väterlichen Halle, die Erlösung der Reste des Geschlechts aus den Banden des alten Fluchs, tritt erst viel später hervor, wird auch im Stücke selbst nicht erreicht. Jene Expiation ist ein sittliches Wunder, wie die Heilung des Orest ein physisches ist. Eine bestimmte äußre Physiognomie haben beide durchaus nicht, die Wirkungen reiner Weiblichkeit sind unübertrefflich schön dargestellt, aber eben weil diese nur innerlich sind, so entzieht sich die Darstellung einer gewissen positiven Deutlichkeit, und begnügt sich, die Veränderungen, welche die Heldin an ihren Umgebungen schafft, einzeln nach und nach erscheinen zu lassen. Hier sind wir nun auf den Punkt gekommen, zu behaupten, daß auch in diesem Stücke, wie in allen neuen, die Handlung Hauptsache ist, sobald man nur den Begriff nicht ängstlich an den logischen Causal-Nexus oder an eine grobe Aeußerlichkeit knüpft, sondern ihn weit faßt, und darunter alle diejenigen Veränderungen versteht, die durch das Zusammentreffen innrer Dispositionen und äußrer Anstöße sich erzeugen. Solcher Veränderungen führt der Dichter eine bedeutende Reihe auf, und bildet mithin episch. Ja, er ist so episch, daß er sich sogar die Mittel, seinem

Werke eine schärfere begrenztere Gestalt zu geben, da entgehn läßt, wo sie ganz nahe lagen. Wenn er z. B. die Gefangnen zuerst auftreten ließe, so erführen wir alle Gräuel des Agamemnonischen Hauses. Mit Iphigeniens Reden träte der Contrast zwischen der Wirklichkeit und ihrem schönen Wahn hervor, zugleich würden wir früher ahnen, daß sie unter der Schwester verstanden sey, — und daß es wohl eines so frommen Wesens bedürfe, um das Haus der Atriden zu entsühnen. Antiker wäre gewiß die Situation so angelegt.*) Wir wollen aber dem Dichter danken, daß er seinen Weg und nicht den der Alten gegangen ist, daß er Gesinnungen in Einklang und Zwiespalt mit äußerlichen Dingen gebracht, daraus Verwicklung und Lösung gebildet, und auf Charakter-Darstellung im Sinne der Griechen verzichtet hat.

Die Frage, ob Nachahmung der Alten im echten Sinne schon stattgefunden habe, ob sie überhaupt möglich sey? muß demnach verneint werden. Unser Trauerspiel ist ein andres Gewächs, als ihre Tragödie. Wir opfern alle Vortheile auf, die uns die epische Seite darbietet, den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Handlung, die Darstellung alles

*) Man wende nicht Euripides ein. Wir reden hier nur von antiker Dichtung auf ihrer höchsten Stufe.

Dessen, was nur eine breite, heitre und bequeme Form in sich aufnehmen kann; die Effekte der poetischen Färbung, die musikartigen Wirkungen der Dichtung, bekommen aber dafür nicht das Mindeste zurück, da wir mit den Augen der Griechen die Verkettung der Dinge nicht mehr betrachten können, mithin schon der Stoff uns ganz anders entgegenkommt. Alles Aeußre und Innre, was bei ihnen die Form schuf, fehlt, und der unerlaßliche Chor wird, wenn wir ihn nachahmen, zur bestandlosen Fiction, die Schicksals-Idee aber, welche die Formel der alten lyrischen Anschauungs- und Darstellungsweise ist, muß die wunderlichsten Entstellungen erleiden, um als Helotin dem modernen Poeten das Wasser kümmerlich auf die Räder zu tragen, womit er sein tragisches Mühlenwerk treibt.

Es scheint daher richtiger zu seyn, wenn wir den ehrwürdigen Nachlaß verschwundner Zeiten, ohne die Anmaßung, ihn vermehren zu wollen, betrachten, und unsre Kraft daran stärken, um desto frischer die uns gesetzten Preise zu erkämpfen. Denn das ist eben alles Schönen Natur und Würdigkeit, daß es fort und fort den Stachel der Begeistrung in fähige Seelen drückt, und neue Geburten der Schönheit hierdurch in ihnen zu erzeugen, niemals ermattet.

Die

Prinzen von Syrakus.

Romantisches Lustspiel.

1821.



Prolog.

Komus.

Man hat mich jüngst zum Thee geladen,
Beinah hätt' ich genommen Schaden.
Es saß ein hübscher platter Kreis,
Von Frauen roth, von Buben weiß,
Auf dem gesellschaftlichen St —
Sie sprachen zuckrig und vergüldet,
Sie schienen alle sehr gebildet.
Ich trieb mich still im Winkel 'rum,
Und gähnt' ein Soliloquium.

Nach diesem gab es eine Pause.
Ich denke: Bist doch auch beim Schmause!
Zieh' meine beiden Schwingen an,
Und schwebe zu dem Tisch heran.
Doch als ich um den Kessel fliege,
Werd' ich so matt, wie eine Fliege,

Vom Dunst an Haupt und Brust getroffen,
Fiel ich beinah und wär' ersoffen.

Und Keiner reicht mir auch den Arm,
Ich taumle schwindlich, dumm und warm,
Mich trägt das letzte Bischen Kraft
Aus der verwünschten Stube Haft.

Und war im Freien. Glanz und Duft!
Licht, Leben, heitre Sonnenluft!
Zierlicher Geister reges Schwirren,
Und Freudenschrei und Liebesgirren!
Ich dehne mich, ich schüttle mich,
Der Krampf verging, die Ohnmacht wich —
Thät't Ihr nicht auch in Thee verzagen,
Schaut, ob Euch meine Sprüng' behagen!

Die Prinzen von Syracus.

Personen.

Fernando, der Gelahrte	Prinzen von Syracus.
Carlo, der Phantast	
Arminio, der Landstreicher	

Fedrigo, Fernandos Diener.
Manfred, Fürst von Salern.
Angelica, seine Tochter.

Die Scene ist vor dem Schlosse Manfreds.

Erster Aufzug.

Fernando tritt aus dem Schlosse.

Fedrigo!

Fedrigo kommt.

Gnäd'ger Herr?

Fernando.

Den Cicero.

Fedrigo holt einen Folianten.

Fedrigo!

Fedrigo.

Gnäd'ger?

Fernando.

Den Hippokrates.

Fedrigo holt den Folianten.

Fedrigo!

Fedrigo.

Gnäd'ger Herr?

Fernando.

Bring den Donat

Fedrigo bringt den Folianten.

Fedrigo.

Nun ist die tausendjährige Gesellschaft wieder beisammen.

Fernando.

Bleib in der Nähe, daß, bedarf ich mehr
Der Schriften, du sie holen kannst.

Fedrigo.

Mein Prinz,
Wenn ihr erlaubt, nehm' ich die Schiebekarre.

Fernando setzt sich zu den Büchern.

Der Morgen tanzt, wie ein verliebter Jüngling,
Mit rothen Fackeln seiner hohen Braut,
Der königlichen Sonne vor. Da ist sie!
Nun hängt die Fürstin ihren Dienern allen,
Den Gräsern, Halmen, Blumen, Bergen, Felsen
Gold'nes Geschmeide um, sie zu begnad'gen.
Licht, wie die Welt, wird auch des Menschen Geist,
Und alle Nebel, böser Nächte Plage,
Ziehn in den Abgrund. Dir o Wissenschaft
Weih' ich des freien Geistes Morgenkraft!

Er vertieft sich in den Büchern.

Fedrigo.

Ihr thätet besser dran, gelehrter Prinz,
Des freien Geistes Morgen — Abendstreben

Den armen Brüdern suchend hinzugeben,
Die jetzt vielleicht — o das bringt mich zum Weinen!
Erheben sich vom Lager auf den Steinen,
Den Frühtrunk halten an der Waldesquelle,
Und Mittags speisen auf der fremden Schwelle!)

Angelika singt hinter der Scene.

Die Rose blüht, ich bin die fromme Biene,
Und rühre zwar die keuschen Blätter an,
Daher ich Thau und Honig schöpfen kann,
Doch lebt ihr Glanz, und bleibet immer grüne,
Und also bin ich wohlgemüth,
Weil meine Rose blüht.

Fernando.

Des Cicero Tractat von der Natur
Der Götter, ist doch schwerer, als ich glaubte.
„Cum multæ res nequaquam satis adhuc —“
Wie übersetz' ich diese Stelle wohl? — —
Die Rose blüht, ich bin die fromme Biene!

Fedrigo.

(Das scheint mir nicht im Cicero zu stehn.)

Angelica.

Die Rose blüht, Gott lass' den Schein verziehen,
Damit die Zeit des Sommers langsam geht,
Und weder Frost, noch andre Noth entsteht:

So wird mein Glück in dieser Rose blühen,
Dann klingt mein süßes Freudenlied:
O meine Rose blüht!

Fernando.

Gerathner doch, im Zimmer zu studiren,
Als hier zu ödem Schweifen sich verlieren!
Ich sammle mich viel eher in dem Zimmer.
Hier macht die Sonne heiß, hier blend't der Schimmer
Von mannigfalt'gen Lichtern meinen Blick.
Fedrigo, trag die Bücher nur zurück!
Nein, laß sie hier. — Denn ich bin wohlgemüth,
Weil meine Rose blüht!

Fedrigo.

(Ach armer Herr, vor Büchern und vor Liebe,
Weißt du nicht, was du thust und was du sprichst.)

Angelica.

Die Rose blüht, sie lacht vor andern Rosen
Mit solcher Zier und Herzempfindlichkeit,
Daß gern mein Sinn sich zu der Pflicht erbeut,
Mit keiner Blum' im Garten liebzukosen,
Weil Alles, was man sonsten sieht,
In meiner Rose blüht!

Fernando.

O Glücklicher, der andre Blumen flieht,

Weil er in seiner Rose Alle sieht!
Der von der Andern Reizen ungetroffen,
Aus ihr sein Fürchten zieht, aus ihr sein Hoffen!
Laß Schmetterlinge herzlos gaukelnd dahlen —
Die Treue freut sich ihrer tiefen Qualen,
Weil Alles, was man sonsten sieht,
In dieser Rose blüht — —

Er erblickt Fedrigo.

Du bist noch hier?
Wer gab zu horchen die Erlaubniß dir?

Fedrigo.

Besinnt euch Prinz, ihr hießet selbst mich warten.

Fernando.

Fort, unverschämter Schleicher, aus dem Garten.

Fedrigo ab.

Fernando allein.

Herz, ungestümes Herz, ich muß dich schelten,
Du läßt den Diener deine Stürme fühlen.
Befried'ge dich in Weisheit. Arme Weisheit!
Wie? Arme Weisheit? Schwärmender Fernando,
Seit wann schiltst du die Freundin, deine Mutter?
Kann dir ein Rausch, ein Fieber, eine Krankheit
Den Sinn so mächtig trüben, daß du hirnlos

Der ew'gen Göttin Strahlenpfad verlässest,
Und wie ein Thier am Boden kriechst?

Jagdmusik.

Manfred tritt auf.

Hinaus
Ihr muntern Jäger! laßt die Hörner schallen,
Zieht All' gedrängt in Haufen! Faßt die Hunde,
Daß sie zusammen bleiben, bis ich komme. —
Mein Prinz, ich biet' euch einen guten Morgen
Und lad' euch ein zur Jagd. Hört ihr die Lieder?
Schwillt euch der Busen nicht bei diesem Klang?
Was, find' ich wieder über Büchern euch?
Nicht doch Fernando, laßt die traur'ge Speise
Verlebten Stubenhockern — fort in's Freie!
Euch ziemt es nicht, an Wänden hinzuschleichen.
Den Fuß im Bügel, muth'ge Rosse tummelnd,
Die Faust zum Schwung der Lanze aufgehoben,
Mit Jagdgeschoß das flücht'ge Reh verfolgt —
Dies ist das Handwerk edelbürt'ger Fürsten!

Fernando.

Ein Jeder wallt zum angewies'nen Ziele,
Und Keiner schelte drum des Andern Straße,
Weil sie nicht seine ist. Mein güt'ger Wirth,
Auch ich ergab mich ganz dem edeln Waidwerk.

Seht dieser Pergamente ebne Fläche;
Welch schöner Jagdplan! Glaubet mir, wer ernstlich
Darauf umherspürt, findet seltne Beute
Heilsamer Weisheit. Nicht der Faust bedarf's
In Syracusa, meiner Väter Stadt.
Wir haben keine Nachbarn, die uns hassen,
Und unserm einz'gen Feind, dem Afrikaner,
Wehrt ohne mich der rüst'gen Bürger Kraft.
Rath heischend, Recht begehrend, tritt das Volk
Zu meinem Stuhl, denn vielverschlungen knüpft
Gewerbe und Vermögen unser Loos.
Ihr seht, mein Fürst, daß diese staub'gen Rollen
Nicht aus dem Wege eures Gastes liegen.

Manfred.

Ich seh' im klaren Spiegel eurer Worte
Mich selber und mein Ungestüm, bereuend.
Bleibt, wer ihr seid, gefaßter kluger Mann!
Ihr bringt den Wurmfraß fast bei mir zu Ehren,
Zu dem ich sonst nur Schwächliche und Traur'ge
Sich flüchten sah.

Fernando.

Führt mich die Trauer gleich
Nicht hin zu den geliebten Heften, dennoch
Seht ihr an mir ein sorgenvolles Haupt.

Manfred.

Der Fröhliche verbirgt sich freilich nicht,
Wie ihr, der seines Namens stolzen Klang
Mir nur und meiner Tochter tönen läßt,
Vor Jedem andern sich Speranzio
Den Doctor schelten heißt von Padua.
Allein, ich werde unbescheiden.

Fernando.

Fragt nur!
Verschloßne Busen sehnen sich nach Fragen,
Um frei zu werden von geheimer Last.

Manfred.

Mich hat's gekränkt, Fernando, ich gestehe,
Daß eurer Reise Zweck ich nie erfuhr.
Ihr sinnt worauf — der Freund ist in der Nähe,
Der helfen kann — vielleicht! und ihr bleibt stumm.
Was treibt euch fort aus eures Reiches Mark?
Warum verweilt ihr hier? Als ihr gekommen,
Mein Haus durch eure Gegenwart zu ehren,
Spracht ihr, daß euch Geschäfte wicht'ger Art
In die Lombardischen Gefilde riefen.

Fernando.

Weh dem, der seiner Väter Schuld zu bessern,
Unruhig weichen muß vom eignen Heerd!

Hört die Geschichte vor'ger Zeiten, Fürst.
Roger, mein Vater, Herr von Syracus,
Ward seiner Jugend Tage nimmer froh,
Denn jeder Freude Quell vergiftete
Die Zwietracht mit dem Bruder, Florestan.
Umsonst die tausend Mühen guter Menschen!
Sie gossen Oel ins Feuer. Furchtbar Schicksal:
In einer zorn'gen, unglücksel'gen Stunde
Erschlug mein Vater seiner Mutter Sohn!
Die Furien der Unthat folgten ihr,
Es folgt' ein Leben jammernder Verzweiflung,
Und schwerer Bußen traur'ge Wiederkehr.
Nach Jahren siegte die gewalt'ge Zeit,
Und rief die Still' in seine Brust zurück.
Von Jolanthen, seines Betts Genossin,
Gewann er mich, den Aeltesten, dann Carlo,
Zuletzt Arminio in wenig Jahren.

Manfred.

So habt ihr Brüder?

Fernando.

Ach, daß ich sie hätte!
Dem armen Vater blieb das Angedenken,
Wozu der Haß der Brüder führen kann.
Die Höllengeister stiegen vor ihm auf,

Sprach man von Thaten, die der sein'gen glichen.
Feindschaft der Brüder war das Schreckenswort,
Das alles Blut aus seinen Wangen jagte,
Und zittern mußte der beherzte Mann,
Erzählten Fremde, die das Haus nicht kannten,
Wie hier und da die Früchte einer Ehe
Um's Erbe haderten. — Nun was geschah?
Der Himmel legt ihm auf die härt'ste Prüfung.
Kaum ist Bewußtsein in uns hell erwacht,
Erwacht zugleich der Zwist in seinen Söhnen.
Der Vater sucht zu dämpfen, doch vergebens.
So sonderbarer, widerspenst'ger Art
Sind diese Knaben, daß des Mannes Müh'
An ihnen scheitern muß. Kein Tag vergeht,
Daß nicht der Eine blutig schlägt den Andern,
Daß Zwei sich über Einen nicht beklagen,
Und wenn der Vater diesen letzten strafte,
Sich wieder wechselseitig Fallen stellen.
Wir waren Lämmer gegen alle Menschen,
Doch Lüchse unter uns — geheimen Zwiespalt
Der Seelen hatte die Natur gestiftet,
Daß keine Eintracht keimte.

Manfred.

Knabenlaunen!

Fernando.

Ein Ruhiger hätt' es dafür genommen,
Vom reifern Alter unsern Frieden hoffend.
Doch Roger sieht mit steigender Beängst'gung
Schon wieder Bruderhänd' in Bruderblut.
Was sinnt der Fürst? Um Frevel zu verhüten,
Will er auf immerdar die Söhne trennen.
Mich trifft das Loos, im Haus zu bleiben, einst
Den Herrscherstab zu führen — meine Brüder
Stößt der befang'ne Vater in die Fremde.

Manfred.

Welch künstlich unnatürlich Mittel!

Fernando.

Carlo
Schickt er nach Mailand, und Arminio
Hin nach Jerusalem zu König Guido.
Bevor er sie verbannt aus seinen Hallen,
Läßt er die armen Knaben blutig geißeln,
Und ruft mit zorn'ger Stimme: Hütet euch,
Je einen Fuß nach Syracus zu setzen,
Die gleiche Züchtigung erwartet euch,
Ja Tod durch Henkershand, sieht man euch hier! —
Der Schreckensscene früher Eindruck soll
Sich wie ein Cherub vor der Pforte lagern,

Und meine Brüder Zeit des Lebens weg
Von der verhängnißvollen Stätte scheuchen.

Manfred.

Wo sind sie jetzt?

Fernando.

Vermag ich's, euch zu sagen?
Als Friedrich Barbarossa Mailand schleifte,
Als Saladin die heil'ge Stadt gewann,
Als Guido sank, und der Podesta Mailand's,
Dem Carlo anvertraut war, fechtend blieb,
Verschwanden ohne Spur die Schutzbefohlnen.
Wer weiß, welch fernes Grab die theuren Reste,
Welch fremder Sand die armen Opfer deckt!

Manfred.

Mein Prinz, spart eure edle Trauer auf,
Bis ihr Gewißheit ihres Sterbens habt.
Noch sucht mit Hoffnung. Glaubt, der Himmel läßt
Nicht sie die Blindheit eures Vaters büßen!

Fernando.

Ihr wißt nunmehr den Grund von dieser Reise,
Die mir am Herzen lag, seitdem der Fürst
Die Augen schloß; mir Freiheit kam, zu handeln.
Mir brennt's die Seele, daß im Ueberfluß
Ich schwelgte, während sie vielleicht gedarbt.

Manfred.

Allein, Fernando, warum bergt ihr euch?
Verzeihet mir, ich billige nicht ganz
Die Weise eures Handelns. Laut verkünden
Müßt ihr durch ganz Italien, was ihr suchet,
Dann werdet ihr sie noch am ersten treffen.
Wie wollt ihr unerkannt und heimlich Jene
Entdecken, die euch gleichfalls Unbekannten?

Fernando.

Soll jeder list'ge Abentheurer sich
Zu meinem Bruder lügen? Bangen soll ich,
Ob ich den Wahren ungerecht verstoßen,
Ob ich den Falschen gläubig aufgenommen?
Ganz sicher muß ich gehn bei diesem Schritt,
Muß unerkannt nach allen Seiten tasten,
Und, wie der Zauberer, im tiefsten Dunkel
Den Schatz zu heben suchen.

Manfred.

Was geschah?

Fernando.

Nach Palästina sandt' ich Galeonen,
Kundschafter auch von hier nach Mailand aus.

Manfred.

Stellt selbst die fromme Untersuchung an;

Träg ist der Miethling, selber ist der Mann!

Fernando schweigt und blickt zur Erde.

Ich sollte nicht so reden, ich der Wirth,
Doch redlich Wesen mehr geschätzet wird
Von euch, als leerer Worte Höflichkeit.
Bedenkt's euch wohl! Doch, es verrinnt die Zeit,
Schon sind die Jäger, sind die Hunde weit,
All mein Gesinde nahm ich mit zur Jagd,
Denn mörderisch sei diese Waldesschlacht!
Gott kehr' uns Beiden unser Werk zu Nutz —
Mein Haus und Tochter lass' ich eurem Schutz.

Ab.

Fernando allein.

Gefährlich Amt, das mich von Pflichten scheidet!
Anmuthig Gift, das Pflichten mir verleidet!
Ich lieb' euch, meine Brüder! So beweis' es.
Was macht den Fuß des Manns zum Fuß des Greises?
Was hemmt die eilenden, die ernsten Schritte?
Ein schönes Weib auf deines Weges Mitte!

Fedrigo kommt mit Briefen.

Fernando

Fedrigo, Briefe?

Fedrigo.

Ja mein Herr, von Mailand
Kam keuchend und verdrießlich euer Bote:
Zur selben Zeit lief in Salern die Barke
Ein von Jerusalem. Gesenkte Wimpel,
Und des Patronen mürrisch Angesicht
Bedeuten Schlimmes.

Giebt die Briefe ab.

Fernando.

Traurige Verkündung!
Erst denn von Mailand.

Lasset euer Herz mir nicht gram werden, wenn meine Feder euch betrüben muß. Hier verschwindet die Spur von eures Bruders Leben. Der Podesta — versichert ein alter Mönch — hat sterbend Carlo einem getreuen Diener anbefohlen, der mit ihm nach Deutschland und in die scandinavischen Wildnisse geflohen sein soll. Ich sage soll, denn der Mönch weiß davon nur durch Hörensagen.

Euer dienstwilliger
Fieschi.

Mein Finger bebt, das zweite Blatt zu öffnen!

Erlauchter Fernando! Ausgemittelt ist nunmehr, daß der wilde, kecke Arminio an der Seite König Guidos in der Schlacht von Tiberias fiel. Unver-

bürgte Sagen, daß er späterhin im Kloster am Carmel gesehen worden sei, verdienen keinen Glauben. Die Väter, welche ich darum beschicken ließ, erinnern sich wohl eines Possenreissers, den sie einige Jahre zu ihren Diensten gebraucht, und sodann weggejagt haben; sein Name ist ihnen aber nicht bekannt, und auch sonst nichts Fürstliches an ihm entdeckt worden. Ertragt als Mann den Verlust, den dieser Brief gewiß macht.

Lusignan.

So sind sie denn verloren!

Fedrigo.

Nicht doch, Prinz!
Ach höret den getreuen Diener an,
Der nur ein Schöps ist gegen eure Weisheit,
Doch hier in seiner Dummheit klüglich räth.
Wir finden sie wahrhaftig, reisen wir.
Ich schwör' es euch, ich will sie wiederkennen,
In welchem Kittel sie auch stecken mögen.
Ja, mich soll Keiner täuschen! Prinz, das Bild
Mit den Rubinen, an der goldnen Kette,
Das euch und euren Brüdern gab der Vater
Am gnädigen Geburtstag der Frau Mutter —
(Wenn's die Durchlauchtigen nur nicht vertröbelt!)

Gelt? es beweist. — Fort das Incognito!
Die Welt durchzogen als ein prächt'ger Herzog
Von Gottes Gnaden Ferdinand p. p.
Dann austrompetet an den Straßenecken:
„Wer das und das besitzt, der melde sich."
Nun sollt ihr sehen, wie es kribbeln wird.
Jetzt stellt ihr an die Prüfungs-Commission,
Sie wägt die Prätendenten auf der Wage
Subtilen Scharfsinn's, liefert nach zehn Jahren
Die Aechten ab zur Fassung in die Arme.
Soll ich die Pferde satteln, Gnädigster?

Angelica tritt aus dem Schlosse.

Fernando.

Du bist ein Narr!

Fedrigo.

Der mit dem Narrenauge
Die Klippe aller Klugheit wohl erblickt.

Ab.

Angelica.

Fernando, stör' ich euch?

Fernando.

In nichts, mein Fräulein.

Angelica.

So müßt ihr sagen, weil ihr höflich seid.

8*

Ein plaudernd Mädchen stört den Weisen immer.
Ich gehe schon. (Und ach, wie gerne blieb' ich!)

Fernando.

Straft nicht so hart mein unbeholfen Wesen,
Das ihr, mich zierlich höhnend, Weisheit nennt.

Angelica.

Wie? wollt ihr schmeicheln?

Fernando.

Nein, ich acht' euch, Fräulein.
(O kaltes Wort, das zehrend Feuer deckt!)

Angelica.

Ihr bietet mir die schönste Morgengabe,
Und macht dadurch mich kühn zu einer Bitte.

Fernando.

Sie ist gewährt, und daß ich sie gewähre,
Kann euch nicht mehr erfreun, als mich, mein Fräulein.

Angelica.

Der hochgelehrte Fürst von Syracus —
(St! Ich verrath' euch durch mein lautes Reden —)
Hat seines Geistes würdevollen Pallast
Mit allem, was des Wissens große Reiche
Nach Ost und West enthalten, ausgeziert.
Da ist kein Plätzchen, das nicht Schönes zeigte!
Darf Crösus geizig sein? darf er die Schätze

Für sich besitzen nur? Antwort, Fernando!

Fernando.

Die Bitt', Angelika?

Angelica.

Ihr achtet mich,
Nun, Achtung zeiget sich durch Müh' und Sorgfalt.
Das arme Mädchen, dürftig auferzogen,
Steht vor dem reichen Manne, dessen Schätze
So wunderbar, so lockend und so leuchtend
In ihres Geistes trübe Leere strahlen.
Wohl uns, wenn statt der Gecken bunter Schaar
Ein Mann mit Wahrheit ernsthaft zu uns tritt!
Ihr scheltet uns; doch sind wir bös', Fernando,
Sind wir's durch euch. — Wozu der lange Umschweif?
Bitt', unterrichtet mich — und ewig dank' ich.

Fernando.

(Amor du bist ein großer Schalk und Dieb;
Der neue Abälard!)

Angelica.

Ihr schlagt mir's ab?

Fernando.

Ich euch? Allein es wird euch bald ermüden,
Das ist ein kahles Feld.

Angelica.

Pflanzt Blumen drauf,

Ihr könnt es, wenn ihr wollt. Ich lass' euch nicht —
Kommt zu den Büchern.

Sie setzen sich zu denselben.

Nun beginnet Meister,
Der Schüler wartet.

Fernando.

(Und der Meister sitzt
Wie'n Schüler, der die Lection vergessen.)
Wohl, so befehlt, Angelica!

Angelica.

Fernando?

Fernando nimmt ein Buch.

Hippocrates, der Arzt.

Angelica.

Er sage mir,
Was in der Krankheit frommt.

Fernando.

Die schwerste Krankheit
Heilt kein Hippocrates.

Angelica.

Was sprecht ihr?

Fernando.

Nichts.

Liest.

„Quæ medicamenta non sanant, ferrum sanat,
quæ ferrum non sanat, ignit sanat.“

Was Arzenei nicht heilt, das heilet Eisen,
Und Feuer heilt, was Eisen nicht geheilt.

Angelica.

Steht das im Buch? Pfui, unbarmherz'ger Arzt!
Weißt du kein Mittel gegen deiner Brüder
Entsetzlich Qualenheer, als Feu'r und Schwert?
Sind Freundlichkeit, sind Küsse, treues Wachen,
Sind alle fromme Dienste lieber Hände
So schwacher Balsam? Schrieb ein Weib das Buch,
Ganz anders kläng's: Was Arzenei nicht heilt,
Das heilt ein leise mildernd Unterstützen,
Ein sanftes Streicheln, ein begütend Wort!
Als jüngst mein Vater wild im Fieber ras'te,
Und die Doctoren hundert Opiate
Umsonst verschrieben, nahm ich ihn in Arm,
Da schlief er gleich. Fort mit Hippocrates,
Und in das Feuer!

Fernando

Reizende Vandalin,
Dein Zorn entzückt mich — weg Hippocrates!
Wohl dem, den solche Mittel heilen. Fräulein,
Ihr seht, vor eurem aufgeschloßnen Blick

Wird unser prahlerischer Bau zu nichte.

Er nimmt ein zweites Buch.

Hier kommt Donat, der frevelnder, als Jener
Die volle Sprache, das harmon'sche Ganze,
Aus seinen Lippen klingend, kalt zerstückt.
Folgt er Hippocrates?

Angelica.

Nein, laßt ihn nur;
Denn was ich habe, darf er mir nicht nehmen:
Ein kräft'ger Busen, der sich selbst vertraut,
Scheut die Grammatik nicht.

Fernando.

Wohl, blicket her!
Ihr kennt doch: lieben?

Angelica.

Lieben?

Fernando.

Auf lateinisch
Heißt es: amare.

Angelica.

Wählt ein andres Wort.

Fernando.

Dem Lehrer folgt die Schülerin gehorsam.

Angelica.

Ein strenger Mentor!

Fernando.

Wißbegier'ge Schöne —
Nehm' ich vom Wort die erste der Personen,
So heißt sie — sprecht mir's nach — amo, ich liebe:
Sprecht nach!

Angelica.

Im Stillen that ich's — laßt die Hand los!

Fernando.

Laut müßt ihr sprechen, daß ich prüfen kann,
Ob ihr den richtigen Accent getroffen.

Angelica.

Ach wohl, ich traf ihn. Geht zur zweiten über!

Fernando.

Amas — du liebst: ich sag' es bang' und zweifelnd.

Angelica.

Amas — du liebst: ich sag' es froh und sicher!

Fernando.

Wer faßt auf Scherze sich, wenn in verbundnen
Dicht überhüllten Herzen Gluten lodern?
Amabilis! Amanda! Liebliche!
Amasne? Liebst du mich?

Angelica.

Weh, list'ger Mentor,
Ihr überspringt Personen, Modos, Zeiten!

Ihr lehrt nicht gründlich — nein, ihr seid zu
dringend —

Fernando.

Amasne? Liebst du mich?

Angelica.

In der Bestürzung
Verlier' ich alle Frucht des Unterrichts —
Wenn ich mir nicht den Anfang wiederhole,
Die erste der Personen: Amo! Amo!

Ab.

Fernando.

Amat! Sie liebt! Ihr nach! Dem Glücke nach!

Folgt.

Carlo tritt auf.

Apollo, zeuch in Wolken mir vorüber!
Heut' ist verschleiert mir dein Antlitz lieber,
Als das vom Strahlenhaar umlockte Haupt,
Die Kraft ist fast, die Stimme mir geraubt.
Schon', hoher Vater, deinen armen Sohn! —
Wie seltsam spielt mit mir des Schicksals Hohn —
Mich Fürstenkind, mich Prinz von Syracus
Trägt wandernd um durch Dorf und Stadt der Fuß,
Vom Sitz des Reichthums schmählich ausgetrieben,
Ist nur ein Gut, die Armuth, mir geblieben.

Doch murre nicht! denn über allen Wogen
Des finstern Lebens steht ein Farbenbogen,
Und wenn dir Herrschers Diadem gebricht,
Die Lorbeerkrone rauben sie dir nicht.
Hier ist das Haus des Fürsten von Salern.
Man nennt ihn edel, und ich nah' ihm gern.
Versuch' ich's, mir die Stätte zu bereiten?
Nicht weiter darf dein Fuß, o Carlo, schreiten;
Euch seh' ich schon im Geist, Siciliens Gauen,
So schön ihr seid, ihr macht dem Sänger Grauen!

Fernando tritt aus dem Schlosse.

Der Herr vom Haus! Ein würd'ger, freier Mann,
Das Herz geht auf, daß ich ihn bitten kann.

Fernando.

O wär' ich Dichter! Dieses Allgefühl
Wird mir zu stark! der Wonne ist zu viel.
Ich kann sie in mir selber nicht verschließen,
Doch ach! ich muß sie auszusprechen wissen —
Tief singt's in mir, am reinen stillen Orte:
Es fehlen Zeichen nur, es fehlen Worte.

Er sieht Carlo.

Wie, bin ich nicht allein?

Carlo.

Ihr wünschtet euch
Zum Dichter, und ein Dichter steht vor euch.

Fernando.

Wer seid ihr?

Carlo.

Wilder Geister leichtes Spielzeug,
Der Ball, vom Sturm des Unglücks irrgeschleudert,
Das Schiff, das mit empörter Welle kämpft,
Die Münze, die von Hand zu Händen geht.

Fernando.

Freund, rede schlicht.

Carlo.

Ich bin ein Musenjünger,
Den Sehnsucht nach Italiens Heimathsluft
Aus Nordens Wald und deutschen Nebeln lockte.
Vielleicht nenn' ich dereinst den bessern Namen:
Jetzt heiß' ich Meister Tristan.

Fernando.

Guter Meister,
Kennst du die Sprache eines stillen Busens,
Der gläubig stets auf Liebe sich vertröstet,
Der immer hoffte, immer harrte, immer
Vertraute seinem Gott und seiner Würde:
(Glaub' etwa nicht, es sei der meinige!)
Dem dann vollkommenes Genügen ward —
Kennst du die Sprache eines solchen Busens,
Gieb mir in ihr ein Lied —

Carlo.

Ich kenne sie,
Das Lied ist schon gesungen, hört mein Fürst.

Er zieht ein Blatt hervor und liest.

„Die Rose blüht —“

Fernando.

Seid ihr ein Gott, ein Dämon?

Carlo.

„Ich bin die fromme Biene —“

Fernando.

Hör' ich recht?

Carlo.

„Und rühre zwar die keuschen Blätter an —“

Fernando.

Ihr setzt mich in die heftigste Bewegung!

Carlo.

Ihr hörtet also früher schon dies Lied?
Es gilt für eine meiner besten Weisen;
Ich freue mich, daß es hieher gedrungen.

Fernando.

Mann, der so schöne inn'ge Lieder macht,
Mann mit dem kund'gen Blick, Mann mit der Leier,
Sei mir gegrüßt!
O dieses Lied! Sieh, ich bin wohlgemüth,

Weil meine Rose blüht. — Ich schwärme, Tristan.
Allein vor Sängern darf die Liebe schwärmen!
Bleib bei mir Meister, gönne mir die Freude,
Daß ich dir danken darf für dieses Lied!
Ich will dich hegen wie die Nachtigall,
Dich nicht beläst'gen — bleibe bei mir, Tristan!

Carlo.

Ein Herzenston, wie selten mir erklungen!
Die Saite der Empfindung stark geschwungen!
In meinen Reimen sollen deine Freuden
Gleich frommen Lämmern auf der Wiese weiden,
Du hast mich ganz, kannst mich den dein'gen nennen!

Fernando.

Nichts soll den Glücklichen vom Dichter trennen!

Arminio tritt auf, mit verbundnem Arme. Ein Knabe folgt, der ihm den Ranzen trägt.

Wenn du noch irgend Gefühl hast Junge, für altadliches vornehmes Wesen — Lieber Himmel, der Range versteht mich nicht, und es ist mein Unglück, daß ich mich nicht gemein exprimiren kann. Ich will versuchen, mich zu deinen Fähigkeiten herabzulassen. Fordre keinen Dreier, Knabe, denn ich habe keinen — du trugst meinen Ranzen, ich trug

deine Gesellschaft, die Frage ist, wer schwerer trug? Ich verlange nichts, du verlangst nichts, so sind wir wett; mach, daß du fort kommst.

Der Knabe bleibt stehen.

„O einen Felsen streb' ich zu erweichen,
Du bist von Menschen menschlich nicht gezeugt!"

Fernando.

Welch wunderliches Abentheuer!

Arminio.

Aha, da ist Einer, der mehr Gold am Kragen führt, als ich im Beutel. — Sebastian, verabreiche jenem Knaben sechs Karolin für seine Mühwaltung.

Fernando.

Toller Mensch!

Arminio.

Dieses widerspänstige Wort versetzt mich in äußersten Zorn.

„Wie? Söhne? Söhne? Löwen, alter Leu!"
Wolkenversammelnder Zeus, schone! schrei'n dreizehn Millionen zitternde Argiver. Ich lasse mich besänftigen, und spreche nachdonnernd: Sebastian, Haushofmeister und Cassier Sebastian, dein Herr, der König Osiris von Aegypten befiehlt dir, jenem

Ranzenträger sechs Karolin für seine Mühwaltung zu verabreichen.

Fernando.

Es würde gefährlich seyn, den Grimm eines solchen Potentaten länger zu reizen.

Giebt dem Knaben Geld. Dieser geht.

Arminio.

Ich versöhne mich mit dir, Sebastian, und reiche dir meine Hand zum Kusse. (Er erblickt Carlo.) Was? Blinder Lautenschläger! Blinder Hesse! Find' ich dich wieder auf meiner Fährte?

Carlo.

Still, ausschweifender Knabe!

Arminio.

Nein, der Haushofmeister brennt, das Unglück seines Herrn zu vernehmen. (Er setzt sich auf seinen Ranzen.) Sebastian, tritt dorthin, und weine, wenn ich sage: Nu. Ihr Hans Anapäst, schämt euch, daß durch eure Schuld beinahe der Edelste seiner Zeit als wilder Trappe auf der Jagd erschossen worden wäre.

Fernando.

'S ist blosser Unsinn, und doch labt er mich,
Als läg' ich hingestreckt am Bach, und hörte
Die Wellchen plätschern und die Erlen säuseln.

Er setzt sich.

Arminio.

Ich werde die Sache episch vortragen:

„Draußen im dunkelen Schatten der zwo breitblättrigen Linden,"
In des gewaltigen Korns braunwogigem Aehrengewoge,
Ruht' ich, und dachte an Hunger dabei, und hungerte denkend,
Wie ich gewohnt bin, zu thun zur Mittagsstunde der Tage.
Plötzlich torkelt daher dies unglückselige Metrum,
Versifex, Bruder Parnaß, o daß mir die Namen nur kämen!
Haupt im Nacken, die Augen erhoben zum Karren des Phöbus,
Trägt vermuthlich dem werthen Papa zerrissene Schuh' vor,
Rennt mich über und über, und stößt mir die zärtliche Seite.
Ich enthebe mich fluchend dem Korn. Da ziehet vorbei just
Jagdzug und Meute. Der vorderste Mann hat kaum mich erblicket,

Als er schon ruft: Ein Trappe! Ein Trapp!
Gespannete Senne,
Und der bräunliche Pfeil — ich hatte das
Loch in der Schulter,
Eh' ich's erwartete, konnte verhindern nur
eben den Irrthum,
Daß mich die Hunde sofort der Jagd als
Trapp' apportirten!

Fernando.

Du magst in deiner verschlißnen Jacke einem Vogel ziemlich ähnlich gesehen haben. Warum gingst du von ihm, Tristan?

Carlo.

Er sprach so verwirrtes Zeug durcheinander, daß ich ihn in Gesellschaft seiner Albernheit zurückließ.

Arminio.

Recht Phantast, zwei Albernheiten wären mir auch zu viel Gesellschaft gewesen.

Carlo.

Kann man ihm etwas übel nehmen?

Arminio.

Doch strömet hin, ihr Bäche meines Lebens,
Denn müde bin ich dieser Sonne.

Er reißt den Verband ab.

Fernando.

Wilder Junge! Wilder Junge! Ach, der arme Vogel blutet stark. Leg' den Verband wieder um, Junge!

Arminio.

Glaubt ihr, daß ich mir aus Blut etwas mache? Zweimal ist mir die Säftemasse in Schlachten, Belagrungen und andern grausamen Kriegsbegebenheiten gänzlich abgezapft, zweimal frisch nachgewachsen, wie gestochner Torf. Hab' ich nicht ein fröhliches Herz, eine gesunde Haut, bin ich nicht ein leichter, feiner Wicht?

Fernando.

Du bist ein allerliebster Taugenichts!

Arminio.

Und du ein so netter, langweiliger, ernsthafter Mensch, daß ich dich küssen muß, Sebastian. Ich verwette meinen Reichsapfel darauf, daß du Münzen sammelst, ein Junggesell bist, und Vögel auszustopfen verstehst. Ich könnte mir das Sahnelecken abgewöhnen, wenn du mir's beföhlest.

Fernando.

Ich bin in glücklicher Stimmung, und ein Gesell, wie du, gaukelt mir mein Innres in angenehmer Uebertreibung vor. Einer der Meinigen hat dir

Schaden gestiftet, den ich mich verpflichtet fühle, dir zu ersetzen. Willst du mein lustiger Rath seyn?

Arminio.

Dieser Schritt verlangt reifliche Ueberlegung. Zieht euch zurück, ich werde im Kothurn als Heros des Alterthums ein nachdenkliches Selbstgespräch halten.

Er nimmt ein Paar Stiefeln aus dem Ranzen und zieht sie an.

Fernando.

Wie ernsthaft der Bube sich anstellt!

Arminio.

Der Bettelprinz Arminio von Syracus, und ein lustiger Rath. Bedeutender Unterschied. Denn der lustige Rath wird nur gemeines Brod zu essen haben, und der Prinz war auf silbernes Monden= — und goldnes Sonnenlicht apanagirt. Allein durch das Verhängniß menschlicher Bedürfnisse und Nothwendigkeiten wird Erhabenheit blühender Tugend in Unzufriedenheit der Beschränkung versetzt. Nach dieser nüchternen Betrachtung bin ich entschlossen, aus meinem Bettelsack mir das Narrenwamms zu schneidern, mein Prinzenthum an den Nagel zu hängen, und Staunen der Welt durch ruhmvolle Entsagung zu erregen.

Er geht zu Fernando.

Sebastian, nimm diese Hand, und mit ihr mich. Uebrigens bin ich dein wohlaffectionirter König, und ernenne dich hierdurch feierlich zu meinem Cassier und Minister in Geldaffairen. Ein Ehrenposten eigentlich, du wirst wenig mehr zu thun haben, als meine majestätischen Schulden zu bezahlen.

Fernando.

Ich denke diese Arbeit auszuhalten.

Arminio.

Noch zwei Bedingungen.

Fernando.

Sie sind?

Arminio.

Erstlich: Prügle mich nicht — ich kann das nicht leiden, es knüpfen sich daran ergreifende Reminiscenzen —

„Auch ich war in Arcadien geboren!"

Zweitens mußt du mir nicht sagen, wer du bist.

Fernando.

Warum nicht?

Arminio.

Wetter, soll ich sofort den Respect vor dir verlieren? Soll aus deiner schönen mystischen Raupenhülle der elendeste Kohlvogel, ein

jämmerlicher Marquese oder Vicomte hervorkriechen? Glaube mir, Sebastian, daß ich dich in diesem Augenblicke für den Kaiser noch zu entdeckender Länder halte, und störe mich in diesem süßen Wahne nicht durch die Entdeckung deiner mittelmäßigen Extraction.

Fernando.

Still nun das Plaudern. Federigo!

Fedrigo kommt.

Herr!

Fernando.

Die beiden Herrn, Tristan der Minnesänger, und Jener, sind von heut an mir verpflichtet. Du wirst denselben Dienst und Achtung so wie mir beweisen. Tristan, dir befehl' ich den bunten Knaben an; macht gute Freundschaft. „Nicht schönere Vermählung wird gefunden, als Phantasie, mit Laune eng verbunden!"

Ab.

Arminio.

Nun Muhme Phantasie?

Carlo.

Nun Base Laune?

Arminio.

Warum läuft unser Vormund weg: Verstand?

Carlo.

Soll nicht der Herr nach seinem Hause sehn?

Arminio.

Gehört Sebastian dies Haus?

Carlo.

Ja wohl.

Arminio.

Und wem gehörts?

Carlo.

Schad' um den süßen Wahn!

Arminio.

Haltet ihr Scherz, das wilde Roß, bei seinem eignen Schweife fest? Nenne den Namen Phantast, aber ohne Phantasie.

Carlo.

Manfred, Fürst von Salern.

Ab.

Arminio.

Phantast! Phantast! Was seht ihr für Geister? So hieß ja der wilde Jäger, der mich pürschte. Knecht!

Fedrigo.

(So'n Lump!) Was beliebt?

Arminio.

Wie heißt dein Herr?

Fedrigo.

Doctor Speranzio von Padua.

Arminio.

Manfred? Speranzio? Salern? Padua? Ein schwerer Text und viele Varianten. Wir wollen sie während der Mittagsruhe näher betrachten, dann etwas umherschnoppern und den Schalkheiten dieser Zeit nachsinnen.

Doch, Knecht, ich fühle Hunger der Harpyen!
Laß Federhöfe in Falerner brühen,
Mäh' zum Salat ab einer Wiese Heu,
Als Schenktisch setz mir einen Weinberg bei!
Du sollst zur Seite stehn, die Fliegen wehren,
Und was ich übrig ließ, magst du verzehren.

Ab.

Fedrigo.

Pfui du Knote! — — Zittr' ich nicht vor Aerger?
Die Welt geht mit mir um, 's wird immer ärger!
Ich muß mich setzen — weh' ich bin ganz schwach,
Mußt' ich erleben dieses Ungemach?
Mein Herr, der in den wärmsten Sommertagen
Sonst immer doppeltes Gewand getragen,

Aus Vorsicht, wenn etwa ein Regen käme —
Nimmt wie Hans Sausewind — daß er sich schäme!
Ohn' Prüfung jetzt zwei unbekannte Laffen,
Landstreicher auf, zwei abgetriebne Affen!
Ihr sollt mir fort! Euch stell' ich flugs das Bein.
Der Henker mag noch länger ehrlich sein,
Wenn Schelmen höhnisch dir entgegen grinzen:
Ach wie, wo seh' ich meine theuren Prinzen?

Zweiter Aufzug.

Fernando. Fedrigo.

Fedrigo.

Ich sag' euch Herr, was meine Treu' erblickt,
Nützt es euch nur, so bin ich schon beglückt,
Wenn ihr mich auch verkennt. Der Bunte streicht —
Nun was geht's mich an? schlau und katzenleicht
Um eure Zimmer — hat er drin zu thun?
Nein, euch bestehlen wird das wilde Huhn.
Gelegenheit macht Diebe, und die Noth
Oft — sagt ihr selbst — dem Galgen Speise bot.

Der Andre aber, euer Leiermann
Schielt nach dem Fräulein — doch was geht's mich an?
Läuft durch den Gang ihr nach — was geht's mich an?
Und klimpert: Thränen! Sehnen! Was geht's mich an?

Fernando.

Laß den Refrain. Ich bin zu rasch gewesen,
Erst Jahre lehren dich den Menschen lesen,
Das zugeschloßne Buch mit sieben Siegeln,
Ein Augenblick kann dir es nicht entriegeln. —
Und dennoch, soll'n wir mühsam immer bauen?
Soll einmal nicht, wie Göttergunst, Vertrauen
Vom Himmel freundlich auf uns niederthauen?

Fedrigo.

Mit hundert Augen muß man um sich schauen.

Carlo tritt auf.

Sagt mir, welch holdes Kind in diesen Wänden,
Den schönen Pfeil der Blicke mag versenden?
Zwar sah ich nichts von ihr, als ihren Schleier,
Doch strahlte siegend durch ein himmlisch Feuer:
Mein ganzes Herz ward voll und warm und weich!

Fernando.

Zum Singen, nicht zum Gaffen hab' ich euch!

Carlo.

Du bist verstimmt, ich gehe. (Schlimme Pein,

An eines Menschen Gunst verhandelt seyn!)

Ab.

Fedrigo.

Recht Herr, ihm derb die Wahrheit nur gesagt,
Und thut er's wieder, gleich ihn fortgejagt!

Fernando.

Ich bin betrogen, o das schmerzet mich!
Nie eine Neigung dieser Neigung glich.
Verleidet ist mein Glück. Wenn Freunde lügen,
Kann dich die Freundin auch, die Braut, betrügen.

Arminio kommt.

Sebastian, Altverstand, was steckst du mit diesem verschimmelten Holzapfel zusammen? Laß dich von Laune und Phantasie in die Mitte nehmen, Minister. Cassier, gieb Geld, ich muß mir meine Stiefeln flicken lassen. Bedenke das, Cassier, die Sohlen deines Königs sind Allerdurchlauchtigst, und er geht auf den bloßen Ballen.

Fernando.

Der Witz und Scherz ist wie ein stark Gewürze,
Nicht jeder Stunde, jedes Tages Zuthat.
Ich habe große Lust, den lust'gen Rath
Nach seinem Stammbaum ernstlich zu befragen.

Arminio.

Ein elender Baumstamm, Sebastian, trug bis auf mich lauter Hozeln, und die erste gute Frucht verspeisest du, glückseliger und geschätzter Mensch. Was willst du mit meinem Stammbaum? Schlechte Aeste! Schlechte Aeste! und einer — o daß ich ein Beil hätte, ihn abzuhauen.

Fernando.

Welchen?

Arminio.

Den wurmstichigen, harzigen, faulen Ast, meinen Bruder, mit kurzen Worten, den Spitzbuben!

Fernando.

Was that er dir zu Leide?

Arminio.

Speis't Fasanen, schluckt Lacrymä Christi, und giebt mir weder Knochen noch Neige ab. Spielt mit Zechinen Paar oder Unpaar, und bezahlt keine Dreierzeche für mich. Ein rechtes Schacher- und Krämergemüth!

Fernando.

Verlaß dich drauf, bleibst du in meinem Dienste,
Schaff' ich dein Recht dir wider diesen Buben!
Zehndoppelt soll er das Entzogne dir
Erstatten, der verschrumpfte Bösewicht!

Arminio.

Kneble ihn! Kein Pardon! Ich gebe ihm selbst die Bastonade.

Fernando.

Entdecke mir, wen ich an dir besitze?

Arminio.

Nein, Sebastian, zum Besitzen lasse ich mich nicht gebrauchen. Ich bin deinem Herzen unterworfen, nicht deinem Gesäße.

Fernando.

Spar' mir den Athem, Freund.
Wer steht vor mir?

Arminio.

Ein stehender Witz, das Register der Thorheit, ein Mensch, der voller Schnurren hängt, wie Petz der Bär voller Bienen, wenn er ihren Stock zeidelt. Nichtsdestoweniger der unglückliche Liebhaber — einer Weinflasche, die mir zerbrach und auslief. Seit dieser Zeit setze ich vor Betrübniß Fett an, trotz aller Diät. Das Fett — Uf — erstickt den besten Theil meiner Thatkraft und bewirkt, daß ich, den die Vorsehung eigentlich zum Hannibal bestimmte, höchstens als Jean potage auf die Nachwelt komme.

Fernando.

Hoffentlich wirst du deinen Spaß bald zu Tode gehetzt haben, und dann mir einfach auf meine Fragen antworten. Laß deine Laune nie der Ehrlichkeit über den Kopf wachsen. Achte diese Warnung. Witz ist eine gefährliche Gabe des Himmels. Denn weil er Alles von seiner Stelle rückt, so bringt er auch wohl die Tugend auf die Spitze der Zunge. Komm Fedrigo! —

Mit Fedrigo ab.

Arminio allein.

Tugend — Spitze — Zunge — Warnung — Ehrlichlichkeit — ach du lieber, goldner, breiter Pedant! Du vortreffliche trockne Frühpredigt bei nassem Wetter! Es geht etwas vor, ich rieche die siderische Constellation in den Lüften. Wer ist er? Woher stammt er? Wer sind seine Eltern? Was ist sein Gewerbe? Ist er reich? Ist er arm? Verheirathet oder ledig? Fürst oder Bürger? Neugierig bin ich gar nicht, aber wissen muß ich Alles, ich kann nicht eher ruhig schlafen. Das Haus leer — ein schönes Mädchen zeigt sich nur vom weiten — der Pedant verliebt — o ich müßte ja den Liebeszug nicht kennen — der Phantast in Verzückung über

den linken Handschuh seiner Göttin, wie er sie nennt, denn weiter sah er nichts von ihr. Ein schöner Mischmasch!

Fedrigo tritt auf.

Ich will den Pelican ansetzen, um das Geheimniß herauszuziehn. Andre versuchen's mit Feinheit, ich versuch's mit Grobheit. Knecht!

Fedrigo.

Ein für allemal, Herr — Rath, ich bin nicht euer Knecht, ich bin keines Menschen Knecht, sondern ein honnetter Livereibedienter. Ich bin gar kein Knecht, ich bin gänzlich durchaus gar nicht kein Knecht, ich verbitte mir alle Knechtschaft, sucht euch Knechte unter den Bauern, da wachsen die Knechte, wie ihr sie braucht, Sauknechte, Ochsenknechte und Schafknechte — ich bin Gott sei Dank ein Bedienter.

Arminio.

Packe meine Sachen ein!

Fedrigo.

Soll ich die Kappe oben legen, oder das Schellenwamms, oder das Pritschholz?

Arminio.

Thu das nach deiner Einsicht, Livereibedienter, du mußt wissen, wie Pickelhering zu reisen pflegt.

Fedrigo.

Herr!

Arminio.

Was befiehlt Meister Wursthans?

Fedrigo.

Du Ungethüm!

Arminio.

Mach fort, Wursthans, mach fort, ich reise ab,
Von schnödem Dienst entfernt mich rascher Trab!
Sattle meinen Gaul.

Fedrigo.

„Meister Pechdrath an der Ecken,
Heilt noch eure beiden Schecken!"

Arminio.

Daß sich zu solchem Herrn verirrt mein Blut,
Empört den stolzen Sinn mit Tigermuth!

Fedrigo.

Ihr habt euch wohl sehr herabgelassen?

Arminio.

Ein verdorbner Flickschneider wird Doctor utriusque — nun im Recht merkt man die falschen Näthe nicht.

Fedrigo.

Du verfuiterter Spottvogel!

Arminio.

Grüßt mir schönstens Seiner Würden, den Ritter von Nadel und Zwirn.

Fedrigo.

Du Staarmatz, du Elster!

Arminio.

Auch seine Frau Mutter, die Frau Käsehändlerin, und Jodel den Kutscher, seinen werthen Herrn Vater.

Fedrigo.

Du ausrangirter Witzbold! Du weggeworfner Hasenfuß!

Arminio.

Schade, daß ich seine Jungfer Schwester nicht kenne, so im papiernen Erker sitzt und sich selbst kocht.

Fedrigo.

Du Namendieb! Du Schandsäule! Du Schmutzfinke!

Arminio.

Könnt ihr mir nicht sagen, in welchem Raspelhause ich die Herrn Brüder antreffe?

Fedrigo.

Wenn sie dir glichen, Racker! Ich schleppe dich zu meinem Herrn —

Arminio.

Zu dem ruppigen Doctor Speranzio?

Fedrigo.

Nein Lümmel, zu dem Hochgebornen, Durchlauchtigen Fürsten und Herrn, Fernando Herzog von Syracus und Catania!

Arminio.

Was!?

Fedrigo.

Der hier wohnt, und der aus seinem Dunkel, wie eine verderbende Gottheit hervortreten wird, dich Schächer zu züchtigen!

Arminio.

Was!?

Fedrigo.

Der ein Ausbund ist von Gelahrtheit, Großmuth, Freundlichkeit und Menschenliebe.

Arminio.

O meines Rückens dauernde Erinn'rung!

Fedrigo.

Der seine Brüder, meine guten Fürsten,
Carlo und unsern herrlichen Arminio,
Du Schlingel! sucht, um ihnen Kron' und Reich

Nach seines Vaters Tode mitzutheilen,
Den Sehnsucht und Verlangen fast verzehrt!

Arminio.

Nun Gott erhalte mich bei Sinnen!

Fedrigo.

Und dessen Namen in den Mund zu nehmen,
Du nicht gewürdigt bist, schamloser Schwätzer!

Arminio.

Nein, was zu viel ist, ist zu viel — mein Kopf
Stürzt seinen Inhalt aus, wie'n Küchentopf,
Und die Gedanken poltern durcheinander,
Wie Fleisch, Gemüse, Salz und Coriander!
Juchheisa! Heisa! Endlich giebt's Fasanen,
Lacrymae Christi, Federbett von Schwanen!
Prinzlicher Mensch, wie willst, wie kannst du's fassen?
Goldkarpfen komm, laß dich gerührt umfassen!

Fedrigo.

Der Mensch wird verrückt! Hülfe! Hülfe!

Arminio.

O ich gesuchter, aufgesuchter Mensch!
Ich ernstgesuchter, heißersehnter Mensch!
Ich Kronenmensch, Reichsmensch, ich Zeptermensch!
Ich Thronenmensch, ich halbbetrunkner Mensch!

Ich gänzlich schon geschnappter über — Mensch!
Ich Odenmensch, ich lyr'scher Taumelmensch,
„Unter der Bäume gigantischen Schatten
Wälzen sich ungeheure Ratten!
Bei dem Klange olympischer Geigen
Fallen vom Baume ambrosische Feigen!"

Fedrigo.

Legt ihn an Ketten! Hülfe! Hülfe! Hülfe!

Fernando tritt auf.

Welch Lärm?

Arminio springt ihm zu Leibe.

Speranzerle komm an mein Herz!

Fernando.

Fort Unbescheidner! Welch verwegner Scherz!

Arminio.

Ich führ' dich an demantnen Liebesstricken,
Ich bläu' mit Liebesgeisseln dir den Rücken!

Fernando.

Ist dieser Mensch von Sinnen?

Fedrigo.

Mein Gebieter,
So wie es scheint, bedarf er sehr den Hüter.
Hier fand ich ihn, er schimpft' auf Ew. Würden,
Wußt' euch so schändlich Schmutz'ges aufzubürden,

Daß ich's nicht nennen mag. Ich strafte ihn,
Drauf schien Besinnung und Verstand zu fliehn,
Er ward verrückt.

Arminio.

Du würzest meine Lust!
Ich ruh', wie Kaukasus, an seiner Brust.
In deiner Gunst, Tyrann und Königssohn,
Wurzl' ich wie Zeder auf dem Libanon!

Fernando.

Du konnt'st mich schmähn, den ich vom Elend
aufnahm?
Mich schmähtest du, dem gütig ich begegnet?
Laß diesen Narrensprung — denn er verdeckt nicht
Des Undanks scheußliche Gestalt. Fedrigo,
Gieb ihm so viel des Gelds, daß er nicht darbe,
Ihm, und dem Meister Tristan, dann mit Beiden
Weg aus dem Haus! Ich dank' sie einer Regung,
Und sie ist falsch, und Beide müssen fort.
Handl' ich auch hierin leider weise nicht,
Kein blutend Herz mit Gründen sich bespricht.
Leb wohl du Narr, und wenn ein Narre denkt,
So denk, daß ihr mich beide bitter kränkt!

Mit Fedrigo ab.

Arminio allein.

Ew. Liebden! Ew. Liebden! Lauf' ich ihm nach? Umklaftr' ich ihn? — Es ist auf mich gelegt! Ich bin die Nemesis des Hauses von Syrakus! Ich bin der Geist Capriccio, soll ich so rasch zur Fee Larmoyante werden? Ihr großen Götter, helft mir in dieser Noth!

Ach gönnt mir armen frohen Knaben
Das kurze bunte Schnippchen Zeit!
Der ernsten Tage kann man haben,
Doch selten ist ein lust'ges Heut.

Laßt mich den Trank zusammenrühren,
Dann wirft er Schillerblasen aus:
Doch trotz dem wildsten Schüren, Rühren
Quillt keine Bosheit mit heraus!

Nein ich kann sie nicht aus der Hand geben die göttliche Komödia, ich sehe die Fäden alle, ich muß Marionette spielen. — Hier kommt der Hänfling, dem das Futterkästchen weggenommen ist.

Carlo kommt.

So weit der Himmel reicht, ist Sängers Haus,
Warum denn weinst du? Ach, er treibt mich aus!

Arminio.

Ich will dir wie dein ewiges Reimregister zur Seite gehn, Phantast; denn im Unglück ist Ungeschick und Mangel an Versen.

Carlo.

Narr, du bist Schuld an unser Beider Leide.

Arminio.

Ich beneide —
Die Haide —
Am Kleide —
Schnabelweide —
Das Gebäude —

Zusammen vertrieben, zusammen geblieben: zusammen gelungert, zusammen gehungert — nicht wahr Phantast?

Carlo.

Hält Laune Schritt mit hoher Phantasie?

Arminio.

Bieten wir uns poetisch auf.

Carlo singt.

Phantasie fliegt in den Himmel:
Laune wollte gleich ihr nach,
Konnte nicht von weitem nach
Mit dem kurzen Flügelstümmel!

Arminio singt.

Phantasie sitzt an der Erden —
Laune zieht den Stuhl ihr fort,
Phantasie am selben Ort
Fiel mit närrischer Gebärden.

Beide.

Singen gegen das Schloß.

Sag, was fehlt dem prächt'gen Haus?
Steht so trübe, steht so grau,
War noch eben licht und blau:
Laun' und Phantasie ziehn aus!

Arminio.

Keine Rührung, Phantast, sie macht durstig, und wir haben nichts zu trinken. Ohnehin thut's mir um Eine weh genug, daß wir gehn.

Carlo.

Die Eine? Welche Eine? Was für Eine?

Arminio.

Die Eine, die ich meine.

Carlo.

Eine? Eine?

Arminio.

Cupido, ach der Kleine! Weine, weine
Du schöne Seele, todt dich nur nicht weine!

Carlo.

Die Reine? Feine?

Arminio.

Liebt dich, wie ich meine,
Ist Sprache sonst in süßer Augen Scheine!

Carlo.

O Augen ihr, der Seligkeiten Bronnen!

Arminio.

Zerronnen —
Die Sonnen —
Angesponnen —
Unbesonnen —

Carlo.

O Locken ihr, Bildniß von tiefsten Nächten!

Arminio.

Sie brächten —
Die Schlechten —
Mit Fechten —
Pferdeknechten —

Carlo.

Wie hast du, Narr, hold Heimliches erfahren?

Arminio.

Ich horchte Herr, um euretwillen ward ich zum Schelme. In ihrer Kammer saß die Magnifique, und weinte Thränen wie Bernstein, sind sie auf Fliegen gefallen, so wird es Kabinetsstücke geben. —

o Tristan! Wird er scheiden, ohne mir Lebewohl zu sagen — o Tristan! Käme er heut Abend, und sänge unter meinem Fenster ein süßes Abschiedslied, ich würde ihm zuwinken, ich würde mein Herz ihm nachwerfen und seufzen: O Tristan!

Carlo.

Hör auf, du redest Wahrheit — schone mich!

Arminio.

Und nun frag' ich euch, ob ihr ein wilder Kater, ein Bär, ein Kameel, ein Barbar aus der kleinen Tartarei seid, oder ob ihr euch wie ein guter mitleidiger Musensohn anstellen und demnächst einstellen wollt?

Carlo.

Ich komm' heut Abend; sing' an ihrem Fenster
Ein süßes Abschiedslied, sie hört mir zu —

Arminio.

Setze dich in den nächsten Busch, bringe Glut und Verzweiflung reinlich zu Papier, iß Eier, damit du eine klare Stimme hast. Hüte dich vor dem Vater, dem Fürsten Manfred von Salern, aus dessen Diensten wir so eben gewiß und wahrlich vertrieben sind; denn ich setze nicht länger thörichte Zweifel in deine Versicherung.

Carlo.

Wirst du mich führen?

Arminio.

Freilich, blinder Amor,
Wie weit kannst du wohl sehen, Flügelgott?

Carlo.

Zwei Schritt am Tage, viere in der Dämmerung.

Fedrigo kommt mit Geldbeuteln.

Hier euer Geld.

Carlo.

So schnöden Lohn verschmäh' ich!

Arminio.

Mir schaffen meine Gnomen rothes Gold,
Undinen Perlen, Salamander Türkis.
Fort, dürft'ger Knecht!

Fedrigo.

Unsinniges Geschwätze!

Arminio.

Tristan, ich schärfe dir noch einmal ein,
Sei nüchtern bis zum Abend, sitz im Dickicht
Und bete Paternoster. Komm sodann,
Armiret und Plattiret, wie ich sagte;

Und aus des fernen Tunis Wundergärten
Fuhr' ich noch heut dir Beatricen zu.

Carlo.

Wie?

Arminio.

(Hörst du nicht, daß ich in Blumen rede?)

Fedrigo.

(Was? Zaubern?)

Carlo.

Beatrice?

Arminio.

Schweigt ihr nicht,
Vermag ich nichts auf die Natur. Fort! Fort!

Carlo ab.

Fedrigo.

(Potz Holofern, welch eine Raupe kreucht mir?
Potz Judith! Wenn es wäre — wenn es wäre —)

Arminio.

Ich komme schon, Sadrach, Mesach, Püst.

Will gehn.

Fedrigo.

Hört einmal!

Arminio.

Gleich folg' ich dir, Nitroso.

Fedrigo.

Nun so steht doch!

Arminio.

Pilputzer, hier.

Fedrigo.

(Er ist ein Teufelsbraten,
Er kos't mit Geistern, wie mit Kamaraden,
O mir! O mir! Es geht! O Jemine!)
Hört, könnt ihr zaubern, kurz und ohne Umschweif,
So was man zaubern nennt mit Zauberei'n?
Nun Zauberkerl, ihr werd't mich doch verstehen?
Kurz, könnt ihr zaubern? daß dich alle Zauber!
So sprecht doch, Vieh!

Arminio.

Matalpo, kraue mich.

Fedrigo.

Laßt die verfluchten Redensarten seyn!
Ich bin ein aufgeklärter Mensch — ich glaube
An solche Eseleien nicht. — Nun wird's bald?

Arminio.

Alauda cantat.

Fedrigo.

Alaun? Potz Zink und Schwefel! dummes Zeug!
Schneid't ihr noch lang Gesichter, knuff' ich euch.

Ihr wolltet die tunesische Person
Dem Lei'rer schaffen heute Abend schon?
Ach Galgenholz, das heiß' ich aufgeschnitten,
So rasch wird nicht von Tunis hergeritten!

Arminio.

Die Geister führen mir im Nu und Sturm
Von Fez nach Rom Mensch, Dorf, Stadt,
Kirchenthurm!

Fedrigo.

(Mich juckt's! Mich juckt's! hab' ich die Nesselsucht?)
Eine Probe! Eine Probe!

Arminio.

Was willst du sehn?

Fedrigo.

Hilf Nepomuk! 'S wird Ernst —
Macht nur nicht hier so Sachen mit 'nem Knall,
Mit Donner, Blitz, Versinken, Wolfsgeheul!
Denkt ihr, daß ich mich fürchte, Taschenspieler?

Arminio.

Zorndonner ruf' ich, Segenssäuseln lieb' ich.

Fedrigo.

Gut, säuselt los! die Prinzen trugen sonst
Jedweder ihrer Mutter sel'ges Bild,

Nein, Mutter sel'ger Bild, am goldnen Kettchen:
Ob sie's noch haben, die geliebten Knaben?

Arminio.

Willst beide Bilder?

Fedrigo.

Gott in deine Hände!
Das wär' zu unverschämt.

Arminio.

So dreh dich um,
Denn meines Dieners colossaler Anblick
Würd' dich in Staub verwandeln, Käferwurm.

Fedrigo wendet sich ab.

Arminio zieht sein Bild hervor, und legt es auf die Erde.

Hudewidewude, widewallacassalla, cassudewidewude,
Widewitsch!
Dreh um dich Erdkloß! Fedrigo dreht sich um.

Fedrigo.

All' gute Geister! — — Warm vom Herzen
kommt's!
Welch Junge trug's?

Arminio.

Der herrliche Arminio.

Nimmt es.

Fedrigo.

Nehmt ihr's?

Arminio.

Ich geb's dem Eigner heut am Oelberg.

Fedrigo.

Halt, noch nicht fort! das Oelgebirg kann warten.
Erst müßt ihr zaubern ohn' Barmherzigkeit!
Heran mit ihnen, sind sie noch so weit!
Ich muß sie sehen, sprechen, streicheln, drücken,
Gleich zaubert los! Sonst hau' ich euch in Stücken!

Arminio.

Wenn du schweigen könntest.

Fedrigo.

Ich will mir das Maul
zunähn, wenn du es verlangst, Satan!

Arminio.

Es geht nicht.

Fedrigo.

Wollt ihr zaubern? Oder —

Arminio.

Du bist kein crystallinischer Mensch.

Fedrigo.

Ich will in die Schule
gehn, und einer werden auf meine alten Tage.

Arminio.

Gleichwohl gäbe es ein Mittel.

Fedrigo.

Nennt es!

Arminio.

In dem chaotischen Primordialdreieck wirket das Metall auf die Geister.

Fedrigo.

Prinzmetall muß es sein, nicht wahr Teufelskerl?

Arminio.

Wenn du mit Juwelen armirt, mit Ducatengold plattirt erschienest —

Fedrigo.

Weiter nichts als das? Ich will als ein rechtschaffner Mann meinem Herrn die Chatoulle stehlen.

Arminio.

Liegt sein Bild darin?

Fedrigo.

Ja!

Arminio.

Vergiß das nicht!

Fedrigo.

Höllenelementer, glaubt ihr, daß ich Etwas vergesse, wenn ich im Dienst bin?

Arminio.

Halte auch du dich nüchtern bis zur Abendzeit. Speise Zwiebeln mit Pfeffer, und trinke Wasser; diese Nahrung macht ernsthaft und geschickt zu geistigen Dingen. Vernimm das Geheimniß des flüchtigen und fixen Abgrunds:

Ein Abgrund den andern ruft heraus,
Sie machen zusammen einen harten Strauß.
Der Himmel selbst muß irdisch sein,
Sonst kommt in's Erdreich kein Leben ein.
Die Erde muß höchst zum Himmel auffliegen,
Der Himmel in's Centrum der Erde ein-
kriechen,
Der flüchtige Drach' den fixeren tödtet,
Der fixe zum Tode den flüchtigen nöthet.

Wiederhole dies unablässig, präge Sinn und Ausdruck deinem Gedächtnisse ein, und du wirst heut Abend zwei Prinzen von Syracus schauen.

Fedrigo ab.

Jetzt zum Gelahrten, und den angestochen!

Luna geh auf, und leuchte unsern Streichen,
Denn diesem Abend soll kein zweiter gleichen!

Wo Carlo jetzt stecken mag, der arme Teufel? Ich wollte, Tristan wäre Carlo. — Dummer Schnack!

Dritter Aufzug.

Dämmerung.

Fernando. Arminio.

Fernando.

Warum befolgst du meine Weisung nicht?
Wie kannst du wagen, das verbotne Haus
Gleich Fledermäusen nächtlich zu umschwirren?
Ihr seid verbannt! — Ich leide mehr als ihr;
Doch hoffe keine Aendrung meines Schlusses!

Arminio.

Ich bin verbannt, weil ich im Rausch der Tollheit
Unziemlich mich betragen. Wie ihr seht,
Bin ich anjetzt sehr ernsthaft und bescheiden.
Doch hoff' ich keine Aendrung eures Schlusses.
Ich bin ein wüster Knabe, meine Wüstheit
Schlägt in das Angesicht; ich meinte stets,
Daß Falschheit tiefre Wunden bringt.

Fernando.

Was soll das?

Arminio.

Hat schon ein Wort von mir euch schwer beleidigt,
Wird das euch rasen machen!

Fernando.

Was?

Arminio.

Der Diebstahl.

Fernando.

Was für ein Diebstahl?

Arminio.

Der Chatoullendiebstahl!
Besitzt ihr nicht ein Kästchen roth mit Silber?

Fernando.

All mein Vermögen ist darin.

Arminio.

So vermögt ihr nichts mehr, denn euer Vermögen steckt gegenwärtig bei Fedrigo. Ein gutes Haus, dem ohne Handschrift geborgt wird.

Fernando.

Fedrigo? Schelm, du lügst! Der treue Diener,
Der meine Kindheit wartete?

Arminio.

Erwartet

Er eben Segelwind, um abzusegeln.

Er sticht in See mit guter, reicher Ladung,
Gebt ihm ein Kriegsschiff mit zur Convoi.
Durch sonderbare Schickung ward ich Zeuge
Des Bubenstücks, und wenn ihr Augen habt,
Könnt ihr es selber sehn — hier kommt er schon.
Sagt eurem Eigenthume Lebewohl,
Wo nicht, verhelft dem Strick zu seinem Stricke.
Tretet bei Seite!

Fernando und Arminio treten zur Seite.

Fedrigo kommt mit der Chatoulle.

Zwiebeln und Pfeffer sind eine schmale Kost, und der Leib empfindet darnach innerliche Brände. Ich möchte die Quelle Arethusa durch meine Kehle leiten.

„Die Füchse des Abgrundes die Pflichten tödten" —

Ich wollte lieber Holz hacken, als alle Tage zaubern!

„Der pflichtige Nachen die Füchse nöthet" —

Wenn mir der Teufelsbanner das Geheimniß nur aufgeschrieben hätte, ich kann's nicht klein kriegen, ich muß es vom Blatte spielen.

Arminio.

Hört ihr? Die schuldbewußte Zunge faselt.
Seht ihr das Kästchen wohl?

Fernando.

Ich hör', ich sehe!

Fedrigo.

Kein Delinquent kann stärker gezittert haben, als ich zittre. Wird mein Herr den Streich mir nicht selbst danken? Peter propter, der Mensch muß mitunter die Wurst einer Pflicht nach der Speckseite eines Vortheils werfen, sonst kommt er nicht durch diese Zeitlichkeit. Woher rührt also das Zittern? Ich kann ja nicht anders ein blamirter und wattirter Mensch werden.

Arminio.

Der Schurk' beschöniget sein Laster noch!

Fernando.

So häßlich ist die Sünde, daß sie nicht
In eigner Bildung sich zu zeigen wagt,
Sie borgt sich Kleider und betrügt die Welt.

Fedrigo.

Nun will ich das Primordialdreieck crystallisiren.

Er leert die Chatoulle, und steckt den Inhalt in seine Taschen und Stiefeln.

Fernando.

Ha dieser Bösewicht!

Arminio.

Erzürnt euch nicht!
Geht still in's Haus, ich spar' euch allen Aerger,
Ihr seht, ich hab' ihn in der Hand. Ich schaffe
Euch die Chatoulle wieder. Fort in's Haus!
Kommt an das Fenster, wenn ich ruf'!

Fernando.

Ich gehe!
Erschüttert dieser Tag denn alles Feste?

Ab in das Schloß.

Arminio tritt zu Fedrigo.

Bist du bereit?

Fedrigo.

Zum Tode, wenn ihr wollt.
Machts kurz, ich liege einmal unter'm Messer.

Arminio.

Der Dampf des Universums ist ein Actor,
Umhals't von Venus. — Reiche mir das Bild!

Empfängt es.

Tritt in die Ecke dort, und bis ich rufe:
'S ist Zeit! steh abgewandt! Bei deinem Leben,
Was du auch hören magst, und welche Stimmen,
Bekannte, unbekannte hier erschallen,

Nichts reize dich! Denn siehst du vor der Zeit,
Drehn meine Geister dir das Haupt zum Nacken,
Und pflanzen dich nach Libyen.

Fedrigo.

Eitle Sorgen,
Steif will ich stehen, wie ein Bräutigam,
Denn Haupt im Nacken ist kein Kinderspiel.

Er stellt sich abgewendet von den nachher Auftretenden.

Arminio.

Fix à la mode! — Tristan? Ja, er girrt.
He ho, Speranzio!

Fernando erscheint am Fenster

Ist's abgethan?

Arminio.

Ich habe die Chatoulle.

Fedrigo.

Huhu! Das Geistergrobzeug ist zusammen!
„Der Dampf des Universums ist ein Acteur" —

Carlo singt von außen.

Wachst du mein Herz?
Darf ich mit flüsternder Laute
Singen in Schlaf dich o Traute?
Giebst du es zu?

Fernando.

Wer singt und spielt verbuhlte Lieder unten?

Arminio.

O unglückſel'ges Treffen! Lieber Herr, geht ab vom Fenſter! — Meiſter Verſefer, der Gauch voll Liebe, will dem Fräulein noch zu guter letzt ein zärtlich Ständchen bringen, ach Aermſter ich! der all die Belialsſtreiche gewußt hat, und ſie nicht zu hindern wußte! Geht ab vom Fenſter, lieber guter Herr!

Fernando.

Nein, ich will bleiben, bis ihr Aeußerſtes die Frechheit that. Dann folg' ein Strafgericht!

Arminio.

Was wird das geben? — Triſtan! Triſtan! Triſtan!

Carlo tritt auf.

Steht meine Sonne ſchon am Horizont?

Arminio.

Ja in Trauernebeln, ſieh nur zum Fenſter auf! Schauſt du die ſchwarze, göttliche Geſtalt? Brich los und mach's kurz, ſonſt entſteht ein Unglück.

Carlo ſingt zum Fenſter auf.

Gieb es nur zu!
Nacht die ſtille mag's wiſſen,
Was wir dem Tage verſchließen:
Mir iſt ſo wohl.

Fedrigo.

„Umhalst von Flöhnuß" — wär' ich aus der Klemme!

Fernando.

Mehr, als ein Mensch erträgt!

Carlo.

Sagst Holde etwas?

Arminio.

Denkst du daß ihre Betrübniß zu Worten kommen kann?

Carlo singt.

Ist mir so wohl!
Weiß, daß ein liebliches Wesen
Mich zum Beglückten erlesen!
Weißt du es auch?

Arminio seufzt.

O Seufzen, süßer Nachtigallen Klang!

Fedrigo.

Sadrach, Mesach, Püst — schont!
„Der Hammel in's Centrum der Erde kriecht" —

Arminio.

Treib die Sache nicht zu weit, sie wird schon schwach. Hast du etwas von Belang bei dir, so schenk's ihr zum Angedenken. Enthalten aber

deine Taschen nichts als Sonnette und unbezahlte Rechnungen, so komm.

Carlo.

Gewalt, die all mein Leben lenkt und zügelt,
Nimm deines Sängers einz'ges Kleinod hin!

Er zieht sein Bild aus dem Busen.

Arminio.

Was Teufel, habt ihr da —

Nimmt ihm das Bild ab:

Himmlische Götter und Heerschaaren! Ist's dein?

Carlo.

Von Kindheit —
Lebt wohl, o Schöne! Scheiden bringet Leiden —

Arminio packt ihn bei der Schulter.

Dein? Dein?

Carlo.

Meiner Mutter Bildniß —
Doch Leiden sich in Freuden endlich kleiden —

Arminio.

Ja, mein Phantast! Preiswürdiger Phantast!
Hosanna! Hallelujah! Jau! Jau! Jau!
Kyrie Eleison!

Fedrigo.

Hilf, Nepomuk! Hilf Kilian! Hilf Veit!

Fernando.

Brich aus, o Grimm, der lang zurück gehalten!
Verführer, der die Musengabe braucht
Um zu berücken! Buhler! list'ger Buhler!

Carlo.

Manfred, Fürst von Salern? Weh mir Getäuschten!
Hartherziger Vater, warum schmähst du mich?

Fernando.

Du Täuscher! Wolf im Schafspelz! Klapperschlange!

Carlo.

Wird deiner Tochter Ehrenkleid befleckt
Durch meine keusche Liebe?

Fernando.

Tochter? Tochter?
Sprichst du von Tochter? Spottest du noch Bube?

Carlo.

Ich bin so hoch als du geboren, komm!
Du hast mich tief beschimpft, und unser Schwert
Muß diesen Flecken tilgen.

Fernando.

Also sei's!

Fedrigo.

Die ganze Höll' ist los! Hilf heil'ger Anton!

Arminio.

Still da oben und unten, ich bitte mir Ruhe aus! Der Himmel hat andere Dinge mit uns vor. Gegen ihn sind meine Ränke Recepte zum Gähnen. Zuerst die Erklärung, daß alle Streiche des heutigen Tages, die wie Kreuzfüchse zwischen grau und roth, zwischen ehrlich und unehrlich aussehn, von mir herrühren. Ich habe getrillt und bin getrillt worden. Versöhnt euch; ich befehl' es, ich habe einen Schatz in Händen, der nur versöhnte Herzen erfreuen kann.

Fernando.

Mit ihm, der mir mein Liebstes rauben will?

Carlo.

Mit ihm, der mich in Staub getreten hat?

Arminio.

Bester Gelahrter, Lieber Getreuer! Kann dich eine Gedankenleidenschaft, eine Traumneigung eifersüchtig machen? Er hat in Deutschland, England und Frankreich mit Succeß gestöhnt; willst du's ihm hier verbieten? Darf er nicht sein Kapellchen errichten, und darin vergöttern, so laß

ihn ziehn, denn er wird den Pips bekommen. Sangvögel sind keine Raubvögel! Versöhne dich um Gotteswillen, Gelahrter!

Fernando.

Ich bin schon kühl, und biet' ihm meine Hand,
Doch such' er eine andre Göttin sich.

Arminio.

Er wird's, es ist ihm ganz gleich, wo er kniet. — Phantastischer Myops, denke dir, daß dein Bruder Fernando —

Fernando.

Wie!?

Arminio.

Dich zärtlich suchte, brennend suchte, um dir Liebes und Gutes zu thun, schimpfte dich vor der Erkennung aber aus Versehen etwas aus. —

Carlo.

O Himmel! Freudetrunken hör' ich dich!

Fernando.

Mensch — Narr — du spannst mich auf die
Folterbank!

Fedrigo.

Ich steh' wie Besenstiel trotz eurem Locken
Malatp, Nitroso — list'ges Geisterpack!

Arminio.

Sorge für Grünes um zwei Schädel, und schaffe eine Triumphdoppelbirutsche an! Empfangt nunmehr das wahre entzückende Geheimniß des fixen und flüchtigen Abgrunds: Wir sind Brüder, von einer Mutter getragen, von einem Vater geschlagen!

Fedrigo.

Pilputzer, kneip' nicht!

Carlo.

Brüder!

Fernando.

Ew'ge Mächte!

Er verläßt das Fenster.

Carlo.

Du bist —

Arminio.

Arminio, deine frohe Laune,
Die ihrer Phantasie den Stuhl wegzog,
Und bei dem fratzenhaften Burzelbaum
Das Zeichen sah der Bruderschaft.

Carlo.

Mein Bruder!

Fernando tritt aus dem Schlosse.

Darf — kann ich trau'n —

Arminio.

Legst du, ungläub'ger Thomas,
Erst deine Hand in unsre Prügelmaale?
Das Ding, man nennt's vulgariter das Herz,
Sagt dir es Nichts?

Fernando.

Es sprach von Anfang!

Arminio.

zeigt die Bilder nach einander vor.

Hier
Arminio — hier Carl — und hier Fernando!
Der König sagts: Umarmt mich meine Prinzen.

Fernando.

Allgütiger! O Brüder! Theure Brüder!

Umarmung.

Arminio.

Das sag' ich dir, Sebastian, daß du mir Recht schaffst gegen die Krämer= und Schacherseele, du kennst sie wohl?

Fernando.

Es soll dir werden, o Geliebtester!

Fedrigo.

Und säßen die Schaaren der verdammten Eilf-tausend Jungfraun mir im Nacken, ich muß mich umdrehn! Ist es wahr? Ist es nicht wahr? Sadrach — Mesach — Püst — freßt mich nicht! Wo stehn meine Fürsten und Herrn?

Arminio.

In deinem Dunstkreise.

Fedrigo fällt ihnen zu Füßen.

Die Füchse des Abgrunds mögen euch behüten und bewahren Zeit ihrer Lebtage! Ich habe genug gesehn, ich kann in's Centrum der Erde einkriechen, und höchst zum Himmel auffliegen.

Arminio.

Du sollst mit uns noch eine Weile den Dampf des Universums genießen, alter Grobian! Bruder, schenk ihm, was er bei sich trägt; kein Mensch hat ehrlicher gestohlen. Sieh nur. Er würgt an meinem Unsinn, wie ein Student am Systeme seines Lehrers.

Fernando.

Wo weilt Angelica?

Angelica tritt auf.

Spukt Droll der Elfe?

Arminio.

Ein Stück von ihm.

Angelica.

Wer rief Angelica?

Fernando.

O meine Fürstin! dein Fernando lächelt —
Ein rothgeschlafnes Kind in seiner Wiege!
Sieh diese Jünglinge — ich habe sie!
Ich habe sie, ich habe meinen Wunsch.

Angelica.

Die Brüder?

Carlo zu Arminio.

Sag, wer ist die schöne Dame?

Arminio.

Die Eine, die du meinst, die Reine, Feine!

Carlo.

Wie? Diese?

Arminio zu Fernando.

Hörst du wohl, er freut sich sehr
Der neu'n Bekanntschaft.

Fernando.

Thor der Eifersucht! —

Welch Leben meine Brüder, liegt vor uns!

Arminio.

Ja, wir passen recht gut zu einander; wir haben alle drei einen kleinen Stich. Du sollst sorgen, der soll schwärmen, und ich will lärmen und borgen, auch wohl bei Gelegenheit die alten Finten aus der Schlacht von Tiberias hervorsuchen. An Erzählungen beim Kamin wird's nicht fehlen, erstaunen sollt ihr, was ein Prinz erleben kann, der nicht auf Standesvorurtheile hält.

Carlo.

Durch alle Busen rollt der grüne Strom
Himmlischer Freude seine stillen Wogen,
Auf denen Liebe, wie ein heil'ger Schwan
Ihr Lied beginnt und mit den Flügeln rauschet!

Angelica.

Und Angelica ist vergessen!

Arminio.

Ach glaubt das nicht, Englische. Wir sind das Rindfleisch, ihr seid der Senf — wer ißt Rindfleisch ohne Senf? Allerfeinster Senf, laßt euch mit uns nach Wunsch von diesem Leckermaule verspeisen!

Er führt sie zu Fernando. Jagdmusik.

Angelica.

Mein Vater!

Manfred tritt auf mit Dienern, die Fackeln tragen.

Koppelt mir die Hunde fest!
Hängt auf das Jagdgeräth, und legt die Beute
Zur Schau, daß sie beweise unsern Fleiß, —
Welch eine stattliche Versammlung find' ich?

Arminio.

Erstens den angeschoßnen Trappen, zweitens, drei Brüder, drittens, eine Schwester, viertens, einen Bräutigam, fünftens, eine Braut, sechstens, in Allem Vier Personen. Ihr habt einen Schwiegersohn geschossen, Fürst Nimrod, einen Schwiegersohn von sechszehn Enden.

Manfred.

Erklärt mir nur —

Fernando.

Wer kann erzählen jetzt?
Ein seltsam unerwartetes Geschick
Verkehrt' in Jauchzen meinen Thränenblick.
Was sich als Haß wieß in den Knaben zart
War frühe Regung von enschiedner Art;

Der Knoten, streng von Menschenwitz gebunden,
Ist unter Scherz und Lachen aufgewunden —
Zu diesem allen noch der Minne Sold,
Mein Fürst und — Vater, wenn ihr anders wollt.

Manfred.

Was? Taumelt Alles? Giebt es nirgends Halt?
Naht Amor sich so würdiger Gestalt?
Und du Angelica?

Angelica.

Mein gnäd'ger Vater,
Ihr wißt, ich bin ein lernbegierig Mädchen.
Der Meister fand sich, und in einer Stunde
Lehrt' er: Amare mich. Soll's weiter führen,
Muß ich Amare gründlicher studiren!

Manfred.

Amate, liebet euch. Nehmet meinen Segen!

Carlo zu Arminio.

Dies also ist der Herzog von Salern?

Arminio.

Ja doch, du Träumer!

Fernando.

Laßt die Trompeten auf gen Himmel schmettern,
Daß unsre Lust sie tragen zu den Göttern!
Lichtweiße Zelter führt hervor, und streut

Bis an den Strand der Blumen Herrlichkeit;
Kein Platz sei unverziert am Schiff geblieben,
An alle Flaggen schreibt: Amant, sie lieben!
Doctor Speranzio fuhr mürrisch aus,
Fürst Ferdinand kehrt überfroh nach Haus!
Denn mit sich führt er Minne, Laune, Lieder:
Komm meine Braut! Kommt Vater! Kommt ihr
Brüder!

Tusch. Sie gehn Alle ab.

Epilog.

Carlo.

Also beschließt das Jubelspiel der Dichter:

Ein Rebenstock, dem Saft des Lenzen
Die gottgeweihten Glieder schwellt,
Kann seine Wonne nicht begrenzen,
Sie sucht sich Raum und freies Feld.

Da quillt die Thräne erst gelinde,
Die Botin aus dem tiefen Schacht —
Dann keimt das lust'ge Blattgewinde,
Die Rankenschaar, die Blüthenmacht.

So strömen aufgewühlte Herzen
Erst heil'ge Zährenquellen aus,
Dann bricht's hervor von Schwänken, Scherzen,
Ein üpp'ger Blatt- und Blumenstrauß.

Der Herr, sich selber kund zu machen,
Schafft weiß und schwarz, und kalt und heiß;
Er zeitigt Weinen, zeitigt Lachen
Auf einem Beet vom selben Reis. —

Die Nachbarn.

Dramatische Idylle

in

einem Aufzuge.

Personen.

Martin } Nachbarn.
Ehrenfried }
Käthchen, Martin's Tochter.
Friedrich, Ehrenfried's Sohn.

Zeit der Handlung: Einige Jahre nach dem dreißigjährigen Kriege.

Schauplatz: Getheilte Bühne. Ein Felsenthal. Die Gehöfte der Nachbarn. Man sieht in ihre Gärten, welche durch eine Mauer geschieden sind. Einen Theil der letztern, nach Ehrenfrieds Seite zu, bedeckt Geflecht von Rankengewächsen. In Martins Garten ist ein Grabhügel, eine Laube und ein Brunnen.

Friedrich tritt aus seines Vaters Hause.

Ich habe in den alten Historienbüchern gelesen von Rittern, die jahrelang in Wüsten lebten, und wir machen's ihnen nach, ohne in der Wüste zu sein. Dort ist des Nachbar's Hof, hier ist unsrer. Ich schieße mit dem Blaserohr die Spatzen von des Nachbar's Dach, und doch treiben wir's, als wären wir tausend Meilen von einander. Kein Wort gewechselt, keinen Blick erwiedert! Sieht mein Vater den Nachbar kommen, weicht er ihm auf hundert Schritte aus, fange ich einmal an von ihm zu sprechen, heißt es: halt's Maul!

Es ist eine elende Wirthschaft, und wenn der fremde Rattenfänger wieder durch's Thal zieht, lauf' ich mit, als sein Junge und Packenträger. Ich glaube, mein Vater ist krank, denn ein gesun=der Mensch kann gar nicht so böse mit Jemand sein.

(Käthchen, in schwäbischer Tracht, mit Reisebündelchen und Zitter, kommt von außen.)

Käthchen.

Guten Morgen, Bürschchen.

Friedrich.

Schönen Dank, Jünferchen.

Käthchen.

Ist dies Vater's Gehöft?

Friedrich.

Ja, du Zuckerschätzchen.

Käthchen.

Bin sein Schatz nicht, will zum Vater.

Friedrich.

Was schaffen bei ihm?

Käthchen.

Da bleiben.

Friedrich.

O je! das ist prächtig.

Käthchen.

Du bist wohl unser Pferdejunge?

Friedrich.

Dein Pferdejunge, Kind, dein Ochsenjunge, dein Gänsejunge, wozu du mich brauchen kannst.

Käthchen.

Du bist ein netter Hasenfuß.

Friedrich.

Ja wohl.

Käthchen.

Wir wollen gute Freundschaft zusammen halten, du sollst mir das Garn wickeln, und was ich dir befehle, immer alles gleich thun.

Friedrich.

Sieh, das wird die schönste Ordnung von der Welt geben. Aber wie heißest du denn eigentlich, und woher kommst du?

Käthchen.

Ich heiße Käthchen, komme aus Reutlingen von der Frau Base, die mich hat was lernen lassen, und gesagt hat, nun wüßt' ich genug, und möchte dem Vater zur Hand gehn. Spricht er denn nicht von mir mit dir?

Friedrich.

Käthchen heißest du? Kommst aus Reutlingen? Von der Frau Base, die dich hat was lernen lassen, und gesagt hat, nun wüßtest du genug? Ach, nun weiß ich auch genug, das ist eine sehr betrübte Geschichte!

Käthchen.

Wie so?

Friedrich.

Wenn ich dich nur wie ein Eichhörnchen, oder wie ein Meerschweinchen wegfangen, und ganz in der Stille, zu meinem Vergnügen, auf unserm Taubenboden füttern könnte!

Käthchen.

Ich glaube, der Junge ist verrückt. Laß uns zum Vater gehn.

Friedrich.

Zum Vater! Als ob's nur einen Vater in der Welt gäbe. Wie heißt dein Vater, Käthe?

Käthchen.

Er schnappt wahrhaftig über. Martin heißt er.

Friedrich.

Siehst du? Und meiner heißt Ehrenfried, und die sind geschworne Feinde. Deiner wohnt da, und meiner hier, nun pack dich fort, du gehörst nicht hierher, da ist die Thür!

Käthchen.

Erst mich angeführt, und dann mir Grobheiten gesagt? Da hast du fünf Batzen dafür!

(Sie giebt ihm eine Ohrfeige und läuft fort.)

Friedrich (allein).

Potz tausend! Die schlägt, als wollte sie Einen

zum Ritter schlagen. Ja, ich kenne dich noch recht gut, du kamst im vierten Jahre nach der Stadt, wir haben oft zusammen verstohlen gespielt, und einmal hatte das Ding ein Messer erwischt, und ich neckt' es, und da hieb's nach meinem Kopfe, ich habe die Narbe noch. Fängst du es so wieder an, du kleine Bestie? Warte nur! Nun ist die Feindschaft in vollem Gange, ich will mich an dir rächen Tag und Nacht, Schabernack dir anthun, du sollst keine Ruhe vor mir haben. —

Ehrenfried tritt aus seinem Hause.

Friedrich!

Friedrich.

Kletten will ich dir in's Bett legen —

Ehrenfried.

Friedrich!

Friedrich.

Ich will dich überfallen, wenn du dir's am wenigsten versiehst; wüßt' ich nur einen verborgenen Gang nach deinem Gehöfte!

Ehrenfried.

Ist der Bursch mondsüchtig? (Er rührt ihn an.) Friedrich!

Friedrich.

Ach nein, Vater! Ich will es gewiß nicht thun!

Ehrenfried.

Was?

Friedrich

Das.

Ehrenfried.

Was?

Friedrich.

Mich mit ihr abgeben.

Ehrenfried.

Mit wem abgeben?

Friedrich.

Mit wem? Ach Gott, ich weiß nicht, was ich rede. Mit der.

Ehrenfried.

Du hast gesündigt, dein flammendes Gesicht ist das Wahrzeichen. An die Arbeit! Heut Mittag werde ich erfahren, was vorgefallen.

(Sie arbeiten im Garten.)

Friedrich.

Ich weiß gar nicht, was vorgefallen ist.

(Martin tritt mit Käthchen aus seinem Hause in seinen Garten.)

Martin.

Allgütiger, sieh' meine Freude! O du bist unerschöpflich im Segnen! Alles Frühere nichts gegen diesen Augenblick! O du mein Käthchen, mein liebes, langentbehrtes Töchterchen! Erzähle mir etwas! Wie ging es dir bis jetzt? Wie ging es deiner guten Base?

Käthchen.

Ziemlich. Sie sagte, ich sehe der seligen Mutter ähnlich; ist's wahr, Vater?

Martin.

Ja, liebe Käthe.

Käthchen.

Vater, wo ist Mutters Grab?

Martin.

Dort in der Ecke.

Käthchen.

Warum nicht auf dem Kirchhof?

Martin.

Wir waren, als sie starb, noch nicht eingepfarrt.

Käthchen.

Ei, wie schöne Reseda auf dem Hügel!

Martin.

Ich pflanzte sie, und du sollst ihrer warten.

Käthchen.

Liebe Mutter, Käthchen ist hier! Käthchen will deine Reseda begießen!

Martin.

Agnes, seliger Geist, blick' herab, und freue dich deines Ebenbildes!

Ehrenfried (in seinem Garten.)

Schweiß und Mühe, das ist die Losung auf Erden. Dornen und Disteln soll der Acker tragen, und sollst das Kraut auf dem Felde essen.

Friedrich (für sich).

Wenn der Vater ausginge, ich rutschte hinüber.

Käthchen.

Ich will das Frühstück in die Laube bringen.

Martin.

Ruhe dich erst aus.

Käthchen.

Die Base hat mich fahren lassen, bis zur Brücke, ich bin gar nicht müde.

(Ab in das Haus.)

Martin (allein).

Ich möchte in einem fort beten. Himmlischer Vater, du hast mir viel gegeben, hast mich in

Haus und Garten, in Trift und Au' mit deinen Wohlthaten überschüttet, hast mir die Tochter erhalten, daß ich habe, wem ich das Meinige hinterlasse. Alles gedeiht mir, alles genieß' ich mit freudigem Herzen. Auch vor dem Hochmuth des Glücklichen beschirmt mich deine Weisheit. Wie die herrlichsten Weinäcker zwischen schaudervollen Abgründen hängen, so hängt mein ganzes, kleines Glück dicht am Abgrund des tiefen, unbegreiflichen Hasses, des Nachbarhasses, des furchtbar-heilsamen Wächters meiner Schritte. Ich danke dir, Gott, für Alles, auch für diesen Haß, den ich nicht verdiene, und den ich nicht abzuwenden weiß.

Ehrenfried.

Eine Salpeter-Ader hier! Davon verdorren die Gewächse. Warum denn ich ein Knecht des Unglücks? Warum denn mir alle Last aufgepackt?

Friedrich (für sich.)

O wenn er doch ginge!

Käthchen

(kommt mit dem Frühstück und ihrer Zither.)

Da ist das Essen, Vater! Vor die Milchkammer müssen Gazefenster, es ist zu dumpfig drin.

Martin.

Soll geschehn, kleiner Altverstand.

Käthchen.

Ich will eins singen.

Martin.

Iß doch mit.

Käthchen.

Hernach.

Martin.

Könntest du das Lied — nein, du wirst's nicht können — deine selige Mutter sang es oft mir vor, es war mir lieb. Sie sang es, als ich, ein stattlicher Reiter, im dreißigjährigen Krieg zu ihrem Vater in's Quartier kam, und in die Stube trat, sie spann dabei, sie nannt' es Spinnerlied, es fängt an:

Spinn', spinn', meine liebe Tochter —

Käthchen.

Das hab' ich oft genug mit der Base des Abends gesungen.

(Singt.)

Spinn', spinn', meine liebe Tochter,
Ich kauf' dir ein Paar Schuh;
Ja, ja, meine liebe Tochter,
Und Schnallen dazu.

Kann wahrlich nicht spinnen;
Von wegen meinem Finger,
Meine Finger thun weh.

Spinn', spinn', meine liebe Tochter,
Ich kauf' dir ein Paar Strümpf',
Ja, ja, meine liebe Tochter,
Schöne Zwicklein darin.
Kann wahrlich nicht spinnen,
Von wegen meinem Finger,
Meine Finger thun weh!

Spinn', spinn', meine liebe Tochter,
Ich kauf' dir einen Mann.
Ja, ja, meine liebe Mutter,
Der steht mir wohl an.
Kann wahrlich gut spinnen,
Von all meinen Fingern
Thut keiner mir weh.

(Sie ißt mit ihrem Vater.)

Ehrenfried.

Was ist das? O Himmel, sollen denn diese Qualen nicht zur Ruhe kommen? Erinnerung, geh schlafen! Erwachte Agnes, oder singt sie aus ihrem Grabe? O Gott! O Gott!

Friedrich.

Das Wettermädel das! Singt, wie 'ne Nachtigall, ich muß zu ihr, ich muß zu ihr!

Ehrenfried.

Bursch, wohin?

Friedrich.

Mich rächen.

Ehrenfried.

An wem?

Friedrich.

An der Drossel, an der Amsel, an dem kleinen schlagenden Finken.

Ehrenfried.

Steh!

Friedrich.

Wenn ich muß.

Ehrenfried.

Du weißt, wer da singt?

Friedrich.

Freilich! Das Käthchen, kommt aus Reutlingen, die Base hat gesagt, sie wüßte genug, könnte nun beim Vater bleiben, sie hat mich einen netten Hasenfuß genannt, und mich hinter die Ohren geschlagen.

Ehrenfried.

Dafür willst du dich an ihr rächen?

Friedrich.

Ja, ich bin so wild, so außer mir — ich will ihr nicht von der Seite gehn, sie zu plagen.

Ehrenfried.

Ist sie hübsch?

Friedrich.

O Vater, wenn ihr die sähet! Zöpflein trägt sie mit Bändern durchflochten, und hat rothe Wangen, und himmelblaue Augen, und weiße Strümpfe mit Goldzwickeln.

Ehrenfried.

Es ist nicht wohlgethan, mein Sohn, an einem so schönen Mädchen Rache zu nehmen.

Friedrich.

Vater, ihr habt Recht, ihr habt wahrhaftig Recht. Ich merke, wie der Groll von mir weicht.

Ehrenfried.

Ich glaube dir, mein Sohn.

Friedrich.

Und hab' einen andern prächtigen Vorschlag, alter Vater.

Ehrenfried.

Laß hören.

Friedrich.

Ihr geht zum Nachbar, reicht ihm die Hand, sagt so und so, versöhnt euch mit ihm, und werft den alten, langweiligen Haß in den Brunnen. Dann leben wir wie vernünftige Menschen, reißen die Mauer zwischen den Gärten nieder, und das Käthchen spaziert herüber und hinüber, singt euch was vor —

Ehrenfried.

Und damit wir sie recht sicher haben, könnte Friedrich das Käthchen am Ende heirathen.

Friedrich.

Das ließe sich wirklich überlegen.

Ehrenfried.

Ich will es im Freien thun. Hol mir Barett und Stab!

Friedrich.

O was seid ihr für ein goldner, scharmanter Vater heute!

(Ab in das Haus.)

Ehrenfried (allein.)

Du unerforschlich-richtende Macht da droben, was hast du mit mir vor? Warum störst du dieses Herz immer von Neuem zur Pein auf, wenn

es sich mühsam beruhigt hatte? Mährchen erzählt, wer versichert, du seist gerecht, du kennest keine Gunst, Böses und Gutes werde aus oberster, reiner Hand nach Schuld und Verdienst zugetheilt. Ich bin ein arges Denkmal der göttlichen Willkühr.

Sechszehn Jahre lebe ich, wie in einem finstern Mährchen, hart am Todfeinde. So sehr ich mein Auge abwende, verwundet mich doch oft sein Anblick; er vergiftet mein Wachen, er stiehlt meinen Schlaf. Aus tausend Quellen rinnt ihm der Strom der Gnade, über mir ist's taub und ehern. Spitzfindig im Verfolgen, läßt der Himmel Wolken heraufziehn bis an meine Marken, dann erhebt sich ein schadenfroher Wind, und webt die netzende Spende zu seinem Felde hin, und meins bleibt trocken und verschmachtet. Der Hagel treibt dagegen zu mir, ihn verschonend. Wurm und Geschmeiß kriecht zu mir, frißt an meiner Armuth sich satt, und verschmäht seinen Wohlstand. Himmel und Hölle! Tod und Teufel! Ich könnte ihm das Gehöft über dem Kopf anstecken, dann ging's, wie es sollte, auf dem Rabensteine zu Ende.

Und nun? Die kleine Schlange, lauernd unter seinen Blumen! Mein Junge, das Letzte, was mir

blieb, abfallend vom Vater, hinübergezogen zum Verruchten mit listiger Freundlichkeit, mit Wänglein und Mienen! O ich müßte die Liebe, das fürchterliche Ding, nicht kennen. Sie giebt den Kindern das Messer in die Hand gegen die Aeltern, und empört ein üppiges Blut zu jeglichem Verrathe.

Dahin soll's nicht kommen, meinen Sohn will ich behalten. Fort, Cain, in das Elend! Weiche von der Stelle, wo deine Väter sich des Ihrigen freuten! Staub auf den Schuh'n, Schweiß im Antlitz, den braunen Dornenstock in der Faust, ein Stück Schwarzbrod aus dem Quersack nagend an der Landstraße, so ziemt sich's für dich. — Der Waldmeier hat ein Gelüst zu meinem Hof, ich will zu ihm, und den Kauf richtig machen.

Friedrich
(kommt mit Barett und Stab).

Hier Vater, und überlegt nicht zu lange.

Ehrenfried.

Sei getrost, ich kehre bald zurück. Räume alle unsre Sachen in eine Kammer.

Friedrich.

Warum das?

Ehrenfried.

Du sollst gehorchen, ohne zu fragen.

(Beide ab in das Haus.)

Martin (steht auf.)

Der Herr behüte dich, mein Käthchen, bis ich wiederkehre. Ich muß auf's Feld.

Käthchen.

Und ich zum Nachbar.

Martin.

Das geht nicht, Kind.

Käthchen.

Warum nicht, Vater?

Martin.

Ach Kind! Kind!

Käthchen.

Ich habe Unrecht gethan, das schmerzt mich. Drüben ist ein närrischer Junge —

Martin.

Des Nachbars Sohn.

Käthchen.

Ich bin gegen ihn grob gewesen, ich muß es ihm abbitten. Nachbarn dürfen sich doch nicht beleidigen.

Martin.

Mein Käthchen, das ist hier eine sonderbare Nachbarschaft. Du darfst nicht hinüber.

Käthchen.

Aber warum nicht?

Martin.

Wenn dich der Alte sähe, würde er dich unfreundlich behandeln.

Käthchen.

Seines Nachbars Kind?

Martin.

Seines Feindes Tochter. Wir verkehren nicht mit einander.

Käthchen.

Ihr müßt euch versöhnen, lieber Vater.

Martin.

Ich bin nicht Schuld an dem Zwiste. Immer habe ich mich zu dem Ehrenfried gehalten, wo ich nur konnte, ich fühlte einen Zug zu ihm, ich kann's nicht beschreiben. Reiter sind wir zusammen gewesen in einer Schaar im dreißigjährigen Kriege, darauf baute ich mich neben ihm hier an. Gebettelt habe ich um seine Gunst — alles umsonst. Er ist hart und schroff wie eine Mauer.

Käthchen.

Aber warum haßt er euch?

Martin.

Wenn ich alle Falten meiner Erinnerung durchsuche, und in die verborgensten Winkel meines Herzens blicke, so ist es mir nicht möglich, etwas zu finden und zu sagen: das ist es, oder das. Ach Käthchen, laß uns davon schweigen, ich werde jedesmal traurig, wenn ich hierauf komme, denn es ist ein herbes Schicksal.

Käthchen.

Und er ist ein so närrischer Junge!

Martin.

Wer, Kind?

Käthchen.

Wer? Je, des Nachbars Sohn.

Martin.

Dachtest du wieder an ihn?

Käthchen.

Ich weiß nicht, wie es kam.

Martin.

Gutes Kind!

Käthchen.

Und ich darf wirklich nicht zu ihm?

Martin.

Nein, meine Tochter.

Käthchen.

Ach, das ist doch recht schlimm.

(Ab in das Haus.)

Martin (allein).

Arme Käthe! das kleine, unschuldige, sechszehnjährige Herz! Zwei junge Vögelchen, so nahe zusammen, ein gefährliches Ding. Wer weiß, wozu es gut ist. Webe nur still, Mutter Natur, ich störe dich nicht.

(Ab.)

Friedrich
(kommt aus seines Vaters Hause.)

Was das für Grillen sind! Einzupacken, als ob wir fortreisen wollten. Hier am Gesträuch klettre ich auf und sehe, ob das Ding im Garten ist.

(Er steht bei dem Rankengebüsche.)

Käthchen
(kommt aus ihres Vaters Hause.)

Die Töpfe stehn am Feuer, ich habe nichts mehr zu schaffen, es ist doch hier eine langweilige Sache, merk' ich. In Reutlingen besuchen sich die Nachbarn Morgens, Mittags und Abends, es wäre gut, wenn die Mode hier auch eingeführt würde.

(Singt.)

Spinn', spinn', meine liebe Tochter —

Friedrich.

Käthchen!

Käthchen.

Rief da nicht etwas?

Friedrich.

Käthchen! Käthchen!

Käthchen.

Wahrhaftig, der närrische Junge wieder. Was willst du? Laß mich zufrieden.

Friedrich.

Ich komme zu dir.

Käthchen.

Das wollte ich mir verbitten. Weißt du nicht, daß wir Feinde sind?

Friedrich.

Drum müssen wir Krieg führen, und ich marschire in dein Gebiet.

Käthchen.

Höre Junge, daß du dir nicht unterstehst, hier einzudringen, ich würde äußerst böse werden.

Friedrich.

Muß es kennen lernen. Ich springe über die Mauer.

Käthchen.

Hat eine Thür in der Mauer, und will überklettern!

Friedrich.

Eine Thür?

Käthchen.

Ja, wo du stehst.

Friedrich.

Das wäre! (Er biegt das Gesträuch zurück, eine Thür wird sichtbar.) O du capitaler Fund! O du capitales Gesträuch, hättest du nicht vorgestanden, der Vater hätte längst die Thür vermauern lassen. O du capitale Dirne! Sturm gelaufen! Marsch! Ein in die Festung!

(Er tritt durch die Thür.)

Käthchen.

Er bricht durch! Ich verstecke mich!

(Sie versteckt sich hinter dem Brunnen.)

Friedrich (in Martins Garten.)

So, da wären wir. Wo steckt das Ding?

Käthchen (singt hinter dem Brunnen.)

Kann wahrlich nicht spinnen,
Von wegen meinem Finger,
Meine Finger thun weh —

Friedrich.

Aha! Ein Brunnengeist, ein liebenswürdiger Kobold! Wenn das Mäuschen pfeift, ist es gefangen.

(Er zieht Käthchen hervor.)

Käthchen.

Pardon!

Friedrich.

Keine Gnade! Niedergemacht wirst du, ich bin ganz wüthend. Soll man sich so mir nichts, dir nichts Ohrfeigen geben lassen? Keinesweges. Soll man sich hierauf noch foppen lassen? Keinesweges. Darum Rache! Rache! schreckliche Rache.

Käthchen.

Ach allergroßmüthigster Nebucadnezar! Erbarmen!

Friedrich.

Ich erbarme mich, und reiche dir zum Zeichen der Vergebung selbigen Kuß des Friedens.

(Er will sie küssen.)

Käthchen.

Weg da! Nichts von so etwas.

Friedrich.

Käthe, liebe Käthe —

Käthchen.

Ich kratze und beiße, wenn du mir zu nahe kommst.

Friedrich.

Käthchen, ich habe in meinem Leben noch kein Mädchen geküßt, es muß doch gar curios seyn.

Käthchen.

Curios muß es seyn; ich habe auch noch keinem Knaben einen Kuß gegeben.

Friedrich.

Einmal müssen wir Beide es doch probiren.

Käthchen.

Lernen muß man's freilich.

Friedrich.

Und kriegt's am besten in der Jugend weg. Was Hänschen nicht lernt — du kennst ja das Sprichwort.

Käthchen.

Aber die Dirnen bekommen einen Bart davon, sagte unsre alte Elsbeth.

Friedrich.

Kind, ich kann von meinem Bischen auf der Oberlippe dir nichts abgeben.

Käthchen.

Siehst du, Junge, wenn du nicht von mir bleibst, hier ziehe ich eine große Stecknadel aus dem Mieder, damit wehr' ich mich — o weh! Sie ist in's Gras gefallen.

Friedrich.

Wer das nicht verstände! (Er küßt sie.) Ach Herr Jesus! Das ist ja ganz herrlich — Hm, hm, Potztausend, wie war das? So warm, so wunderseltsam! Käthchen!

(Sie antwortet nicht.)

Käthchen, bist du böse?

(Sie wendet sich ab.)

Ja, wenn Käthchen dem Friedrich böse ist, was soll der denn hier?

(Er will gehn.)

Käthchen.

Bleib nur.

Friedrich.

Und Friede ist wieder?

Käthchen.

Seit Anno 1648.

Friedrich.

Käthchen, was sollen wir nun beginnen?

Käthchen.

Weiß ich's? Friedrich heißest du! Friedrich! Ein schöner Name. Friedrich!

Friedrich.

Käthchen und Friedrich! das klingt gut zusammen.

Käthchen.

Friedrich und Käthchen klingt noch besser.

Friedrich.

Die Namen sind wie für einander gemacht. Mein Vater —

Käthchen.

Ach, laß die Väter.

Friedrich.

Nein, meiner war heut ganz sanft. Er sagte: ich könnte dich am Ende noch heirathen.

Käthchen.

Pfui!

Friedrich.

Nun, bin ich denn eine Kröte, oder was Unsaubres, daß du dich vor mir ekelst?

Käthchen.

Nein, ich meinte nur —

Friedrich.

Ach ja, ihr müßt euch so anstellen, ich hab' davon in Büchern gelesen. Wenn es eine alte Observanz ist, will ich dir's nicht weigern.

Käthchen.

Komm zum Brunnen und hilf mir Wasser schöpfen. Ich will die Blumen auf dem Grabe

begießen, und die Mutter fragen, ob es recht ist, daß wir uns gut sind. Und wenn die Reseda morgen frisch steht, dann soll es: Ja bedeuten.

Friedrich.

Warum soll denn das nicht recht seyn, wenn man sich leiden mag.

(Sie gehn zum Brunnen, er läßt den Eimer hinab, sie lehnt sich neben ihm auf den Brunnenrand.)

Käthchen.

Ich sehe gern hinab auf den schwarzen Wasserspiegel, es steigt so eigen empor.

Friedrich.

Da unten hat der Nix sein Reich.

Käthchen.

Seine Grotte von Krystallen und bunten Steinen.

Friedrich.

Der holt sich mitunter Gesellschaft; es ist ihm zu einsam in seinem Hause.

Käthchen.

Wenn er jetzt heraufstiege und zöge mich hinunter!

Friedrich.

Ich hielte dich, mich nähm' er mit.

Käthchen.

Wir lebten dann ein heimliches, herrliches Leben.

Friedrich.

Ich ruderte dich in dem Perlenkahne umher.

Käthchen.

Ich flöchte dir aus Korallen eine Krone.

Friedrich.

Wir könnten viele Jahre so verleben.

Käthchen.

Und es wäre, wie ein Augenblick.

Friedrich.

Oben hieß' es, die Nachbarskinder sind ertrunken.

Käthchen.

Die armen Väter, deiner und meiner! Träumen wir denn am hellen lichten Tage? — — Ach Gott! Ach Gott!

Friedrich.

Was ist dir?

Käthchen.

Ach mein Kreuz!

Friedrich.

Kreuz?

Käthchen.

Von der seligen Mutter — das Einzige, was ich von ihr habe. Es hat sich losgehäkelt von der Halskette, ist verloren gegangen.

Friedrich.

Wann wohl?

Käthchen.

Eben, eben.

Friedrich.

So ist es in den Brunnen gefallen, während du dich überlehntest. — Richtig, da scheint etwas Blankes auf dem Mauervorsprung.

Käthchen.

Es ist's! Das Moos hat es aufgehalten. Ach, wie komm' ich wieder zu meinem lieben Kreuzchen?

Friedrich.

Ich lasse mich an der Kette hinunter.

(Er steigt in den Brunnen.)

Käthchen.

Friedrich! Um Gotteswillen, was machst du? Laß doch, es liegt mir ja nichts am Kreuze! Er klettert, wie eine Katze — mir vergehn vor Angst die Sinne — weiß ich kein Gebet? Wenn der Nix unser Gespräch hörte, und ihn holt! Da ist er auf dem Vorsprung — Herzensfriedrich halte dich ja fest. Er hat es, er kommt — behutsam — sacht, Fritz.

(Friedrich steigt aus dem Brunnen.)

Gottlob!

Friedrich.

Nimm hin.

Käthchen.

Böser Wagehals!

Friedrich.

Lieb Käthchen, verlier das Kreuz im Neckar, da, wo der Strudel ist, das tiefe Loch — ich hole dir's aus dem Wasser, wie ein Pudel.

Käthchen.

Du! — — o du!

Friedrich.

Liebe, gute Dirne!

(Sie halten sich umschlungen.)

Ehrenfried (kommt in seinen Garten).

Abgemacht! — Nun ist mir zu Muthe, wie dem Vogel, den sie vom Neste jagen, dem sie die Eier zerwerfen. Ich will heute noch räumen, dann ist's vorbei.

(Er bemerkt die offne Thür.)

Was? Offen? So weit wär's schon gekommen! Friedrich!

Käthchen.

Himmel!

(Sie entflieht in ihres Vaters Haus.)

Friedrich.

Mein Vater. Er wird wegen der Heirath weiter sprechen wollen. (Er geht in seines Vaters Garten.) Gut, daß ihr da seid. Alles ist richtig.

Ehrenfried.

Ja?

Friedrich.

Wir sind Brautleute.

Ehrenfried.

So!

Friedrich.

Und bitten um euren Segen.

Ehrenfried.

Hast du Alles zusammengelegt?

Friedrich.

Ja.

Ehrenfried.

Pack ein. Wir ziehn.

Friedrich.

So. Wann kehren wir?

Ehrenfried.

Nimmer.

Friedrich.

Vater!

Ehrenfried.

Keine Gespräche! Der Hof ist verkauft an den Waldmeier.

Friedrich.

Wohin sollen wir denn?

Ehrenfried.

Weit weg.

Friedrich.

Das ist ja gar nicht möglich, daß ihr das Gütchen verkauft habt, Vater! Weiß ich nicht, wie werth ihr es haltet? Als ihr fünfzehn Jahr alt war't, warb hier der Mannsfeld, die Pfalz gerieth in Aufruhr, ihr lieft dem Vater weg, und zogt den Küraß an. Siebzehn Jahr war't ihr ohne Heimath, bald hier, bald da, bald in diesem Hause, bald in jenem. Was tröstete euch, wenn Hitze und Staub euch drückte, der Regen euch näßte? Ihr dachtet, komm' ich durch, so hab' ich doch ein Erbe, einen Ort, da ich mich ausruhn kann.

Ehrenfried.

Fand ich ihn?

Friedrich.

Ihr fandet ihn nicht. Der Hof war verschwunden, das Haus der Eltern in Schutt, Vater und

Mutter todt, ein Bruder auch. Durch Steinhaufen und Wuchergeniste klommet ihr — die Mauer stand noch. (Auf die Mauer zwischen den beiden Gärten zeigend.) Weinend habt ihr sie geküßt, habt weinend ausgerufen: Etwas ist also doch übrig! Väter, euer Sohn richtet an alter Stätte das Haus wieder auf. Gingt rüstig an's Werk; die graue Vätermauer, wie Vatererbe freute sie euch; bald war unser Haus fertig.

Ehrenfried.

Wie beredt du geworden bist seit einer halben Stunde!

Friedrich.

Gönnt ihr dem Fremden die Frucht eurer Mühe? Seht die Thiere! Storch und Schwalbe kehren alle Jahr zum alten Dach; alle Sommer nistet in unserm Fliederbaum ein Hänfling. Jegliche Creatur hat ihre Ruhestatt, gute Geister schweben um jede Heimath. Vater, seid doch nicht flüchtiger, als Storch und Schwalbe!

Ehrenfried.

Mach dich reisefertig.

Friedrich.

Vater!

Ehrenfried.

Du sollst dich reisefertig machen.

Friedrich.

O Käthchen! Käthchen!

(Ab in des Vaters Haus.)

Ehrenfried (allein).

Ich kenne solche Töne. Jetzo quillt es in meiner Brust wieder stechendheiß auf. Knabe, du weißt nun, was der Vater einst fühlte; es ist dein erster Schmerz, du mußt ihn ertragen. — Nur keine Rührung, keine Erweichung, sie käme ungelegen. Groll, mein alter Freund, verlaß mich nicht in diesem Augenblicke, wo ich deiner bedarf. Ich will durch die Thür treten in den Garten des Leidigen, und sein Glück schaun, und mich des Neides vollsaugen, daß ich mit erstarrtem Herzen fortgehe.

(Er tritt in Martins Garten.)

Alles schön, alles üppig, so recht zum Abstich gemacht. Ein Grab! — Muß das mir jetzt in's Auge fallen? Ein Grab! — Fort, nähere dich nicht dem Grabe! — Es spinnen sich tausend Fäden von dort zu mir — — Rieselnde Schauer

der Angst und Wehmuth — Luft! Luft! Ach einmal muß ich knieen auf dem Hügel!

(Er stürzt zum Grabe.)

Agnesens Grab! — Guter Gott, vernichte mich! Die alte Todesqual hält ihren Einzug in Siegesherrlichkeit. Was ist Zeit? Das Bild des Engels steigt empor, umkleidet mit frischen Strahlen, hebt sich aus machtloser Jahre Fluth! Da ruhst du, Engel, der mir nicht beschieden war, da liegst du, Schatz, den ich nicht heben konnte. O bittre Pein! Alter Leib, brich zusammen, das Wetter deines Lebens hat dich mürbe gehöhlt. Kniee zur Erde! Antlitz in den Rasen! Fleh um Gebete auf kühlem Agnesbett! O löste sich doch der Seele Streit, und fänden sie die Leiche unter Blumen!

(Er sinkt auf dem Grabe nieder.)

Friedrich (kommt aus dem Hause).

Wir können fort, Vater. Er ist nicht da. Ich will Käthchen Lebewohl sagen, dann die Thür verschließen und das Gesträuch wieder vorbinden, denn sie ist Keinem mehr nütze.

(Durch die Thür in Martins Garten und Haus.)

Martin (kommt in seinen Garten).

Der Waldmeier rief mir von seinem Stücke zu: Guten Morgen, Nachbar. Was sollte das bedeu-

ten? — So! Thür offen! Dachte ich's doch. Schelme! Schelme!

(Er erblickt Ehrenfried.)

Erzählen meine Sinne Mährchen? Er selbst? Er ist wohl todt? Nein, er athmet. Ach, du kniecst wohl an einem heiligen Altare! Süße Ahnung weht wie mit Taubenflügeln durch meine Seele. Wenn Versöhnung möglich wäre! — Ehrenfried!

Ehrenfried (aufblickend, sich verhüllend).
Weg!

Martin.

Ehrenfried, bleibt!

Ehrenfried.

Weg, weg von mir!

Martin.

Wäret ihr ein Bär aus Polen, oder ein grimmiger Löwe, wäret ihr der Krieg, und brächtet Schlachtgetöse mit, glühende Lohe, Mord und Qualm, hier, Nachbar Ehrenfried, hier müßt ihr sanft sein, denn hier ist Friede. Dies kleine Plätzchen unter Rosen und Reseda ist eine Herberge aller Gnade, Milde und Stille.

Ehrenfried.

Ich gehe auch still weg.

Martin.

Steht!

Ehrenfried.

Was wollt ihr?

Martin.

Hören sollt ihr mich.

Ehrenfried.

Lebt wohl.

Martin.

Wohin?

Ehrenfried.

In die Wildniß.

Martin.

So hat der Waldmeier Recht?

Ehrenfried.

Er wird euer Nachbar.

Martin.

Nehmt den Entschluß zurück.

Ehrenfried.

Beschlossen. Es giebt nichts zu entschließen mehr.

Martin.

Das wird mir keinen Segen bringen.

Ehrenfried.

Ihr seid der liebe Sohn des Himmels, der

Seufzer des flüchtigen Ahasverus kann euch nicht belästigen.

Martin.

Höhnt nicht so bitter! Zu allen Dingen muß es Gründe geben. Warum haßt ihr mich? Oft hat diese Frage vergeblich an deines Busens Pforte geklopft; noch einmal wagt sie's — warum hassest du mich?

Ehrenfried.

Weil du ein Gesicht hast, roth und weiß, langes, blondes Hauptbaar, und eine Stimme, weich wie Flötenklang.

Martin.

Hab' ich dich in Krieg und Frieden jemals beleidigt? Ich theilte mein Brod mit dir, wenn du nichts hattest, ich habe meinen Mantel über uns Beide gebreitet im Feldlager. Ich habe dein Roß gefüttert, wenn du es vergessen hattest, deine Wunden hab' ich dir verbunden. Und seit wir Hofeswirthe sind, schaute ich oft nach deiner Thüre, wenn du sie offen gelassen hattest, und schloß sie zu. Gute Kameradschaft, Liebesdienste sind nicht gespart — die stärkste Festung ergiebt sich zuletzt; so dachte ich, dich endlich zu erobern. Ich kann

nicht sagen, wie es mich von jeher zu deinem wilden Wesen hinzog, und mit einer Art von schauerlichsüßer Geisterfurcht blickt' ich dir oft in das bewachsne, finstre Antlitz.

Ehrenfried.

Du bist mir nachgezogen, wie mein Schatten und wie die Sünde. Ein grausames Schicksal führt unsre Wege überall zusammen. Mit glatten Worten schläferst du mich ein, mit ekeln Honigmienen; dann saugst du, ein leiseschwirrender Vampyr, das Blut meiner Adern.

Martin.

Das ist zu viel. Bei alter Soldatenpflicht, rede! Du darfst mich nicht ohne Grund beleidigen!

Ehrenfried.

Bin ich ein toller Hund? Werde ich nicht Ursache haben? Ich will reden und du sollst richten. Komm in die Laube, ich bin schwach worden, seit ich auf dem Grabe gelegen habe.

(Sie setzen sich in die Laube.)

Vierzehn Treffen hatte ich mitgemacht, eine Schramme saß mir im Gesichte, das von bestandner Sonnengluth mohrisch aussah. Küraßier war ich vom Regiment Arel, Corps Herzog Bernhard

von Weimar. Eines Tages stand ein Recrut mit Milchhaaren im Lager, der dem Obersten lispelnd Dienste anbot. Ich mußt' ihn reiten lehren, und des Schwertes Führung. — Als ihr euch auf dem Rosse gerade halten konntet, so ging es zum Treffen vor Zabern. Das Regiment hieb scharf ein, der Oberst rief nach der Schlacht: wir sollten einen Fähnrich vorschlagen. Das Regiment wählte mich und euch, als Gleichverdiente, worauf der Oberst eurer jungen Hand die Fahne gab, ich aber Reiter verblieb im Regiment Axel.

Martin.

Gerechter Gott! habe ich die Fahne erschlichen?

Ehrenfried.

Nach Freiburg im Breisgau marschirten wir; der Fähnrich Martin und Reiter Ehrenfried kamen in Quartier bei dem Bürger Thomas Ryneck. Der hatte zwei Töchter, wovon eine noch ledig war. — Ich hatte damals eigne Stunden, drehte dem Mägdlein Weifen zum Spinnen, saß ihr zu Füßen und hörte Liedlein, kam einstmal vom Apell und hatte etwas ausstudirt, das einem Antrag ähnlich klang, als du — Mensch! verhaßter, lächelnder, schleichender Teufel! gleißender Molch! mir

den Tod in's Gesicht bliesest mit der Bitte: dir Glück zu wünschen, Agnese sey deine Braut.

Martin.

O schreckliche Fügung! O ich argloser Verderber!

Ehrenfried.

Ihr wart mir etwas unleidlich nun, ich nahm Entlassung und ging zum Banner, der vom Ostmeer durch Pommern herabkam. Ein wilder, wüthender Degen! Ich wettete mit Taugenichtsen vor jedem Strauß um Acht Groschen über mein Leben; Beten hieß bei uns die Kniee beschmutzen — mich nannten sie den muthigen Satan. Heiß und blutig vom Einhauen setzten wir uns zu den Würfeln, in alle Frechheit wurde hineingerast. Eine Dirne hatte ich bethört — darauf kam die Kugel, die mich niederwarf, halber Krüppel stand ich wieder auf, und mußte um Abschied bitten. Brauchst doch eine Haushälterin! dachte ich, ehlichte das Weib und fuhr mit ihr hierher. Ich baute mich an der alten Stelle meiner Väter an, die Hütte umleckten noch oft Kriegesflammen, doch wurde sie stets verschont, ruhige Zeiten kamen, der Teufel war müde worden und schlief.

Martin.

Und wer erweckte ihn wieder?

Ehrenfried.

Du fragst? — Eines Tages hebt sich Staub von weitem, einen Wagen höre ich den Bergweg herabklappern, ein blühendes Weib sitzt in dem Wagen, ein Mann geht nebenher und lenkt die Ochsen. Ich denke, die Erde thut sich auf und zeigt mir das ganze höllische Reich tief unten. Ihr seid es und Sie! Ihr wollt euch neben mir niederlassen, Gastrecht fordert ihr, bis euer Haus steht, ich muß es gewähren, muß euch zur Hand gehn beim Bau; eh' ein Jahr in's Land läuft, ist das Gehöft fertig, ihr seid mein Nachbar.

Martin.

Verwünscht seien alle jene dunkeln, unerklärlichen Regungen des Herzens! Verwirrung säen sie, und Elend geht auf tausendfältig. Als ich zum Herzog Bernhard wanderte, kam ich durch dieses Thal, das mich mit stiller Gewalt anzog und gar nicht von sich lassen wollte. Jede Pflanze hätte ich küssen mögen, die Bäume sahn mich an, wie leibliche Brüder. Nach dem Kriege verhieß mir der Markgraf Garten und Land und Holztheil;

ich bat, daß er's mir in diesem Grunde anweisen lassen möchte; ich hörte, daß auch ihr hier haustet, meine Freude war vollkommen, und ich gedachte, euch mit gleichem Behagen zu erfüllen, wenn wir die Giebel verbänden.

Ehrenfried.

Ihr gabt mir die Qual der Verdammten. Du kannst es nicht fassen, Kind des Lichtes, welch Leben nun begann. Dich mit ihr so alle Tage sehn zu müssen! — Auf Hirsche schmieden sie arme Verbrecher, das scheue Thier stürzt durch Dick und Dünn, jagt sich zu Tode und zerfleischt seine Last. So warf ich, selber verblutend, mein jammervolles Weib auf die Bahre. Den Tod rief ich, und verwünscht' ihn: was hatt' ich jenseits zu hoffen? Am Kreuzweg stand ich des Abends, lauerte mit dem Dolch im Busen auf — dich. Dann rannte ich nach Hause, küßte und benetzte mit heißen Thränen die Bibel, büßte knieend die Gedankensünde ab. O genug! — der Neid kam dazu — ihr wurdet wohlhabend mit eurem Wenigen, mir fleckte nichts.

Martin.

Armer Mann!

Ehrenfried.

Bedauert nicht — fahrt wohl.

(Er steht auf.)

Martin.

Halt! Einen Augenblick Zeit zum Besinnen. Ich bin schwindlicht worden von deinen Reden, ich sehe in den tiefen Schlund des Feuerbergs, Dampf und Hitze schlägt mir erstickend entgegen. Aber mit dem letzten Muthe meiner Seele rufe ich dich an, laß uns die Gluten des Abgrundes löschen!

Ehrenfried.

Bist du von Sinnen? Sind wir Knaben?

Martin.

Männer sind wir, und ein Mann siegt über seine Laune.

Ehrenfried.

Laune?

Martin.

Oder soll ich es anders nennen, daß du mich hassest, weil du nun einmal willst?

Ehrenfried.

Zum Teufel mit dem Reden! Den treuen Grimm spricht man sich vom Herzen weg, und steht dann wehrlos dem Feinde gegenüber!

Martin.

Der mit dem Oelzweig zu dir tritt, und sagt: Versöhne dich.

Ehrenfried.

Lägst du elend am Boden, ich höbe dich auf, aber du bist glücklich. Bedenke das und sei gerecht. Wo mir ein grüner Halm sproßte, hob sich dein Fuß, ihn zu zertreten; fiel ein Strahl durch Wolken auf mich, stelltest du dich mir in die Sonne. Es giebt Dinge, die sich nimmer vergessen lassen, und dazu gehört vor Allem ein verlornes, verkümmertes Leben. Ich schaue dich nicht an, ohne Hader im Innern: hast du das Herz, mir zu vertraun, nachdem du erfahren hast, wessen ich fähig bin?

Martin.

Geblendet bist du, blickst nicht rechts noch links dich um. Die alten Stämme wurzeln weit von einander, ihre Zweige sind zu starr, um sich zu verschlingen; aber zartes Epheu läuft an beiden Bäumen auf, rankt sich von mir zu dir, von dir zu mir, will sich fassen und auch uns dadurch zusammenbinden.

Ehrenfried.

Verstehe ich, was du meinst?

(Käthchen und Friedrich erscheinen in der Thür, Hand in Hand.)

Martin.

Sieh.

Ehrenfried (Käthchen erblickend).

Agnesens Geist!

Käthchen.

Laß uns auf dem Grabe niedersitzen und dort Abschied nehmen.

Friedrich.

Unsre Väter!

Käthchen.

Sie thun uns nichts mehr.

(Beide setzen sich auf das Grab.)

Ehrenfried.

Agnes, wie sie leibt und lebt! — Nun, nun, Thränen gar? — Es ist eine Sünde und Schande!

Käthchen.

Diesen Tag und diese Stunde wollen wir immer an einander denken, Fritz!

Friedrich.

Und wenn es wieder Krieg giebt, laufe ich meinem Vater weg, wie er seinem, werde Soldat,

mache Beute, komme plötzlich, schütte dir Alles, Perlen, Gold und Steine, aus dem Mantelsack in den Schooß, du folgst mir nach, so geht's im Krieg.

Martin.

Und die Häuser der Väter stehn leer.

Ehrenfried.

Das kann kommen.

Martin.

Hat dieser Zorn noch Boden? Den Fähnrich beneidetet ihr: wo ist der Fähnrich? Ich sehe nur zwei Freisassen. Ein köstliches Kleinod mißgönntet ihr mir: ach, bald fand diese Mißgunst das Ohr des Todes, wir mischen unsre Thränen über Agnesens Staube. Bin ich gesegnet in Kasten und Scheure, desto besser für euren Sohn; denn wir merken doch, wie dort die Sachen stehn. Nach Liebe dürstest du, wie die Pflanze nach Thau — Agnesens Ebenbild wird töchterlich deine Kniee umfassen und die alten Rachegeister zur Ruhe singen.

Ehrenfried.

O Plauderer und kein Ende! Vergeßt ihr, daß ich dem Waldmeier —

Martin.

Der ist mir so viel schuldig, daß ich nur ein Wort zu sagen brauche und er geht vom Handel wieder ab.

Ehrenfried.

Herr und großer Vater im Himmel, was soll daraus werden? Du schmilzest ja wie Wachs. Blauauge, sieh mich nicht so durchdringend an! Kinderchen, bleibt nur zusammen sitzen — Schändlich! schändlich! Aber wer hält da Stich? — Nachbar, ich gehe nicht.

Käthchen und Friedrich (springen auf).

O Freude!

Martin.

Wackrer Ehrenfried!

Ehrenfried.

Hat sich was wacker! Nichtswürdiger, elender Eigennutz, ich will auch einmal vergnügt sein.

(Die Kinder stehn zwischen den Vätern.)

Nun, Junge, läufst du mir noch fort? O liebe Agnes, o du theures Agneskind, heiß mir immer wie sie! Bin ich nicht düster, Töchterchen? Fürchtest du dich vor mir? O fürchte dich nicht!

Käthchen.

Ihr seht ganz schön und heiter aus.

Ehrenfried.

Wirklich? — Leg deine liebe Hand auf meine Stirne — so, so. Der sanfte Druck wird den Knoten zertheilen, den kummervolle Zeit hier aufgeballt hat.

Martin.

Seht mich nun auch an.

Ehrenfried.

Schlagt ein, Nachbar! Ihr sagtet vorher ein Gleichniß von zwei alten, starren Bäumen, und damit hat es seine Richtigkeit. Ueberfließen können wir nicht gleich von Liebe und Huld. Aber seht, was dieser Händedruck verspricht, den ernsthaften Willen, euch täglich im Vertrauen näher und näher zu rücken, das denke ich zu halten.

Friedrich.

Vater, bleibt die Mauer stehn?

Ehrenfried.

Nein, Junge, sie soll nieder. Nachbar, wir müssen einander frei im Antlitz haben, nicht wahr?

Martin.

Meinethalben. Es ist aber schade um die schöne Mauer.

Ehrenfried.

Hört, sie soll stehn bleiben. Sie ist ja das Letzte von Vaters Hof, es wäre abscheulich, sie niederzureißen. Aber wir wollen das Gesträuch an der Thür ausreuten, es sperrt dem Agneskinde allzusehr den Durchgang.

Friedrich.

Ich hole Werkzeug.

(Ab in das Haus.)

Ehrenfried.

Ich muß etwas vornehmen, ich bin so unruhig.

Martin.

Mir ist zu Muthe, wie einem Knaben vor der heiligen Christbescherung.

Ehrenfried.

Nun, wir haben ja unsre Bescherung.

Martin.

Wohl wahr, sollte denn nichts mehr kommen?

Ehrenfried.

Was denn?

Martin.

Ich weiß nicht.

Ehrenfried.

Es ist von der schnellen Abwechslung.

(Friedrich kommt mit Spaten und Hacke, die Männer beginnen das Gesträuch an der Thür auszureuten.)

Käthchen.

Ich sing' euch das Spinnerlied.

Friedrich.

Die Wurzeln von dem Zeuge laufen unter der Thür fort.

Ehrenfried.

Tritt durch und stich sie jenseits ab, sonst schlagen sie wieder aus.

Friedrich.

Vater, seht.

Ehrenfried.

Was?

Friedrich.

Hier in der Thür sind die Steine lose.

Martin.

Der Kalk wird abgesprungen sein.

Ehrenfried.

Nein, es steckt etwas dahinter, es klingt ja hohl, wenn man mit dem Eisen daran schlägt.

Käthchen.

Was giebt es denn dort?

Ehrenfried.

Eine Blende. Mehr Steine los!

Martin.

Dort in der Ecke steht etwas.

Friedrich.

Ein Topf; er ist ganz leicht.

Ehrenfried.

Mach den Deckel auf.

Friedrich.

Ein Papier und ein halber Silberring liegt darin.

Martin.

Ein Silberring? halb abgebrochen? Der sieht ja grade aus, wie ein Stück von meinem Ringe.

Ehrenfried.

Solch einen Ring sollt' ich kennen. Hm, hm, freilich kenn' ich ihn. Wie kommt denn der dahin? 'S ist der Ring meiner Mutter, sie achtete ihn für ein Amulet; ein frommer Pater hatte ihr das Reifchen gegeben und gesagt, es werde dem Hause einst Segen bringen. Sie hing den Ring ihrem Liebling um, meinem kleinen Bruder Gottfried. Ja, es ist richtig. Hier steht Friede zu lesen; Friede ernährt stand auf dem ganzen Ringe.

Martin.

Ihr hattet einen Bruder, Nachbar?

Ehrenfried.

Ein allerliebster, kleiner, weißhäriger Kerl. Als ich fortlief, wollte er mit; als ich zurückkehrte, war er nicht mehr da.

Martin.

Hier stand des Vaters Hof?

Ehrenfried.

Ja, meines Vaters.

Martin.

Käthchen, hole den Ring!

(Käthchen ab in das Haus.)

Ehrenfried.

Von eurer Hälfte sprecht ihr, Nachbar? Um Gotteswillen, wer seid ihr eigentlich, Martin?

Martin.

Weiß ich's? Vor langen Jahren brachte mich ein Dragoner in's Heilbronner Findelhaus; er konnte nicht sagen, woher ich stamme. Sein Kamerad hatte mich ihm nach blutiger Schlacht, der letzten Ohnmacht nahe, wie eine Erbschaft übergeben, auch einen halben Silberring hinzugefügt und gesagt: der könne mich einmal zu meines Daseins dunkler Quelle leiten. Darauf war er verschieden, und der Tod hatte weitern Bericht

verschlungen. Ich bin aufgewachsen ohne Eltern und Heimath, der Ring sprach nie, so daß ich's hernach für eine Fabel achtete und nicht weiter forschte. Zwei Bilder dämmern mir aus meiner Kindheit, wie aus grauer Ferne, herüber: Ein brennendes Haus, und ein wildes Hau'n und Stechen am Hause.

Friedrich.

(Hat das Papier indessen betrachtet.)

Das Blatt ist beschrieben.

Ehrenfried.

Lies das Blatt.

Friedrich.

Ein mühseliges Gekritzel mit Kohle.

(Liest.)

„Im Jahre Jesu Christi 1620.

Allhier habe ich, Johannes Balk, Dragoner von der Armada meines Herrn Pfalzgrafen Friedrich, ein eingeäschert Gehöfte gefunden und einen Knaben auf den Trümmern, dem die Eltern todtgeschlagen worden. Hat mich des Wurms gejammert, hab' ihn aufgenommen und will ihn zu guten Leuten in Sicherheit bringen, wenn mich Gott spart in dem Treffen, das vor der Thür

steht. Dessen zur Urkunde ist sothaner Brief mit allem Fleiß verfaßt, und in diesem Topfe beschlossen worden. Selbigen aber werde ich in die Lücke der Mauer setzen, an welcher das Büblein kroch, da ich's gefunden habe. Ein Silberreif hing an dem Halse des Knaben, dessen abgebrochene Hälfte liegt bei dem Briefe. Dieses Alles habe verüben wollen, damit dem Kinde einstmal gerathen möge, seine Abkunft und sein Geschlecht zu erforschen, und werde Nachricht geben von meinem Thun, am Orte, wo ich meinen Fündling überliefre."

Martin.

Käthchen, den Ring!

Ehrenfried.

Alle meine Glieder zittern!

Käthchen (kommt).

Hier ist das eine Stück. Gebt das Andre her.

(Ehrenfried reicht ihr dasselbe.)

Sie passen, wie angegossen.

(Sie liest am Ringe.)

„Friede ernährt."

Ehrenfried.

Ja wohl!

(Er fällt in Martins Arme.)

Martin.

Bruder!

Käthchen.

Friedrich?

Friedrich.

Die Väter sind Brüder, und du bist meine Muhme, Käthchen.

Ehrenfried.

So siehst du aus? — O hätt' ich früher Gottes Wink verstanden!

Martin.

Es kommt Alles zur rechten Zeit.

Ein Morgenscherz.

Lustspiel in Versen.

1824.

Personen.

Rosa.
Lucinde.
Philidor.

Scene: Ein Saal mit mehrern Thüren. Er ist mit Kränzen verziert. In der Mitte steht ein reichdecorirtes Gerüst, auf dessen Stufen verschiedenartige Rosenstöcke in gemahlten Töpfen so aufgestellt sind, daß durch sie die Figur eines lateinischen R hervorgebracht wird.

Erster Auftritt.

Philidor

(allein, mit der Anordnung des Ganzen beschäftigt.)

Du, Centifolie, mach hier am R den Kopf!
Hinab zur Biegung dort mit dir, du kleiner Topf;
Die Monatsröschen stell' ich all' in diese Lücken,
So rundet sich das Ding, so wird der Zug schon
glücken.
Es giebt ein zaubrisch Bild. Der Morgensonne
Glänzen
Bestrahlet wunderbar den Saal mit seinen Kränzen.
Die Töpfe buntgemalt, der scharlachrothe Teppich,
Und dieser süße Nam', umfaßt von kräft'gem
Eppich!
Ich werde selbst berauscht; wie sollte sie's nicht
werden?
O heil'ge Phantasie, dir gleicht doch nichts auf
Erden!
Wie sehr beklag' ich euch, Leut' ohne Phantasie,
Man läßt euch gelten, ja, allein man liebt euch nie.

Zweiter Auftritt.

Lucinde (aus der Thüre rechts). Philidor.

Lucinde.

Wie? Welche Vorrichtung? Das ist ja allerliebst!
Ich wußt' es gleich vorher, daß du was Schönes giebst
An diesem Tag. So Schönes —

Philidor.

Lucinde, guten Morgen!
Soll ich für heute nicht mit allen Kräften sorgen?
S' ist Rosa's Wiegenfest.

Lucinde.

Ich dachte auch daran,
Drum hab' ich meinen Shawl so früh schon umgethan.
Ich geh' zur Mühl' hinab, bestell' ein Mittagsmahl,
Es speist sich freier dort, als hier im dumpfen Saal.

Philidor.

Vortrefflich, du hast recht! Bestell' uns doch Forellen.
Worüber lachst du, Kind?

Lucinde.

Ihr wißt euch anzustellen,

Ihr Ueberschwänglicher, als wäret ihr entzückt
Zum hohen Pelion, in den Olymp verrückt.
Doch glauben wir euch fest an überird'schen Stellen,
Laßt ihr euch mild herab, denkt gnädig an Forellen.

Philidor.

Nun kleine Neckerin, man bleibt doch stets ein Mensch.

Lucinde.

Das ungereimte Ding, drum laß' ich aus den Reim.
Weißt du, was Dichtung ist? Ein süßer Honigseim.
Zuviel genossen bringt's den Magen aus dem Gleise,
Drum wünscht man dann und wann sich etwas härtre
Speise.

Philidor.

O du bist Prosa ganz, und Prosa zum Entsetzen!

Lucinde.

Und du bist sehr galant! — Will ich dich denn
verletzen?
Das kommt mir nicht in Sinn, das wär' sehr
undankbar.
Du schufst zur Feenzeit uns dieses Vierteljahr,
Seitdem du bei uns bist.

Philidor.

Ihr nehmt Bemühn für That.

Lucinde.

Nein, du Bescheidenster, du wandelst Tasso's Pfad.
O es ist prächtig hier, seitdem du wohnst im Haus;
Es fehlt mir nie an Stoff: Ich lach' dich ewig aus.
Zieh' keine Runzeln mir, du weißt ja, wie ich denke;
Verdrießlich Angesicht ist Schild vor dürft'ger
Schenke.
Soll man nicht scherzen jetzt, da Alles scherzt und
lacht?
Der Mai ist in der Welt, stolzirt mit seiner Pracht.
Das holde Blumenstück vor unserm Schlößchen fein,
Jenseits der Drachenfels, und zwischendurch der
Rhein!
Trotz meinem Cachemir, trotz deiner bunten Weste,
Gemahnt es oftmals mich, als wie am Hof von Este.
Wer Tasso sei, das hab' ich eben schon gesagt,
Alfons ist der Papa, der reitet und der jagt,
Er stört uns nicht. Allein, Alcest der Consulent,
Der ist Antonio — schau, wie die Stirn dir brennt!
Geduld, ich nenne zur Beruhigung die Eine,
Die holde Fürstin — Sie! Rosalie! — Die kleine
Verschmitzte Gräfin – kurz, die list'ge Mittlerin —

Philidor.

Wer ist sie? Sprich!

Lucinde.

Sie ist, Herr, deine Dienerin.
(Sie will fort.)

Philidor.

Bleib Zierliche und hilf, hilf deinem Freund vermitteln!

Lucinde.

Das hieße von den Dornen Feigen wollen schütteln!
Du bist unheilbar ganz, dich laß' ich dem Verhängniß,
Klug machen kann dich nur die äußerste Bedrängniß.

Philidor.

Erkläre, wie du's meinst. Was thu' ich denn Lucinde?

Lucinde.

Nichts, mein charmanter Herr, und das ist just die Sünde.
Er liebet Rosa. Doch das hört nur Hain und Fluß;
Hier schweigt er wie'n Trappist, und säumt wie Fabius.
Er hat es zu bequem, des Herzens Wunsch zu stillen,
Der Vater reiset fort, oft bloß um seinetwillen,
Man läßt euch beid' allein — man denkt: nun ist's gethan.
Umsonst, er seufzte nur. Langweiliger Roman!

Die Frucht hängt reif am Baum, und Alles ist bereit,
Die flücht'ge Göttin hält dir Stand — Gelegenheit,
Rosalie selbst —

Philidor.

Sie selbst? O sprich, ich fleh' dich an!

Lucinde.

Nein, sie verrath' ich nicht, das wär' nicht wohlgethan.

Philidor.

Sprich! Rosa —

Lucinde.

Wird —

Philidor.

Sie wird — ?

Lucinde.

Nun aufgestanden seyn.

Philidor.

Du spottest über mich, und siehest meine Pein!

Lucinde.

Ich sehe eben nichts von deren Allgewalt.
Du schwärmst in Versen, Freund, und bist im Leben kalt.
Ein zärtlich Herz wird rasch und offen sich verlieren,

Die Liebe tödtet nur, wer sie will raffiniren.
Ein grades treues Wort, ein Handschlag und ein
Kuß:
Daß ist dir allzuderb — du magst den Zuckerguß.
Ich komme stets zurück auf meinen Honigseim,
So lang' es Spiel ist, wohl, so lang' behagt der Reim,
Doch wird's zum Ernste, hofft man festen Lebens-
bund,
Macht stille Wahrheit nur den kranken Sinn gesund.
Dann dichte, was du willst, es schmerzet uns wie
Fabeln,
All' deine Lieder sind uns eben nur Parabeln,
Vom Vogel, welcher lockt, doch sich nicht locken läßt,
Und seiner Eitelkeit will geben nur ein Fest.
Was sagst du Rosa'n in Allegorien: Ich liebe!
Erklärung, schlichte, g'nügt dem treuen schlichten Triebe,
Wer all zu lange scherzt, hegt meistens nichts als
Scherz;
Du bist ein Thor, wo nicht, hast du ein falsches Herz.

Philidor.

O du verstehst mich nicht, wirst niemals mich verstehen!

Lucinde.

Drum will ich nur sofort nach den Forellen gehen.

(Ab.)

Dritter Auftritt.

Philidor (allein).

Ja flattre, Thörichte! die einzig Tand und Possen
Im leichten Busen trägt, der nie das Aug' erschlossen
Für das Geheimniß ward, das scheu in Bildern spricht,
Für jenen Reiz, der hold durch süße Dämm'rung
bricht.
Sollt' ich, o Liebe, dich durch dreistes Wort entweihn,
Das würdest du mir nicht, ich selbst mir nicht verzeihn.
Die Göttin rühre an mit leisen, scheuen Fingern,
Ein roh Betasten muß des Zarten Werth verringern;
Was sich begreifen läßt, werd' hurtig abgethan,
Doch zu Mysterien führt labyrinth'sche Bahn.
O Blumen, die ihr hier so klug und freundlich
horcht,
Ich leg' es euch an's Herz! Von euch sei es besorgt:
Was dieser blöde Mund nicht waget auszusprechen,
Ihr holden Blumen sollt das bange Schweigen
brechen,
Ihr habt ja Sprache all', verständlich ihrem Ohr!
Sagt zu Rosalien: dich liebet Philidor.
Geräusch! Sie kommt heraus —
(er klatscht.) Musik, thu deine Pflicht!
(Adagio von Blasinstrumenten hinter der Scene.)

Vierter Auftritt.

Rosa (aus dem Zimmer links). Philidor.

Rosa.

Die Ueberraschung! Ha —

Philidor.

Sie staunt, und sieht mich nicht!

Rosa.

Hier Blumen, dort Musik!

Philidor.

Was sagt mein Engelsbild?

Rosa.

Freund!

Philidor.

Sie bemerkte mich. Nun sei mir, Liebe, mild!

(Die Musik schweigt.)

Rosa.

O Philidor, du weißt den Sinn uns zu bethören!
Ich tret' in dies Gemach, bin wach, und wollte schwören,
Daß schöne Morgenträume gaukelnd mich umziehen,
Die sonst mit Hahnenruf zu Morpheus Grotte fliehen.

Philidor (steht bei dem Gerüste).

Ich war im Garten früh, das Licht, das silberfrische,
Lag auf den Bäumen still, auf Blumen und Gebüsche,
Der ersten Sonne Wärm' ein holder Zephyr kühlte,
Und Alles war erquickt, und Alles lebte, fühlte.
Drauf als ich langsam drang zu dieser Rosen Orte,
Hört' ich ein leis' Gespräch, vernahm ich rasche Worte.
Laßt ab — so sagte ernst die volleste der Rosen —
Laßt eure Spielerei'n, das Buhlen und das Kosen!
Hört, was ich rede, an, und merkt euch meinen Sinn:
Rosa, die Himmlische, der Rosen Königin,
Ward heut' geboren; drum wer treu der Fürstin ist,
Der geht hinauf zu ihr, und sittig sie begrüßt.
Darauf, o Schönste, ließ dein Hofstaat seinen Garten,
Und stellte sich hieher, der Kön'gin aufzuwarten.
Sie wollten auch zugleich das Lieblichste dir zeigen,
Da fügte sich gewandt zu diesem Zug ihr Reigen.

Rosa (für sich).

Ein wunderschön Gedicht! doch wahrgemeint? Ach nein.
Verhaßt am Ende doch sind diese Schmeichelei'n.
Wie faß' ich mich darauf? Ei nun, ich mache Spaß;

Denn anders meint er's nicht, und will auch nichts
als das!

Philidor (für sich).

Ich habe meinen Zweck. Sie schweigt, sie ist gerührt.

Rosa (für sich).

Kein kluges Mädchen wird durch Verse angeführt.
(laut) Ich bin noch ganz verwirrt. Wie artig! Wie
galant!
Allein man ahnet's wohl, wenn man dich je ge-
kannt.
An solchen Tagen drängt's den braven Hauspoeten,
Beweisen muß er, daß die Muse nie in Nöthen;
Er hat es mehr mit sich, als wie mit seiner Dame,
Er will euch zeigen nur, daß Pegasus nicht lahme.
Da muß denn Dorn und Ros' betrübtes Schwei-
gen brechen,
Und reden, wie er will, und — zarte Lügen sprechen.

Philidor (für sich).

Ha!

Rosa.

Wenn das Rosenvolk — die Frage mir verzeih' —
Dir heut' gestanden, was an mir fürtrefflich sei,
Hat sich nichts Andres mit der Sprache vorgewagt?

Ward nicht von anderm Kraut ein Glückwunsch hergesagt?
Die Küchenpflanzen wohl? Schnittlauch und Thymian?
Und Petersilie? und edler Majoran?
Ich wüßte gar zu gern, ob mich das Reich der Pflanzen
In Masse hochverehrt, und ob's mich schätzt im Ganzen?

Philidor (für sich).

Die Kränkung geht zu weit! Zu bitter wird der Spott!

Rosa.

Von Kränzen welche Last und Fülle! O mein Gott!
Hat unser alter Bär, der Gärtner nicht verhindert,
Daß so romantisch ward sein Garten ausgeplündert?
Recht hübsch die Tulpen hier, und dort die Anemonen!
Kenntniß ergötzt die Welt — da sind auch türk'sche Bohnen.

Philidor (für sich).

So ward kein Mensch verletzt!

Rosa (für sich).

Ich muß zum Gleise lenken,
Er ist ganz aufgelöst — so wollt ich ihn nicht kränken!

(laut) Ach kleine, süße Myrth', bist du denn auch
noch hier?
Du dunkelgrünes Blatt, du ahnungsvolle Zier!
Dich hätt' ich nicht gehofft in diesem Lustgedräng',
Du fliehst zu lauten Glanz, zu schillerndes Gepräng',
Drum hast du dich auch jetzt so kümmerlich versteckt,
Ich hätt' dich kaum endeckt, doch — hab ich dich
entdeckt!

Philidor.

Von Myrthenreisern wär' ein ganzes Heer ge-
kommen,
Wenn sie voraus gewußt, sie würden aufgenommen.
Allein sie zweifelten. Die Rosen scheuchten sie,
Und sprachen: (logen sie?) euch, Kinder, liebt sie nie.
Sie hält, was sie besitzt, ihr deutet auf Verlieren,
O hoffet nimmerdar, die Locken ihr zu zieren!

Rosa.

Was Rosen vorschnell sind, und ohne Einsicht
plaudern!

Philidor.

So war es Thorenspruch? So war es falsches
Zaudern?
Ach Liebe, hört' ich recht? (Er bricht ein Myrthenreis ab.)
O nimm's aus meiner Hand!

Rosa.

Da würde dir die Gunst der Musen abgewandt!
Durch Nebenliaisons erregst du nur ihr Zürnen,
Sie sind ja Weiber auch, sind eifersücht'ge Dirnen.
Wer sie verehrt, der trägt am Lorbeer schwer genug,
Schaut weder rechts, noch links, beläd't sich, ist
er klug,
Mit Myrthenreisern nicht, und nicht mit anderm
Kraute.
Langst du nach diesem hin, verlierst du deine Laute;
Behalte, was du hast, und laß mir, was ich habe:
Du bietest Schönes mir, doch ist's zweideut'ge Gabe!
(Ab.)

Fünfter Auftritt.

Philidor (allein).

Nein, das ist allzu arg! Das ging zu weit, zu
weit!
Dankst du mir so dafür, daß ich mich ganz geweiht
Dir Ungeheuer — o! Ist dieß der Dank für Liebe,
Für Herzensandacht, Glut, und stumme, keusche
Triebe?
Ich ging dir mit Vertraun entgegen, reiner Lust;

Du schnellst den gift'gen Pfeil auf meine nackte
Brust!

Herzloser Gänseschwarm! O trügendes Geschlechte!
Nun lern' ich ganz dich aus! Der ist allein der
Rechte,
Der seinen Antrag hält im breiten Sonntagsstaat,
Und auf dem dürrsten Weg der Auserkornen naht,
Der deutlich ist und kurz, und bei der Liebe
Schwüren
Läßt merken, wieviel Haus und Aemtchen ihm
rentiren.
Auch bei den Frauen zielt jetzt Amor nur auf
Geld,
Sei reich, so hast du sie und dein ist jedes Feld.
Ebräisch klingt dem Volk, was Herz und Seele
spricht,
Gemüthlich! gähnen sie, doch sie verstehen's nicht.
Sie regen Schwingen nie zu frohem, schönen Fluge;
Eins giebt es nur, das bringt die Jungfrau aus
der Fuge,
Und was? Ein Kaffeefleck am neuen seidnen Kleid,
Dann raset wie Ophelia die Maid.

Ich Geck, ich eitler Mensch, ich leichtbetrogner
Thor!

Zu wähnen, daß sie liebt! Wie oft lieh sie das Ohr
Dem kalten Ehrenmann, dem pred'genden Alceſten,
Von dem Lucinde ſprach — mich hatte ſie zum Beſten!
Ja, das iſt mehr als klar, der ward mir vorgezogen,
Mit mir hat man geſpielt, und mich hat man betrogen!

(er reißt die Kränze von der Wand.)

Ihr Kränze von der Wand! Herunter und verdorrt!
Was wollt ihr Armen hier? Zu kalt iſt dieſer Ort.
Ihr Roſen alle ſollt mit jenen Kränzen ſterben,
Weil keinen Liebesdank ihr fähig zu erwerben!

(er reißt einige Roſenſtöcke von dem Gerüſte.)

So, da hinunter raſch! Wär aus dem Herzen nur
Getilgt, wie hier, ſo raſch des leid'gen Namens Spur!

Sechſter Auftritt.

Lucinde. Philidor (der in der Zerſtörung fortfährt).

Lucinde.

Iſt unſer Freund nicht klug? Warum denn dies Verheeren?

Nun sprich doch, Philidor, heraus! Kannst du nicht
hören?
Die armen Blumen, die! o laß doch!

Philidor.

Geh von hinnen!

Lucinde.

Kind, nahmst du Tollkraut ein? Du scheinst nicht
recht bei Sinnen!
Wir haben dich getauft: den neuen Frauenlob;
Den Titel nehm' ich dir, kommst du mir oft so grob.

Philidor.

Zu Pudeln: Euch verlor'n! wollt ihr uns gerne
zähmen,
Und nennt uns grob, wenn wir dazu uns nicht
bequemen,
Nie schätzt ihr uns, wir sind nur da, euch auf-
zuwarten.

Lucinde.

Du haust mit scharfem Schwert, doch seh' ich da-
rin Scharten.
Vielleicht wetz' ich sie aus. Du, küsse mir die Hände,
Daß sich mein Zorn versöhnt, mein Grimm sich
von dir wende!

Philidor.

Ach! Laß die Ränke nur. Ich tauge nicht zum
Spassen,
Ich mag mich heute nicht und nimmer — hudeln
lassen!
Lach' nicht — ich bitte dich, geh, du bist auch so eine!

Lucinde.

Ja wenn mir recht ist, ja — Lucinde, wie ich meine.
Im alten Kirchenbuch als Töchterlein verzeichnet,
Honi soit der Schelm, der solche Wahrheit läugnet,
Und wer's nicht glaubt, der such' auf Pagina Zwei-
hundert.
Allein ich sage dir, noch steh' ich ganz verwundert
Ob dieser Leuenstirn, des grämlichen Gesichts,
Was hast du, edler Than von Glamis?

Philidor.

Nichts, nichts, nichts!
Daß du mich auslachst nur, du kannst es ja nicht
fassen.
Ich hass' Rosalie, ich muß euch Alle hassen!

Lucinde.

Ach du betrübter Narr! Frau'nhasser, armer Hasser!
Ich glaube, eher tränk' ein Mann, wie du bist, Wasser,

Als daß er nur zwei Tag' im Jahr entbehren könnt'
Die Gunst der holden Frau'n, sein ächtes Element!

Philidor.

Was ich an dir zumeist bewundre, soll ich's sagen?
Das ist die Kunst, womit Natur in guten Tagen
Die zarten Lippen schuf, die soviel Schönes sprechen.
Wortströme ewig durch die süße Spalte brechen;
Bedeuten sie auch nichts — man sieht doch Perlenzähne,
Mag keiner achten drauf, ob Jeder drüber gähne,
Schwatzt Elsterschnäbelchen — und —

Lucinde.

Was noch?

Philidor.

Und so weiter!

Lucinde.

Bei Gott, ein Epigramm! Du wirst bereits ganz heiter.
„Ein Elsterschnäbelchen!" Hm, 'ne fatale Spitze!
Sie ist denn doch wohl werth, daß ich mich drob erhitze.
Verwegner, zittre du vor eines Weibes Zorn!
Ein Weib muß wüthen, wenn der Spott sie nimmt auf's Korn,

Auch will ich schwarz an dir, o Schwarzer, schwarz
mich rächen!
Und immer sprechen nur, und sprechen, sprechen,
sprechen!
Es soll die Zunge nicht im Munde stillestehn,
Ich bleibe dir zur Seit', ich will nicht von dir gehn,
Von Aerger in die Wuth, dann in Verzweiflung
jagen —

Philidor.

O schweig, ich bitte dich, das ist nicht zu ertragen.

Lucinde.

Bis du, zermalmt von mir, mir beichtest, was
zum Bären
Den Preis der Seladons uns grausam thät ver-
kehren.

Philidor.

O es ist wenig nur. 'Ne wahre Kleinigkeit!
Was alle Tag' geschieht, was ihr euch leicht
verzeiht.
All' diese Herrlichkeit war, weißt du, aufgerichtet,
Um Rosa zu erfreun. Getrachtet und gedichtet
Hatt' ich, daß Alles schön und heiter zeige sich —
Ich hatte mehr im Sinn, mir war recht wunderlich.

Da kam sie wohlgemuth zum Zimmer hier heraus,
Und neckte bitter mich, und lachte mich dann aus!

Lucinde.

Fiat justitia — das ist hier mein Latein;
Du bist ein Thor, und sie — sie könnte klüger seyn,
Doch die Verwirrung da — o Logik der Betrübten!
Moderner Attila, entdecke, was verübten
Denn jene Blumen nur? Mit seinem Schätzchen
schmollend,
Läßt er die Zeche sie bezahlen, blind und grollend;
Recht menschlich ist das zwar, doch nicht so sehr
vernünftig.

Philidor.

Ich spare dir den Anblick meiner Thorheit künftig.
Ich rufe den Johann, er sattelt mir mein Roß,
In fünf Minuten bin ich nicht mehr auf dem Schloß,
Fort in die freie Welt! Ich bin für euch zu gut,
Ich schnall' die Sporen an, und hole meinen Hut!

Lucinde.

Ach Gott, und in der Mühl' giebt's herrliche
Forellen.

Philidor.

O geh zum Erebus! Entweich zur tiefsten Höllen!
(Ab.)

Siebenter Auftritt.

Lucinde (allein).

Der ißt Forellen mit, heut' Mittag, das ist richtig;
Zank unter Liebenden ist traun nicht gar zu wichtig.
Ich Unbefangenste, will für die schwersten Sünden
Verdammt sein, wenn er kann jetzt Hut und Sporen
finden.
Doch Freundin, dich vermag ich gar nicht zu
vertheid'gen.
O allzu knappe Zeit! Wer darf in dir beleid'gen
Den Jüngling, der auf uns gefällig fertigt Jamben?
Kennst du die Männer nicht? Sie machen Dithy-
ramben
Heut' über deinen Schuh — und morgen sagen sie,
Wenn sie begegnen dir: Fräulein, ich sah sie nie.
Drum fing ein Vogel sich, halt ihn am seidnen
Fädchen;
Gefehlt hast Rosa du; sollst büßen, arges Mädchen!
Sie hält auf Träume stark, auf Wahrsagungen
viel,
Ich hab' sie oft verlacht, jetzt paßt es in mein
Spiel.
Den Amoroso will ich herrlich ausstaffiren

Als 'ne Zigeunerin, und weiß er sich zu führen,
Erfährt er selbst von ihr, daß sie ihn herzlich liebt.
Doch ist das auch wohl recht? Warum nicht? Sonst
verschiebt
Sich das, was kommen muß und kommen wird,
noch Wochen.
Es wird ein glücklich Paar, was ist dabei verbrochen?
Dies Nebeln, Schwebeln, mag ertragen, wer es kann;
Ihm schaff' ich eine Braut, ihr schaff' ich einen Mann.

Achter Auftritt.

Philidor. Lucinde.

Philidor.

Wo nur der Kerl, Johann, den Hut hat hingelegt?

Lucinde.

Er legt' ihn sorglich weg, das Zimmer ward gefegt.

Philidor.

Die Sporen sind nicht blank.

Lucinde.

Man muß sie lassen putzen.

Philidor.

Den Braunen kann ich auch zum Reiten nicht
benützen,
Er hat den Fuß verstaucht –

Lucinde.

O weh, das arme Vieh!
Was willst du aber hier mit der Melancholie?
Du kannst nicht fort, ich seh's; doch Freund, du
dauerst mich.

Philidor.

Ein Mann von Ernst und Muth kann stets be-
zwingen sich.

Lucinde.

Es wird dir allzuschwer —

Philidor.

O nein, ich faß' mich schon.

Lucinde.

Du scheinst so weise mir, wie Plato's ältster Sohn.

Philidor (ausbrechend).

Ich wollt', ich wäre todt, und läg' in meinem Grabe.

Lucinde.

Dazu kommt's auch einmal. Jetzt fleh' um andre
Gabe.

Philidor.

Die Eine, die mich reizt, ist, fühl' ich, mir verloren.

Lucinde.

Noch nicht, wie du es meinst, Herr Hoch- und
Wohlgeboren.

Examen halt' ich jetzt; bestehst du, wirst du glücklich.

Philidor.

Lucinde, ha!

Lucinde.

Gemach! Erst Antwort, so ist's schicklich.
Was ist dein größter Wunsch?

Philidor.

Rosaliens Liebe!

Lucinde.

Gut!
Wodurch erstrebst du ihn?

Philidor.

Durch Lieb' und treuen Muth!

Lucinde.

Bravo! Mit Umschweif?

Philidor.

Nein, auf gradem Weg, wo möglich;
Der Umschweif ist bestraft durch Höllenschmerz.

Lucinde.

Unsäglich
Hat in der letzten Zeit gelernt der Candidat;
Amor ernennt ihn drum zu seinem würd'gen Rath,
Und giebt dies Lustdecret: Kund und zu wissen Allen!
Vor Abend soll der Schlei'r von zweien Herzen
fallen,

Die längst verbunden sind. Und unserm Philidor
Sagt Rosalie von selbst, daß sie ihn auserkor.
Sie hat gesündigt auch — das ihre Strafe sei!
Signirt in Caria im holden Monat Mai.

Philidor.

Lucinde, Göttliche!

Lucinde.

Nur nichts von Göttlichkeit!
Du dankst am besten mir, wenn du wirst recht
gescheidt.

Philidor.

Welch Gott bringt das zu Weg?

Lucinde.

Schon wieder kommt ein Gott.
Denkst du, ich treibe frech mit dem Olympus Spott?
Um solche Bagatell' die Götter zu citiren —
Es braucht nicht Himmelskraft, euch Zwei zu co-
puliren;
Ein wenig Mutterwitz, der immer sich befleißen
Muß, steckt in Nöthen ihr, euch aus der Noth
zu reißen.
Verkleiden sollst du dich, mein Plänchen ist schon
fertig,

Komm, folge zum Closet, sei meines Winks
gewärtig.

Philidor.

Doch unterrichte mich.

Lucinde.

Die Expositionen
Läßt man anjetzo weg, das Publikum zu schonen;
Das Näh're sag' ich drin, hier aber bin ich stumm,
So wird die Kunst befolgt, das Publikum bleibt
dumm,
Ganz dumm bis zu dem End'. — Das sind uns
Kinderei'n,
Sie lesen's noch einmal, erfahren's hinterdrein.

(Sie geht mit ihm bis zur Schwelle ihres Zimmers.)

Steh! Du sollst würdig erst, wie in den alten Zeiten
Der Weisheitsjünger that, mit Weihen dich bereiten,
Durch's Eleusin'sche Thor in's Boudoir zu schreiten.
Wenn wieder dir im Haupt viel arge Wespen
summen,
Und eine Dame naht, so schwöre, nicht zu brummen;
Vielmehr das süße Glas civiler Unterhaltung
Ihr zu kredenzen von des letzten Balls Gestaltung.
Knie nieder, schwör' es mir bei diesem heil'gen Fächer!

Philidor (kniet, lachend).

Ich schwör's.

Lucinde.

Sodann mein Herr Phantast und Sylbenstecher,
Versprich, zu glauben stets an Schweigsamkeit der
Frauen,
Auch unsern Reden, gleich Orakeln zu vertrauen.

Philidor.

O Possen! Immerhin!

(Rosa tritt durch die Mittelthür ein.)

Lucinde.

Nun bist du völlig werth,
Daß deinen Liebesschmerz ein Mädchen sanft erhört.

(Rosa bemerkend.)

Triumph! Da ist sie auch. Den Mischmasch zu
vollenden,
Trat eben sie herein, und horchte an den Wänden.

(Mit Philidor rechts ab.)

Neunter Auftritt.

Rosa (schnell herein).

O Augen, loget ihr? Was mußte ich gewahren?
Ja, ich hab' recht gesehn, nun ist es ganz im Klaren!
Er lag auf seinen Knien, die Täuschung hält nicht
länger,

Auf seinen Knien lag der list'ge Mädchenfänger!
Lag auf den Knien, ja, ja, der Irrthum muß
entfliehn,
Er ist ein Schmetterling, lag auf den beiden Knieen!
Und sie verschwanden dann, sind bei einander jetzt!
Lucinde, Natter du, die mich so arg verletzt!
Mocht' ich vertraulich dich an meinen Busen drücken,
Du sannst nur Raub, Verrath und alle böse Tücken.
Schon reute mich's, was ich im laun'schen Uebermuth
Heut' seiner Schmeichelei erwiedert, kehre gut
Und liebend hier zurück, daß ich ihn mir versöhne,
Und sehe, daß er ist wie alle Adamssöhne!
Heut' zu der Braunen fliegt, dann um die Blonde
flattert,
Und kein Gefühl besitzt, was er auch schwatzt und
schnattert.
Heil mir, daß ich mich stets jungfräulich stolz
versteckte,
Je mehr ich lieben mußt', ihn um so mehr auch
neckte.
Das Herz ist tief betrübt, allein bewahrt die Würde;
Erniedrigung ist doch die allerschwerste Bürde.
Ich bin schon ganz geheilt, vorüber geht die Qual —
Bin Eis vom Kopf zum Fuß —

(Sie lauscht an der Thüre rechts.)

Er kniet wohl noch einmal?

Zehnter Auftritt.

Lucinde. Rosa.

Lucinde (als ob sie Rosa nicht sähe).

Was mochte ihm denn sein? Er schied in solcher
Trauer.

Rosa (für sich).

Ich will mich zwingen, doch wie wird mir's
werden sauer!

Lucinde.

Ach sieh, Rosalie! Weißt schon, er ist entflohn?

Rosa.

Wer ist entflohn?

Lucinde.

Nun Er.

Rosa.

Er?

Lucinde.

Ja!

Rosa.

Er ist davon!? —

Lucinde.

Ich bin recht sehr verstimmt, die Stunden werden
schleichen.

Rosa.

O dir gewiß!

Lucinde.

Fürwahr, er wußte ohne Gleichen
Zu unterhalten uns.

Rosa.

Du wirst nun stricken, nähn —
Wir müssen ohne ihn doch auszukommen sehn.

Lucinde.

Ich hätte fast geglaubt, dich würd' es mehr
ergreifen.

Rosa.

Ach nein, mir ist's sehr gleich! Für mich nur mag
er schweifen,
Wie ihn die Laune führt und fesselt hier und dort,
Sei er in dieser Stadt, sei er an jenem Ort!
Man weiß hinlänglich wohl, wie solche Leute sind:
Betrüglich wie die Well' und flüchtig wie der Wind.
Mag er, ein Vagabund, durch ganz Europa streifen,
Mich, mich, mich kann das nicht —

(sie kann vor Zorn nicht weiter reden.)

Lucinde.

Nein, dich kann's nicht ergreifen.
Du bist sehr glücklich drum. Dürft' ich's von mir behaupten!
Jahrlang ist oft bewahrt, was uns Secunden raubten.

Rosa.

Das ist ja fürchterlich. Doch wenn du deine Thränen
Auch reichlich fließen läß'st und wenn dein ganzes Sehnen
Nach diesem Fernen langt, so rechne nicht auf mich,
Du wirst, je mehr du klagst, so mehr mir lächerlich!

Lucinde.

Ach nimm dieß Wort zurück, nicht ärmer mich zu machen!

Rosa.

Ha! Ha! Lucinde sieh, ha! ha! sieh mich doch lachen!

Lucinde.

Ist das die Brust, die ich so treu und redlich kannte?

Rosa (zurückfahrend).

Zurück! Verdirb mir nicht die neue Spitzenkante!

Lucinde.

Ein ganz verlaßnes Weib wird sich zuletzt ermorden.

Rosa.

Man lacht den Leichtsinn aus, der tragisch ist geworden.

Lucinde.

O lache, wenn du hörst, wie ich den Freund gefunden,
Als ich ins Sälchen trat vor einer Viertelstunden.
Doch die Erzählung wohl ist auch dir widerlich?

Rosa.

Je nun, wenn es muß seyn, da mach nur fort und sprich.

Lucinde.

Er stand verwirrten Blicks, die Wangen waren blaß,
Die Kniee zitterten, die Augen roth und naß!
Er rief mit wildem Ton: Fahr hin, du Traum des Lebens!
Ein widriges Geschick raubt dir das Ziel des Strebens!
Ich trat zu ihm besorgt, und fragte um den Grund,
Er riß sich von mir los, und macht' ihn mir nicht kund;
Rennt in den Hof hinab, flog in den Pferdestall,
Und sattelte sein Roß und jagte Knall und Fall
Davon, nachdem er mir noch dieses zugerufen:

(Ich war gefolget ihm bis zu der Treppe Stufen)
Grüß' jenes Kieselherz, das grausam mich verstößt,
Von dem mein schwacher Sinn sich immer noch nicht löst!
Ja, wem soll ich nun wohl, was er mir zurief, sagen?

Rosa (für sich).

O Spott! (laut) Du magst es kühn zu jener Dame tragen,
Die diesen Philidor am Boden knieen läßt,
Und dennoch, wie es scheint, nicht halten kann ihn fest.

Lucinde.

Ach, wenn die Glückliche so überselig wäre!

Rosa.

O ja, sie hat gewiß die ungeheure Ehre,
Auf einen Tag zu seyn die Laura des Petrarca!

Lucinde.

Mein Röschen, kennst du wohl des Cald'ron de la Barca
Bluttriefend Trauerspiel vom Scheusal Eifersucht?
Du spielst drin meisterlich!

Rosa.

Ich rette durch die Flucht
Mich vor der grimm'gen Lust, dich Schlange anzufallen!

Lucinde.

Kind, das gäb' ein Scandal! Zieh' ein die kleinen Krallen.
(für sich) Ich hab' den einen Wahn, so hält der andre stärker.
(laut) Schon glaubt' ich ganz gewiß, er flöh' aus deinem Kerker,
Dir gält' das Lebewohl, denn der Papa und ich,
Wir hielten für ein Paar den Philidor und dich.

Rosa.

Das ist nun ab und todt! Dich faß' ich nicht, mein Schatz;
Du sprichst von dem mit Ruh', was mich an deinem Platz
Wahnwitzig machen könnt'.

Lucinde.

Ich bin nun einmal so:
Das Glück der Andern macht mich mehr als meines froh.
Darf ich die Freundin nur zufriedner Seele wissen,

So will ich selber gern des höchsten Glückes missen.
Mich dauert Philidor. Du liebendes Gemüth!
Wie warst du einzig nur um diesen Stern bemüht!
Wie klang der Hain, der Fels, die Wiese und der
Weiher
Von deiner Sehnsucht nach, und von des Sternes
Feier!

Rosa.

Deswegen hatt' ich just vor ihm ein tiefes Grauen,
Ein Dunst und Duft, der gleißt, und nirgends
durch zu schauen!
Was soll die Süßigkeit, das stete Versewesen?
Ich wollt' im Herzen ihm, nicht in Gedichten lesen!
Darum empfing ich nur sein Opfer unter Spott,
Der hat beschützet mich, es warnte mich ein Gott!
Ich wünsch' dir Glück zum Fund, nimm ihn, ich
gönn' ihn dir!

Lucinde.

Trotz dieser Güte kommt's zur völl'gen Klarheit mir:
Du hätt'st mehr Eigennutz, wenn du mir nicht zu
Füßen
Den Schelm hätt'st fallen sehn, sein Leiden zu
versüßen.
Der falsche Versfuß, ach! das Metrum uns
verstimmt,

Das Unglück schaffen uns zwei Beine, die gekrümmt:
Nicht, Röschen auf der Haid?

Rosa.

Was? — Ich — ich weiß es nicht!

Lucinde.

Ich weiß wohl, was du meinst, wenn so Lucinde
spricht:
Sein Knieen war ein Scherz, der nichts, gar nichts
bedeutet,
Wozu ich selber ihn im Uebermuth verleitet,
Ein Possenwerk, ein — wer kann Scherze repetiren?
Kurz, liebe Rosalie, du sollst ihn nicht verlieren.
Scharf sahest du, allein noch schärfer, wäre besser,
Du fühltest jetzo nicht die Eifersucht, das Messer,
Das doppelschneidige, das Scheusal der Natur!

Rosa.

Ach Himmel! Ist es wahr? So sind es Scherze
nur?
Er liebt dich nicht?

Lucinde.

Nein, nein, es fehlt ihm der Geschmack.

Rosa.

O Lust!

Lucinde.

Der Firniß war ein gar zu schlechter Lack.
Die Freud' ist sehr naiv!

Rosa.

Du lässest mir mein Glück?

Lucinde.

Für Nummer Zwei bedank' ich mich in diesem Stück.

Rosa.

Doch ist es denn auch so? Und darf ich dir vertrauen?

Lucinde.

Schau in das Auge mir, ich kann dich wieder schauen!
Die Wahrheit sang er dir, er ist so treu wie Gold,
Und ringt mit aller Kraft nach deinem Minnesold.
So steht's um ihn; doch du, du hast ihn oft gekränkt.

Rosa.

Mit Trauer jetzt mein Herz an seine Härte denkt,
An seine Sprödigkeit, an seine Launen all'!

Lucinde (für sich).

Nun Irrthum komm zurück — in Fluß ist das Metall!

Rosa.

Wo er nur weilen mag?

Lucinde

Das fehlt zum schönen Ende;
Fort ist er, liebes Kind, sonst gäbt ihr euch die
Hände.
Kennst du den Jüngling nicht? Ich hatt' ihn schon
gestillt,
Wie du gesehen hast; da wird er wieder wild,
Der alte Zweifel kommt, der Mißmuth trüb
gezogen,
Er stürmet fort, und ist, ja ist davon geflogen!

Rosa.

Vor mir ist er geflohn, ich habe ihn gescheucht!
O welch ein Mißgeschick doch diesem Tage gleicht?
Lucinde, rede doch! Wird nicht Gefühl ihn lehren,
Was er verlassen hier? Wird er denn nicht bald
kehren?
Du lachst?

Lucinde.

Ob dem Kontrast.
(parodirend) Mich wird es nicht ergreifen,
Ach nein, mir ist's sehr gleich, für mich nur mag
er schweifen,
Wie ihn die Laune führt und fesselt hier und dort!

Rosa (hält ihr den Mund zu).

Hab' Mitleid, necke nicht!

Lucinde.

Die Hülfe naht dem Ort.
Ich sehe wackeln her die alternde Susanne,
Die ferne Zukunft späht im Satz der Kaffeekanne,
Der frechen Diebe List kann in dem Siebe finden,
Und auf ein Haar versteht, was Eierschalen künden.

(ruft hinaus.)

Susannchen, komm herein! — Sie nicket, rufet: Ja!
Die Karte schlägt sie uns, ob er bald wieder da?
Ob dieser Rittersmann, der liebet und der irrt,
Zu seiner Fahne bald zurückekehren wird?

Rosa.

Ach weißt du, was du thust? Ich glaub' an solche
Sachen,
Zigeunerinnen mir ein eignes Grauen machen;
Denn Eine sagte mir einst meiner Mutter Tod,
Den baldigen voraus — sie war da frisch und roth,
Ich lacht' und glaubt' es nicht, und dennoch traf
es ein,
Ich denk', es muß doch Grund in diesen Künsten
seyn.

Lucinde (für sich).

Wozu die Mummerei, hätt' ich das nicht gewußt?
(laut) Rosa, du kennst die Schuld. Den Glauben in der Brust,
Wärst du am rechten Ort im neusten Trauerspiel,
So ist es tragisch, daß Komödie unser Ziel.

Rosa.

Ja lupfen möcht' ich wohl ein ganz, ein ganz klein wenig
Der Zukunft Schleiertuch, und sehn, wie Carreau-König —

Lucinde.

Nun ja, das meint ich auch, bist Evens Tochter, freilich.
Schiedst du dich vom Geschlecht, es wäre gar zu gräulich.
Gut, daß die Beichte hier kein frecher Mann behorcht;
Ich bin sehr aufgeklärt, doch laß ich unbesorgt,
Recht herzlich lachend ob der myst'schen Träumerei'n,
Jedennoch angst und froh die alte Hexe ein.

(Sie öffnet die Thüre.)

Eilfter Auftritt.

Philidor (verkleidet, als Zigeunerin, unkenntlich).
Vorige.

Philidor.

Das blanke Schwesternpaar, hat es mich hergerufen?
Ich ging so rasch ich kann; ich wankte zu den Stufen
Mit kurzem Athem und mit schwerem Tritt herauf,
Der Jahre große Last verbietet raschen Lauf.
O weh, ich bin ganz müd'. Gebt mir'n Stuhl zum sitzen,
Der Gang war allzuweit, er thät mich baß erhitzen.

Lucinde.

Ich glaub', Ihr zittert gar, ihr ältliche Person,
Da nehmt den Stuhl und sitzt. (heimlich zu Philidor) Spiel' gut die Lection!

Rosa.

Streich aus dem Antlitz doch die Bänder, Klappen, Spitzen!

Philidor.

Was ist an mir zu sehn? Was sollte das wohl nützen?

Die Eitelkeit ist just nicht mehr mein größter Fehler,
Ja, lacht nur! Ihr zeigt auch einst eurer Zeiten
Mähler.

Lucinde.

Wie weise spricht das Weib!

Philidor.

Respect vor meinen Jahren!

Rosa.

Geh doch, Lucinde, — geh! Ich möchte gern
erfahren —
Zu unserm Zweck!

Lucinde.

Warum soll ich denn hier nicht bleiben?

Philidor.

Du würdest Narrethei mit ernsten Dingen treiben;
Geh — ich hab' keine Zeit — mach, daß du kommst
von hier.

Lucinde.

Zigeunerin, nicht grob! Sonst reiß' ich wahrlich dir
Das Kopfzeug noch vom Haupt!
(zu Rosa) Nun, frage du recht gründlich,
(zu Philidor) Antworte du recht klar — dann schallet
fortan stündlich:

„Wenn mir dein Auge strahlt“ — das Favorit-
Duett.

(Sie geht, bleibt aber in der Mittelthüre lauschend stehen.)

Zwölfter Auftritt.

Rosa. Philidor.

Rosa (für sich).

Welch Wort!

Philidor (für sich).

Welch eine Lag'! Das künstlichste Sonnett
Ward mir nicht halb so schwer!

Rosa (für sich).

Allein mit ihr, bewegt
Ein seltsam Etwas mich.

Philidor (für sich).

Mein Herz gewaltig schlägt!

Lucinde (für sich).

Dieß ist vor dem Koncert die ausdrucksvolle Pause.

Rosa.

Da ich o Alte dich nun einmal hab' im Hause,
Sprich, kannst du wirklich mir das Künftige
entdecken?

Philidor.

So wahr ich Sechszig bin, so wahr ich geh' am
Stecken!
(für sich) Wer sagt nun, daß ich lüg'? (laut) Herz,
was verlangest du?
Ich sage Alles dir voraus in einem Nu.

(Er zieht ein Spiel Karten heraus.)

Ob neuer Putz dir winkt? Ob dich ein Tanz er=
wartet?
Ob deiner Freier Schwarm gut oder bös geartet?
Ob du bekommen wirst viel Güter und viel Geld?
Ob eignes Haus du kriegst, ob Garten, Wies' und
Feld?

Rosa.

Das ist mir sämmtlich gleich. Doch sag, ist's dir
bekannt,
Kommt ein Gewisser nicht, der sich jetzt selbst
verbannt,
Zurück in dieses Schloß? 'S ist Einer, den ich
meine —

Philidor (für sich).

Ich bin's! O Himmlische! (laut) Wann ließ dich
dieser Eine?
Muß Alles wissen erst, die Konstellation

Herauszubringen ganz, sonst giebt es keinen Lohn,
Wenn man die Karte schlägt. — Wann hat er
dich verlassen?

Rosa.

O heute Morgen erst. Ich muß mich Unthier hassen!
Er schuf die Blumenzier, mir Freude zu bereiten,
Ich jagt' ihn höhnisch fort!

Philidor (für sich).

O welche Seligkeiten!
Du liebst den Einen wohl? — 'S ist nur der
Sache wegen.

Rosa.

Ich — ich — ich weiß es nicht. Willst du nicht
Karten legen?

Philidor.

Sag erst, ob du ihn liebst?

Lucinde.

Brav, er hat gut gelernt.

Philidor.

Ob du ihn liebest? sprich.

Rosa.

Ich — bin von Haß entfernt —
Man soll — den Nächsten ja, sagt uns die Bibel,
lieben.

Philidor (für sich).

Zerspringen will mein Herz, doch ruhig nur geblieben!

(laut) Ich faßte noch nicht recht, was ihn verscheuchet habe.

Lucinde (für sich).

Nun das muß wahr seyn, der hat zum Verhör die Gabe!

Rosa.

O Weib, du quälest mich, Du bist zu wißbegierig!

Philidor.

Ich darf nicht lassen ab. Der Fall ist fein und schwierig.

Rosa.

So hör' ausführlich denn. Ich hatte diesen Morgen
Mich an dem Fenelon erbaut, und Freud' und Sorgen
Dem höchsten Herrn der Welt in Demuth vorgetragen,
Und konnt' am besten wohl, wie schwach ich sei, mir sagen.

Philidor (für sich).

O herrliches Gemüth, ich ehr' dich auf den Knieen!

Rosa.

Drauf kam der junge Mann mit seinen Phantasieen,

Viel schöne Dinge mußt' ich über mich vernehmen,
Halb ward ich da verstimmt, und halb mocht' ich
mich schämen;
Kurzum, ich wurde spitz, und er ist fortgelaufen.
So holde Spend', und doch mußt' er damit erkaufen
Den bitterbösen Tag! (Sie küßt eine Rose.)
O süße Rosen!

Philidor
(sich vergessend, entzückt, mit natürlicher Stimme).
Götter!

Rosa
(erschrickt und betrachtet ihn genauer).
Zigeunerin?

Philidor (für sich).
Erkannt! — Nun giebt's ein Donnerwetter.

Rosa (für sich).
Er ist es — o der Schelm! Die Beichte abgehorcht —
O unverschämter Schelm! — Ich war so unbesorgt —

Lucinde (für sich).
Aus seiner Rolle fiel sehr häßlich der Acteur.

Philidor (für sich).
Ja, sie erkannte mich — doch, was ist dieses mehr?
Sie liebt mich ja! (laut) Verzeiht, es war' ne
Altersschwäche.

(für sich) Zu Füßen stürz' ich ihr, daß sie sich an
mir räche!

Rosa (für sich).

Er hörte es einmal — ich muß mich drein ergeben,
Doch unter Angst und Pein sollst du dein Schätzchen
heben,
Ich strafe dich, der Trug ist schwärzer, als die Nacht.

Lucinde (für sich).

Sich gegenüber stehn zwei Heere vor der Schlacht
Nicht halb so brütend, als die Zwei hier.

Rosa.

Jetzt beginnet!
Ich sagt' euch wohl genug.

Philidor.

Ach, da du so gesinnet,
Sieh's ohne Karten doch.

Rosa.

Wie so? Ich weiß von Nichts.

Lucinde (für sich).

Was ist die Absicht denn des listigen Gesichts?

Philidor (beginnt die Karte zu legen).

Also, ob zu dem Nest Amor zurück wird fliegen,
Ob bald ein Jemand dir zu Füßen solle liegen,
Daß er in deinem Arm werd' aufgehoben mild?

Rosa.

Halt! halt! das Letztere noch große Proben gilt.

Philidor.

Ich sah ja deinen Mund die süßen Rosen küssen.

(Er hat die Karten gelegt.)

Hier ist Coeur-Dame, die wirst du wohl bleiben
müssen,
Coeur-Bub' ist hier, und das bin ich — nein, das
ist Er.
Lies seinen Namen, Herz, ich bitte dich, blick her!

(Er hält die Karte vor.)

Rosa (sieht hin, erröthend).

Ich kenne keinen Zug, es schwimmt mir vor den
Augen.

Philidor

Die mein'gen brauch ich denn, obgleich sie nichts
mehr taugen.
P — h — i — Philidor?

(Er hält ihr die Karte wieder vor.)

Rosa.

Es scheint wohl drauf zu stehen.

Philidor.

Coeur-Bube und Coeur-Dam' getrennet beide gehen,
Denn zwischen ihnen liegt die Sieben und das Aß.

Die Sieben ist der Hohn, der kalte, leere Spaß,
Der Zweifel, und womit ihr sonst noch unter Scherz
Und Lachen peiniget zum Tod ein Männerherz.
Das Aß liegt ihm zunächst, und deutet auf sein
Grollen,
Sein Mißverstehen hin, sein Wüthen und sein
Schmollen.
Coeur-Bube lief davon und irret in der Ferne,
Tief sanken in den Schmutz all' seine heil'gen Sterne.
Coeur-Damen schmerzt's. Sie nimmt die Sieben
reubewußt,
Wirft sie hinweg, und zeigt die Fülle ihrer Brust.

(Er wirft die Karte weg.)

Coeur-Bube, auch nicht faul, wirft's Aß gleich
unter'n Tisch —

(Er wirft die Karte weg.)

Faßt Zutraun, rücket nah und näher, schwärmerisch,
Die künstliche Distance wird mehr und mehr
vermindert,
Und was sagt sie hierauf, da sie und ihn nichts
hindert?

(Er ist im Begriff, die Verhüllung abzuwerfen.)

Rosa.

Was sie ihm sagen wird?

Philidor.

Verkünd' es, Einzige!

Rosa.

Sie klagt und spricht: Coeur-Bub', gleich aus der Stube geh.

(Sie nimmt zwei Karten aus dem Spiel.)

Denn sieh, Pick-König hier — das ist Coeur-Damens Vater,
Hat dem Coeur-König dort — das ist der treue Rather,
Alcest, der Ehrenmann, Coeur-Damen jüngst versprochen.
Obgleich nun der darob das Herz fast ist gebrochen,
— Sie liebt Coeur-Buben still — so muß sie sich doch schmiegen
In Vaters ernsten Schluß, und muß sich blutend fügen.
Es werden Seufzer viel aus ihrem Busen steigen.
Allein beschlossen ist's — Coeur-König wird sie eigen.

Philidor.

O wehe!

Lucinde (für sich).

Glaubt er es? Ihr superklugen Männer,
Der dümmste Schulknab' ist ein bessrer Menschenkenner?

Rosa (für sich).

Nun schwitze, Sünder du, in deinem Fegefeuer!

Philidor.

Das hab' ich wohl gedacht! Ha, nun bezahl' ich's
theuer,
Das ich nicht zeitig ging!

Rosa (für sich).

Er hat genug gelitten.
Mein armes, schwaches Herz! die Thränen für ihn
bitten.
(laut) Coeur-Dame und Coeur-Bub' sich nimmer-
mehr erreichen,
Wenn nicht geschehn sofort drei große Wunderzeichen;
Denn das Orakel spricht: Wenn sich ein Tituskopf
Aus der Dormeuse schält —

(Sie nimmt ihm das Kopfzeug ab.)

Und zeigt als Jünglingsschopf;
Wenn fort den Stecken wirft, was fest noch steht
und strack

(Er wirft den Stab fort.)

Und die Kontusche weicht dem neusten Modefrack.

(Er wirft die Verhüllung ab.)

Wenn sich ein altes Weib zum jungen Mann
verwandelt,

Wird Herr Alceſt nicht mehr als Bräutigam behandelt;
Nun ſage ſelber du, ob das wohl möglich ſei?

Philidor (fällt ihr zu Füßen).

O ſüße Hinterliſt! O holde Täuſcherei!
Wie lieb' ich Roſa dich, mein hohes Ideal!

Lucinde (für ſich).

Tret' ich nicht gleich hinein, ſo wird's ſentimental.

Roſa.

Soll ich's den Streichen wohl, du böſer Knabe, glauben?

Philidor.

Ward ich nicht ſtreng beſtraft? Ich laß dich mir nicht rauben,
Biſt du die Meinige?

Roſa.

Die Karten fügten's ſo.

Philidor.

O Roſenkönigin!

Lucinde.

In dulci Jubilo! (Sie hüpft herein.)
Der Vorhang fällt ſogleich. Das Weitre, im Gedichte
Macht's Langeweile nur. (Sie tritt zwiſchen Beide.)
Dies ſind des Maien Früchte.

Gelinder, kurzer Frost, dann Thau und laue Lüfte,
Viel zarte Keime erst, dann Blüthenschnee und Düfte,
Die Knospen müssen auf, die Knospen müssen brechen,
Die Spröden werden zahm, die Spröden werden sprechen,
Es schmilzet die Natur, und Alles fließt und thaut,
Und jedes Mädchen wird, will's Gott, zu einer —

Philidor.

Braut!

(Er umarmt Rosa.)

Rosa.

Du hast mir's eingebrockt. Ich revangire mich.

Lucinde.

Es hat der Morgenscherz hübsch abgespielet sich.
Der Mittag kam heran. Laßt uns zur Mühle gehn,
Denn die Forelle wird schon auf dem Tische stehn.

(An die Zuschauer.)

Umsonst, sie hören nicht. An euch, ihr klugen Leute,
Das so nothwend'ge Wort, was dieser Scherz bedeute.
In Deutschland ist der Scherz kein Narr, der harmlos springt;

Er ist ein scharfer Schütz, deß Pfeil zur Scheibe
dringt.
Die Lieb' ist froh beredt, die Lieb' ist still und stumm,
Die Lieb' ist Trau'r und Lust, die Lieb' ist klug
und dumm,
Die Liebe geht im Kreis, als wie ein Mühlenroß,
Und denkt, sie wandre weit. — Sie baut sich
manches Schloß.
Die Liebe jauchzet auf, die Liebe ächzt beklommen,
Wer ihr die Thorheit nimmt, hat Alles ihr genommen!

Ghismonda.

Dramatisches Gedicht.

1837.

Personen.

Tancred, Fürst von Salern.
Ghismonda, seine Tochter.
Herzog Manfred, ein entfernter Verwandter des Fürsten.
Aretin, sein Geheimschreiber.
Dagobert, ein alter Vasall des Fürsten.
Guiscardo, sein Sohn.
Guarini, von des Herzogs Gefolge.
Die Oberhofmeisterin der Prinzessin.
Rosa, Leonore — Hofdamen.
Chevalier de Crillon, Gräfin Marfisa, Markise d'Este, Zwei alte Edelleute — Gäste des Hofs.
Rupert, Dietrich — zwei Diener des Fürsten.
Theobald, sein alter Kämmerling.

Damen. Herren. Dienerschaft. Volk.

Die Scene ist auf einem Lustschlosse des Fürsten Tancred.

Erster Aufzug.

(Ein Gartensaal, zur Seite links [vom Schauspieler] eine Glasthüre und Fenster, welche auf den Garten gehn.)

Erste Scene.

Rupert, Dietrich (setzen Stühle).

Rupert.

Die Lehnsessel mehr dorthin, die Tafel in die Mitte! So! Daß dich! Kriecht der Mensch nicht, wie eine Schnecke?

Dietrich.

Es hat noch Zeit.

Rupert.

Nein, es hat nicht Zeit. Die Herrschaften sind schon auf dem Wege hieher.

Dietrich.

Sonst frühstücken sie ja immer erst um Eilf.

Rupert.

Aber heute ist es früher. Sie haben zum Abend ein großes Fest, wobei sie Götter, und

was weiß ich, sonst noch? vorstellen wollen, da haben sie den Morgen über noch viel zu besprechen und zu thun. Und dann hat der Herzog die Prinzessin schon in der frühe mit einer Musik erwecken lassen.

Dietrich.

Schade um den Morgenschlaf! — Siehst du doch ganz böse aus, wenn du von dem Herzog sprichst. Und lustig solltest du seyn über ihn; denn — Hochzeit gute Zeit, absonderlich für uns Bediente, dann fällt Manches ab.

Rupert.

Laß dein Plaudern! Zurück! Hier sind die Herrschaften schon.

(Sie treten in den Hintergrund.)

Zweite Scene.

(Pagen öffnen die Flügelthüre in der Tiefe des Saals. Ghismonda von Tancred geführt. Herzog Manfred. Aretin. Der Ceremonienmeister. Vorige.)

Tancred (zum Ceremonienmeister).

Wir werden ohne Förmlichkeit frühstücken.

(Ceremonienmeister verbeugt sich und geht ab. Rupert und Dietrich folgen ihm.)

Ich hätte nicht geglaubt, daß der alte Gartensaal ein so freundliches Ansehen gewinnen würde.

Oberhofmeisterin.

Sobald Ihr den Befehl gegeben hattet, daß das Frühstück hier eingenommen werden solle, ist der Haushofmeister bemüht gewesen, ihn einigermaßen in Stand zu setzen.

Tancred.

Wann haben wir ihn zum letztenmale gebraucht, Gräfin?

Oberhofmeisterin.

Es war vor zwei und zwanzig Jahren; sechs Monate vor dem Ableben des hochseligen Fürsten.

Aretin (lächelnd).

Dann sind Praecedentia für den Fall des heutigen Gebrauchs vorhanden, und er ist um so unverfänglicher.

Tancred.

Die Gräfin hat ein gutes Gedächtniß.

Oberhofmeisterin.

Meine Schuldigkeit, Gnädigster Herr.

Rosa.

Was heißt: Praecedentia, Herr Aretin?

Aretin.

Mein Fräulein, ich will es Euch durch ein Beispiel erläutern. Wenn Jemand dem Andern etwas

wegnimmt, und er thut es nachher noch einmal wieder, so kann er sagen, er habe Praecedentia für die späteren Diebstähle.

Rosa (leise zu Leonoren).

Sonach wird der Herzog für seine ferneren Einfälle viele Praecedentia haben.

Leonore.

St!

Rosa.

Denn ich sage dir, alle seine Verse, womit er die Prinzessin verfolgt, sind von dem jungen Menschen gebettelt und geborgt, den er in seinen Diensten hat, dem jungen Guarini.

Leonore.

Still, Rosa!

Rosa.

Sieh nur, wie er dasteht, tiefsinnig über die Lehne des Sessels gebeugt, ohne Antheil am Gespräche zu nehmen. Ich wette, er hat noch irgend ein Feuerwerk des Witzes und der Poesie in Bereitschaft, und bald werden die Raketen steigen.

Tancred.

Nun Mädchen, laßt Eure heimlichen Verhandlungen. In einer Gesellschaft bis neun Personen

muß die Unterhaltung allgemein seyn. Gebt, was Ihr zu sagen habt, uns zum Besten.

Rosa.

Eure Hoheit, es war eine Verschwörung.

Tancred.

Gegen mich?

Rosa.

Nein, gegen einen Usurpator.

(Pagen treten auf einen Wink des Fürsten vor, und setzen Stühle.)

Tancred.

Nun, Ghismonda?

Ghismonda,

(welche, ohne an dem vorigen Gespräche Theil zu nehmen, bisher an einem Fenster gestanden und sinnend in den Garten geblickt hatte).

Mein Vater?

Tancred.

Du bist der steinerne Gast unter uns.
Deine Seele scheint abwesend zu sein.

Ghismonda.

Sie hatte sich in den Kelch jener Lilie begeben.

Manfred

(ist zu ihr getreten, um sie an ihren Sessel zu führen).

Weshalb der Lilie solches Heil, Prinzessin?

Ghismonda.

Um sich auszuruhen, Herzog.

Manfred.

Wovon?

Ghismonda.

Von ... doch wir gerathen schon wieder in das Geistreiche! Wollen wir uns nicht setzen? Da ist das gute, prosaische Frühstück.

(Alle setzen sich. Rupert und Dietrich sind mit dem Frühstück in den Saal getreten. Pagen serviren dem Fürsten, Ghismonden und dem Herzog Manfred, Rupert und Dietrich den übrigen Personen.)

Tancred.

Mir ist recht froh zu Sinne, und so, als müsse ich heute noch ein großes Glück erleben.

Manfred

(mit einem Seitenblicke auf Ghismonden).

Beglückt, wer diese Hoffnung mit Euch theilen könnte!

Leonore.

Dann sei Eure Hoheit ja auf Ihrer Hut.

Tancred.

Sieh, sieh, öffnet unsre Sphynx auch endlich die ernsten Lippen.

Leonore.

Gnädigster Herr, diese Bezeichnung paßt nicht auf mich. Mir wurden wohl hin und wieder Räthsel zu rathen gegeben; ich fand sie zu bitter, um Andre damit zu peinigen.

Ghismonda.

Warum überfällt das Unglück so oft den Frohen,
Leonore?

Leonore.

Weil er den Wächter schlafen geschickt hat, den
Zweifel.

Aretin.

Die schöne Leonore sollte Staatssecretair werden.

Tancred.

Weil sie von dem Zweifel so viel hält?

Aretin.

Ja, Eure Hoheit, die ganze Staatskunst ist ein Zweifel, oder zweifelhaft.

(Musik von der Gartenseite.)

Rosa (für sich).

Aha, die Raketen beginnen zu steigen!

Tancred.

Ei! Schon wieder Musik! Im Garten, wenn ich
nicht irre.

Oberhofmeisterin (hinausblickend).

An dem zweiten Springbrunnen des vierten Blumenstücks.

Tancred.

Gewiß etwas Schönes. Hören wir zu!

Ghismonda (für sich).

Wann werde ich dieser Pein entledigt werden? Ich muß ihm nur meine Hand geben, damit er aufhört, galant zu seyn.

Chor (von außen).

Weil dich verletzt mein Klagen,
So will ich stumm verscheiden.
Doch in Wäldern, die mein Seufzen einst gehört,
Wacht dann Echo auf, belehrt
Von des treusten Herzen Plagen.

Eine Stimme (echoartig).

Plagen!

Chor.

Sagt dir des Verstummten Leiden.

Eine Stimme (wie vorher).

Leiden!

Rosa (für sich).

Richtig! Wieder gestohlen! Pastor fido Act 1 Scene 2.

Tancred.

Vortrefflich!

Oberhofmeisterin.

Höchst sinnreich!

Rosa.

Mir gefiel besonders das Echo, was fremde Worte nachsagte.

Ghismonda.

Wer ist die Dame, der diese Seufzer gelten?

Tancred (leise zu ihr).

Ghismonda, sei nicht grausam. (laut) Lieber Herzog, Ihr erschöpft Euch heute wieder in Artigkeiten.

Manfred.

Wie so, Hoheit? Dieser Chorgesang ist nicht von mir verfaßt.

Rosa (für sich).

Nein, da hat er Recht.

Tancred.

Man kennt schon Eure bescheidne Manier. Aber einen Urheber muß doch ein jegliches Ding haben. Vielleicht hat unsre Gräfin die Verse gemacht.

Oberhofmeisterin.

Verzeihung, Gnädigster Herr. Für meine Jahre schicken sich diese verliebten Sachen nicht.

Rosa.

Und was sich nicht schickt —

Oberhofmeisterin.

Weiß in der Regel das Alter besser als die Jugend, die meistens zu sprechen pflegt, wenn ihre Rede am wenigsten begehrt wird.

Tancred.

Welchen Dank sind wir Euch schuldig, Herzog Manfred! Ihr habt, seit Ihr uns die Ehre Eures Besuchs gönnt, unsre sonst ziemlich stillen Tage in Mährchenwunder und Feenwesen verwandelt.

Ghismonda.

Wir werden uns nur gleich entschließen müssen zu sterben, wenn der Herzog abreis't. Denn wer vermögte, wenn mit ihm alle Zauber schwinden, noch so nüchtern fortzuleben?

Manfred.

Da mir nun einmal die Rolle des Zauberers zu Theil werden soll, so wage ich in diesem Character Euch zu sagen, Prinzessin, daß es nur eines Worts von Euch bedarf, um die Wunderthätigkeit des Magus für immer an Euch zu fesseln.

Ghismonda.

Nein, Herr Herzog, ich fürchte mich vor aller

Magie. Man verscherzt durch die Bekanntschaft mit solchen Künsten, wie Ihr wißt, die Gnade des Himmels.

(Eine kurze Stille. Eine Glocke schlägt.)

Tancred.

Eilf! Wie die Zeit vergeht.

(Mit einem Blick auf die Oberhofmeisterin.)

Wir hatten ja
Wohl noch zu sprechen, Aretin?

Oberhofmeisterin

(steht auf, Rosa und Leonore gleichfalls).

Eur' Hoheit
Erlaubt uns wohl, im Vorgemach zu warten
Auf weiteren Befehl?

Tancred.

Gern, liebe Gräfin.

(Oberhofmeisterin mit Rosa und Leonore ab. Die Pagen und Diener ziehn sich gleichfalls zurück. Es bleiben nur Tancred, Ghismonda, Manfred, Aretin. Sie sind auch aufgestanden. Tancred geht in eifriger Unterredung mit Aretin nach dem Hintergrunde. Manfred und Ghismonda sind in den Vordergrund an das Gartenfenster getreten.)

Manfred

(zu Ghismonden mit Beeiferung).

Wenn mein Gefühl in tausend Masken sich,
In immerwechselnden um euch bemüht —

Ghismonda.

So denk' ich: Es ist Maskenspiel, und freue
Des Witzes mich; doch rührt der Witz ein Herz?

Manfred.

Mein Witz ist nur das Kleid der schlichten
Wahrheit!

Ghismonda.

Die Wahrheit sagt man, gehe hüllenlos.
Und daß sie eine sei und einfach, weiß ich.

Manfred.

Sucht alles Höchste, Größte, Tiefste nicht
Nach tausend Formen stäts, sich zu verkünden?
Des Lenzes Hauch ist einer und derselbe,
Doch Millionen Blüthen zeugen ihn.
Das einfach-reine Licht! Wer zählt die Farben,
Die seine bunte Offenbarung sind?
In kühnen Domgewölben, in der Pracht
Gemalter Fenster, in der Töne Meer,
In Statuen und Bildern schwelgt die Kirche,
Auch nur, ein einig Wahres auszusprechen.
Sie kann nicht enden, selbst das heitre Spiel
Von Blättern, Ranken, Arabesken ruft sie
Zu Hülfe sich in ihrem heil'gen Drange!
Gebändigt wird das Starrste: Stein, Metall,

Um Pfeiler und Altäre leicht zu spielen!
Prinzessin, nur die Armuth ist genügsam,
Wer wäre reich, und zeigt' es nicht? —
Drum glaubt mir,
Wenn ich in Reimen eure Schönheit pries,
Wenn ich durch Feste eurem Reiz gehuldigt,
Wenn die Gestalten ich der Fabelwelt
Zu eurer Feier ließ aus Büschen treten,
Wenn, wo das Wort mir ausging, ich Musik
Zum Dollmetsch meines Busens machte, Blumen
Zum deutungsvollen Selam wand, Ghismonda,
So waren Reime, Feste und Gestalten,
So war der Flöten und der Geigen Klang
Nur Uebersetzung in verschiednen Sprachen
Des einen, schlichten, treuen Worts: Ich liebe! —
Prinzessin, was erwidert ihr?

Ghismonda.

Daß ihr
Mich nicht so laut beschwören müßt. Die Gärtner
Sehn schon herauf zum Fenster, lieber Herzog.

Manfred.

O ihr seid hart . . .

Ghismonda.

Wie Marmor von Carrara,

Manfred.

Verhöhnt ihr mich?

Ghismonda.

Nicht doch! Ich übe mich
Ja auch in Bildern nur.

Manfred.

So raubt ihr kalt
Jedwede Hoffnung mir?

Ghismonda.

Das sag' ich nicht;
Indeß . . .

(Sie gehn vom Fenster nach dem Hintergrunde. Tancred und Aretin sind in ihrem Gespräche nach dem Vordergrunde gekommen.)

Tancred.

Nun also, Messer Aretin,
Was ich versprochen, dabei bleibt es. Kommt
Der Bund, den ich so herzlich wünsche, zwischen
Der Tochter und dem Herzog, wie der Anschein
Ja ist, zu Stand, so geb' ich ihm Nocera,
Sarno und Monte Fort' als Heirathsgut,
Nebst fünfzigtausend span'schen Thalern.

Aretin.

Hoheit!
Nocera doch mit allen Dependenzen?

Tancred (gereizt).

Mit allen Dependenzen? Aretin,
Ihr seid etwas — genau. Ich statte, denk' ich,
Mein Kind recht fürstlich aus; ich gebe da
Die besten Striche meines Landes weg;
Und ihr, ihr marktet mit mir über einen Ausdruck.

Aretin.

Es ist kein leerer Ausdruck, Hoheit.
Die Dependenzen wurden zu Nocera
Erst neuerdings gelegt. Nun wäre doch
Leicht möglich, daß sich Streit dereinst erhübe —
Die Seele jeglichen Vertrages ist
Die Deutlichkeit.

Tancred (in ärgerlicher Laune).

So! So! Nun, weil es Schade
Um unsern wäre, wenn wir ihn entseelten:
Setzt denn die Dependenzen mit hinein!

Aretin.

Der letzte Punkt, eur' Hoheit . . .

Tancred.

Noch ein Punkt?
Ihr solltet Zeichendeuter werden! So
Versteht ihr, zu punktiren!

Aretin.

Gnädigster . . .
Geruht, euch zu erinnern, was schon mehrmals
Zur Festsetzung von mir beantragt wurde —
Die Succession in's Fürstenthum . . .

Tancred (zornig).

Was? Was?
Wollt ihr mich bei lebend'gem Leib beerben?

Aretin.

Behüte, Hoheit! Heißt es nicht: Viventis Haereditas non datur? . . .

Tancred.

Was? viventis?
Ich will euch bevivenzen! (für sich) Sankt Januar!
Das ist ein wahrer Seelenhändler! Das!
(laut) Davon ein andermal, Herr Aretin!

(Er geht nach dem Hintergrunde.)

Aretin (folgt).

Zürnt ihr, mein Gnädigster?

(Ghismonda und Herzog Manfred sind in ihrem Gespräche wieder nach dem Vordergrunde gekommen.)

Manfred.

Muß ich von hinnen,
Und hab' ich nicht den theuren Schatz gehoben,
Nach dem inbrünstig alle Kräfte rangen,

So mag mein zwecklos Daseyn nur verflattern,
So tödte mich des Mörders Dolch, so raube
Nach seinem glüh'nden Tunis mich der Kaper!
Dort will ich unter Mühsal, Sclaven, Geißeln
Vergessen, daß ich Mensch gewesen! — Fürstin,
Ihr lächelt, weil ihr nie die Leidenschaft
Gekannt, und der Verzweiflung grimme Kraft. —
Mein Wappen ist ein Herz, von Blute roth,
Und die Devis': Ghismonda oder Tod!

Ghismonda.

Ihr sprecht, als gält' es ein Turnier, als wär' ich
Der Preis, der Siegesdank.

Manfred (für sich).

Besitz' ich dich,
Sollst du mir büßen für die Spötterei'n!
(laut) Gehabt euch wohl, Prinzessin!

(Er will gehen.)

Ghismonda.

Herzog, bleibt!
Ihr müßt ja Scherz verstehen lernen, muß
Ich eure Artigkeiten doch verstehn.
Auf alle diese Schwüre, Seufzer, Flammen,
Hab' ich, mein Herzog, nur vier dürre Worte:
Ich lieb' euch nicht. — Es wär' ein großer Frevel,

Spräch' ich sie jetzt nicht aus, da ihr noch Zeit
habt,
Von mir zurückzustehn. — Ich lieb' euch nicht.
Doch halt' ich euch für klug, gefällig, höre
Euch gerne zu, zumal, wenn ihr nicht dichtet.
Ihr seid gelehrt und tapfer, ohne Tadel;
Ich könnte, glaub' ich, meine Frauentage
Gleichmüthig hin an eurer Seite leben.
Das beste Bild muß Licht und Schatten haben;
Ihr, der ihr brennt für mich, und mich ver=
göttert,
So sagt ihr ja, und wollt ein Sclave werden,
Wärt unsres Ehebildes glüh'ndes Licht,
Ich aber wär' der gleich= vertheilte Schatten;
Vielleicht ist's so am besten. — Sagt man doch:
Der Ehe Glück ist Windstill'! — Lieber Herzog,
Ich spotte jetzo nicht, ich bin recht ernsthaft.
Mein Vater wünscht's so sehr, und da er eben
Mit eurem Aretin die Mitgift wohl
Wird abgesprochen haben, fehlen wir,
Wir Beide nur zur Sache noch. Kann euch,
Was meine Reden euch verheißen, g'nügen —

Manfred.

O nur dein Ja, Ghismond'!

Ghismonda.

Ihr seid genügsam! — —
Sprecht mit dem Fürsten denn, ich will gehorchen,
Wie einer Tochter Pflicht ist.

Manfred.

Fürst und Vater!
Die Liebe siegt, Ghismonda willigt ein!

Tancred

(tritt zwischen Manfred und Ghismonda).

Das heißt ja recht: aus Aerger in Vergnügen! —
Eu'r Aretin — doch still davon! Mein Kind,
Du liebe, gute Tochter, willigst ein?
Dein Ja macht zwei Beglückte! Herzog nehmt
Von einem Greis sein einzig Gut. Ja, Herzog,
Nehmt sie, bewahrt sie als ein köstlich Kleinod!
Die Leuchte ist sie meiner alten Tage.

(Er legt Beider Hände in einander; zu Ghismonda.)

Und klinget Vatersegen nach im Himmel,
Lacht diesem Bund jedwede Freude, die
Dein Herz sich wünschen kann! — Die Ausstattung
Ist festgestellt; eu'r Aretin dient euch
Mit Eifer, muß ich sagen.

Aretin.

Das ist ja

Nur meine Pflicht. —

(Bei Seite.)

Nun gratulir', so schwer
Dir's ankommt! Ungelegen ist mir dieser
Eh'bund. Sie wird den Herzog bald beherrschen,
Mir zum Verlust. —

(Zu Manfred und Ghismonden.)

Geruht, mein Herr, und ihr,
Nunmehr holdsel'ge Herrin mir, den Glückwunsch
Des treusten Herzens gnädigst anzunehmen.

Ghismonda.

Wünscht ihr uns Glück, ist unserer Zukunft Heil
Gleichsam urkundlich uns versichert.

Tancred.

Herzog,
Ihr kennet die Bedingung. Angeloben
Müßt ihr, zu bleiben, hier, an meinem Hof,
So lang' ich lebe.

Manfred.

Gern versprech' ich das.

Tancred

(Ghismonden umarmend).

Denn ich ertrüg' die Trennung nicht von ihr!

Ghismonda (küßt seine Hand).

O theurer Vater!

Tancred.

Laß es gut seyn, Mädchen!
Was ist davon zu reden, daß der Vater
Das Kind liebt und das Kind den Vater? —
Still! —
Ich mag nicht gern von Dingen, welche sich
Von selbst verstehn, ein großes Wortgeräusch.
Das neue Marmorhaus sollt ihr beziehn.

Manfred (zu Aretin).

Geht, den Vertrag zu fertigen.

(Aretin ab.)

Ghismonda.

Ihr seid
Sehr eilig.

Manfred.

Wie ein Mann, der stäts noch sorgt,
Daß ihm ein goldnes Glück zum Traum zerrinne.
O säht ihr in mein Herz, vernähmt den Jubel ...

Ghismonda.

Ich bitte, lassen wir dies Thema nun. —
Zu etwas Anderem. Mein Vater, wißt ihr?
Ich werde heut zu Nacht Comödie spielen.

Tancred.

Ich will nicht hoffen . . .

Manfred.

Es ist nicht so arg.
An allen Höfen ist ein Spiel jetzt sehr
Beliebt. Man nennt's: Lebende Bilder . . .

Tancred.

Was?
Die Bilder springen aus den Rahmen?

Ghismonda.

Nein,
Die Menschen treten *in* den Rahmen, machen
Zum Werk des Pinsels sich.

Tancred.

Das sind Mysterien.

Ghismonda.

Wir woll'n nicht aus der Schule schwatzen. —
Seht's!
Gefällt es euch, sind wir beglückt; wo nicht,
So lobt ihr unsern guten Willen doch.

Manfred.

Ich habe nämlich dieses Spiel zu eurer
Ergötzlichkeit im heut'gen Abendkreise,
Der, hört' ich, glänzend sein soll, angeordnet,

Und die Prinzessin will die Gnade haben,
In einem dieser Bilder: Luna und
Endymion, die Göttin vorzustellen,
Weil Niemand sonst sich fand, der Stelle würdig.

Ghismonda.

Die Göttin
Hat leider noch Bedenken.

Tancred.

Welche, Kind?

Ghismonda.

Ihr fehlt noch der Endymion.

Tancred.

Ei, such dir
Den unter unsern jungen Herrn am Hof.

Ghismonda.

Ich musterte sie schon. Doch, Vater, die
Verdarben mir zu sehr die Phantasie.

Dritte Scene.

Rupert. Vorige. Später Dagobert und Guiscardo.

Rupert (anmeldend).

Der Ritter Dagobert mit seinem Sohn.

Tancred.

Mein alter Dagobert? Ja! heute ist

Das Schicksal in vergnügter Laune. Was
Führt mir den guten Alten aus den Bergen
Von Conza her?

Manfred.

Wer ist der Dagobert?

Tancred.

Der beste Mann, der redlichste Vasall,
In tausend Nöthen mir erprobt, mein Freund.
Mit einem Wort! Die schlicht-einfält'ge Tugend
Des Treuen ist als wie ein frommes Steinbild
Aus alter Zeit, von gläub'ger Meisterhand,
Das uns vom Grabe eines Heil'gen ansieht.

(Dagobert und Guiscardo treten ein. Ghismonda und Manfred treten seitwärts und reden leise mit einander.)

Tancred.

Willkommen Dagobert, mein treuer Mann.

(Er reicht ihm die Hand.)

Wie geht's dir, und was bringst du?

Dagobert.

Meinen Sohn!

(Guiscardo beugt ein Knie vor Tancred.)

Du weißt, mein Fürst, ich freite spät. —

Der Knabe

Blieb meiner Ehe einz'ge Frucht. Gott gab
Gesundheit ihm und reines Herz; ich sorgte

Für adelich und ritterlich Erziehen,
Er hat die hohen Schulen auch besucht.
Weil aber Niemand sonder Dienen Mann
Wird, und geschickt, einst zu befehlen, bitt' ich,
Laß ihn an deinem Hofe sich versuchen,
Den Lauf der Welt sich ansehn, und erfahren,
Was es bedeute, unter Menschen seyn.
Hier ist er, und gebrauch' ihn, wie du magst.

Tancred.

Ich nehm' ihn als Geschenk aus deiner Hand.

(Er erhebt Guiscardo.)

Guiscardo, sieh in mir den zweiten Vater.

Guiscardo.

Für solche Gnade weiß ich nicht zu danken,
Denn jedes Wort erklänge matt und arm.
Ehrfürchtig wahr' ich, Herr, in stummer Brust
So großes Heil, als du mir da gewährst.

Tancred.

Ein schöner Jüngling! — Dieses Angesicht
Ist lauter rosenrothe Zukunft. Sah'n
Wir auch einmal so Glückversichert aus,
Mein Dagobert?

Dagobert.

Ei, Herr, was uns gefrommt,

Das ward uns auch. — Vergönnst du mir zu gehn?

Tancred.

Wie? bleibst du nicht mein Gast auf ein'ge Tage?

Dagobert.

Ich danke dir. Der alte Knabe wäre
Doch nur wie eine Vogelscheuche unter
Den feinen Herrn und Damen. Herberg' nahm ich.
Da rast' ich denn, und kehre morgen heim.

(Er nimmt Guiscardo bei der Hand.)

Leb' wohl, mein Sohn, und richte dich nur immer
Nach meinem Sprüchlein, dann kannst du nicht
fehlen.
Gar einfach ist das Leben, machen wir's
Nicht selbst verwickelt. (ab)

Manfred

(der während des Gesprächs mit Ghismonden schon einigemale nach Guiscardo hinüber gesehen hatte).

Prinzessin, seht den jungen art'gen Mann;
Er taugt zu dem Endymion.

Ghismonda

(tritt vor und betrachtet Guiscardo).

Er? — Ja, Herzog,
Er soll es seyn. Denn er gleicht freilich nicht
Den jungen Hofherrn. — Wie mein Vater ihn
Entläßt, werb' ich ihn selbst für unser Spiel.

Tancred
(der unterdessen mit Guiscardo leise gesprochen hatte).

Du hältst von deines Vaters Spruche nichts,
Und willst ihn mir nicht sagen?

Guiscardo.

Herr, ich glaube:
Wenn wir der Lehre am bedürftigsten,
Wird uns kein Spruch belehren. — O vergieb!
Es ziemt wohl meiner Jugend nicht, daß ich
So vieler Worte mich erdreiste; doch
Dein liebreich Wesen regt mir jedes Zutraun
Im Busen auf. Nicht wahr, mein hoher Herr?
Uns trägt der Muth mit seinen Götterschwingen
Hoch über eines Denkspruchs Weisung hin!
Ein zarter Sinn klärt ohne Wort uns auf;
Der tiefe ahnungsvolle Laut des Herzens
Erwacht am Scheideweg, warnt oder treibt
Mit stummer Zunge. —
Doch ich bin unbescheiden. Du befahlst mir . . .
Des guten Vaters Sprüchlein lautet so:

Meinem Fürsten getreu,
Sonder Furcht und Scheu,
Ehr' im Aug' und im Sinne,
Keuscher Frauen Minne . . .

(Er hat bei den letzten Worten die Augen aufgeschlagen, und Ghismonden gesehen, die ihm gegenüber getreten ist. Ihr Anblick verwirrt ihn, er stockt, starrt sie an, sein Antlitz verfärbt sich, dann tritt er in heftiger Bewegung zurück.)

Tancred.

Wie? Was ist das? Kannst du nicht weiter reden?
Was fehlet dir, Guiscardo?

(Guiscardo versucht zu reden. Sein Blick heftet sich wieder auf Ghismonden, er zittert und macht mit der Hand eine Bewegung, welche die Unmöglichkeit zu sprechen andeutet.)

Ghismonda.

Lieber Vater,
Der junge Mann ist schüchtern und verlegen.
Ein Anstoß, wie es scheint, von Blödigkeit —

Manfred (bei Seite).

Hm! Was? Von Blödigkeit?

Tancred (zu Ghismonden).

So mach' ihn dreist.
Du hattest so ja schon, wie aus dem Flüstern
Ich merken konnte, mit ihm etwas vor.
Herzog, kommt mit! Wir woll'n zum Fest des Abends
Noch Ein'ges ordnen. Fröhlich ist mein Herz,
Drum glänze dieses Fest! Guiscard, du sollst
Die Dienstbarkeit auf sanfte Art beginnen.

Dir ist der Stumme übergeben, Tochter;
Halt' ihn gelind, und lehr' ihn wieder reden.

(Mit Manfred ab, der beim Abgehen noch einen mißtraui- schen Blick auf Guiscardo wirft.)

Vierte Scene.

Guiscardo. Ghismonda.

Ghismonda.

(Nach einer Pause.)

Wollt ihr den Unterricht von mir empfangen?

(Pause.)

(für sich) Nein, solche Blödigkeit ist unerhört.
Und doch? . . . Die Wangen glühn . . . Sein
Körper zittert . . .
Den Blick läßt er so flehend auf mir ruhn,
Wie wenn ein Mensch, zu schwerem Tod verurtheilt,
Ums Leben bittet ... (laut) Guiscard, wollt ihr wohl
Heut' Abend bei dem Festspiel mir in Etwas
Zu Diensten seyn?

(Guiscardo neigt sich vor ihr, und legt die Hand auf die Brust.)

Ihr wollt's? — Das ist mir lieb.
Ich weis' euch in der Gallerie das Bild,
Wonach ihr Stellung und Costüme müßt wählen.

Jetzt geht, erholt euch ... Bald laß' ich euch rufen;
Ihr scheint nicht wohl zu seyn . . .
(Guiscardo schlägt die Hände vor sein Antlitz.)
Es thut mir Leid,
Daß ihr in Schmerzen unser Haus betretet.
Ich sinne hin und her, was euch bedrücke.
Geht denn nur jetzt . . . Ihr habt ein Angesicht,
Das man so gern von Freude glänzen sähe,
Doch wenn ich helfen soll, und wenn eu'r Wehe
Sich nicht verbergen kann, ist's eure Pflicht
Mir auch, was euch so peiniget, zu sagen.

Guiscardo

(nähert sich ihr mit wankendem Schritte, er sieht zu ihr empor, dann ergreift er den Saum ihres Schleiers, Thränen stürzen aus seinen Augen, er drückt den Saum des Schleiers mit Inbrunst an seine Lippen und eilt ab).

Ghismonda (allein).
(Mit plötzlichem Erschrecken.)

Ha!
(Sie macht einen Gang durch den Saal.)
Nicht doch! Nein! welch eine Einbildung!
Und doch? . . . der glüh'nde thränenfeuchte Blick
Der schönen, treuen Augen . . . Aber nein!
Es ist nicht ... Nein! Ich will, es soll nicht seyn —
Mein Mitgefühl bewegt ihn . . . Was giebt mir
Das Recht, irrsinnig ihn zu glauben? —
(Sie versinkt in Nachdenken, nach einer Pause fährt sie fort.)

Freilich,
Wenn solche huldigende Gebärden sagten:
Ich liebe! Wenn der frommentzückte Blick,
Der Kuß auf eines Schleiers Saum, die Thränen,
Dieß Seufzen, Glühen, Zittern sagt': Ich liebe!
So wär' die stumme Sprache wohl beredter,
Als eines zu beredten Werbers Mund,
Und könnte eh'r ein Herz — —

Fünfte Scene.

Die Oberhofmeisterin. Ghismonda.

Oberhofmeisterin.

Wo ist sie? Ja!
Da ist sie noch. — Erlaub mir, theures Kind,
Daß, ehe noch der Schwarm sich um dich drängt
Mit seinen Redensarten, deine Freundin,
Die Leit'rin deiner ersten Kinderjahre
Glück wünsch' aus vollem Herzen!

Ghismonda (zerstreut).

Glück? Wozu?

Oberhofmeisterin (befremdet).

Wie? Hätte Aretin mich falsch berichtet?

Ghismonda.

Ah so! — du denkst an die Verlobung —

Oberhofmeisterin.

Denkst du

An etwas Andres denn?

Ghismonda.

O liebe Gräfin,

Wünsch' immerhin, ich denk' an etwas Andres!
Denn, dächt' ich der Verlobung gar zu viel,
So könnte sie mich reu'n.

Oberhofmeisterin.

Was muß ich hören?

Ghismonda.

Geht aber ein Tag nach dem andern hin,
Als stände Nichts bevor, kommt endlich der,
An dem man mich in Stoff und Spitzen hüllt,
Mir Perlen um den Busen schlingt, in's Haar
Das Diadem und einen Kranz mir drückt,
Mich zur Capelle führt, so sag' ich dort
Auf des Caplanes Frage auch mein Ja,
Wie ich es hier gesagt.

Oberhofmeisterin.

Verlobtest du

Dich wider Will'n dem Herzog?

Ghismonda.

Ja und — Nein.

Oberhofmeisterin.

Wie? Ja und Nein?

Ghismonda.

Ja — glaubt' ich noch an das,
Was du vorhin mir wünschtest: An das Glück;
An eines Herzens, das denn doch zuweilen
Sich Wünsche schuf, holdselige Befried'gung.
Nein — wenn ich mich und mein Geschick erwäge.
Was hatt' ich zu erwarten? Oede Tage!
Was hab' ich zu befürchten mit dem Herzog?
Auch öde Tage, schlimmsten Falls. — Zudem
Konnt' ich des Vaters sehnlichstem Verlangen
Genügen durch mein Opfer. Da empfind' ich
Ein niegekannt Behagen. Immer sah' ich
Gebogne Kniee nur! Ihr hattet stäts
Mir Alles schon bereitet, eh ich noch
Begehrte! Jeder gab mir, Keinem gab ich
Jemals zurück! Die süße Lust des Duldens,
Der stillen Selbstverläugnung rein Gefühl
Bleibt uns in Pracht erstarrten Fürstenkindern
Ja leider fremd.

Oberhofmeisterin.

Mir will dieß nicht gefallen!
Das ist die Stimmung nicht der frohen Braut.

Ghismonda.

O sprich das Wort nicht aus! Es klingt so grau,
So traurig klingt's. — Befolg' ich denn in Allem
Nicht deine Lehre, die der Leidenschaft,
Die dem Gefühle nichts vertrauen will,
Beständig mir von Unterwerfung sprach,
Von̄ Hingebung an Schicksal und Verhältniß?

Oberhofmeisterin.

In heitrer Demuth, nicht in Kält' und Spott.

Ghismonda (nach einigem Schweigen).

Wenn ich als Kind zu andern Kindern mich
Gesellen wollte, die sich unterm Fenster
In lust'gen Spielen tummelten, so hieltest
Du mich zurück und sprachst: das ziemt sich nicht.
Wenn ich als junges Mädchen aus dem Kreise
Der aufgeschmückten Herrn und Damen mich
In meine Einsamkeit zurückesehnte,
Dich bat, mein still Gemach mir zu verstatten,
So sprachst du wiederum: das ziemt sich nicht!
Gepeinigt, mußt' ich bleiben, Thränen bergend
Die schönste Antwort geben faden Reden. —
Ein bunter Zwang der Mode war mein Leben.
Kein Tag der Freiheit, keine Stunde, wo
Ich, wie Natur mich wollte, durfte seyn.

Ihr habt nun das, wozu ihr mich gemacht,
Ein Wesen, dem die Glieder eingezwängt,
Ein Automat, deß Lippen Phrasen lernten.
Dich schelt' ich nicht. Du durftest ja nicht anders,
Hast mir die Mutter ja ersetzt, ich liebe
Von Herzen dich. Kalt bist du, aber gut.
Doch fordre nicht, daß ich dies Mumiendaseyn,
Dieß Schnitzelwerk leichtfert'ger Menschenhand
Für eines Gottes Schöpfung halten soll.
Geheim hab' ich mir eignen Sinn bewahrt.
Fremd war ich immer euch und bin es noch!
Ihr habt mich nun und nimmermehr verstanden.
Oft wenn mein Mund die leichtsten Worte sprach,
Zog mir der Ahnung Wolke über'm Haupte
Schwerdunstend hin, ich end' in meiner Blüthe.
Es wogt, ich weiß nicht was, mir durch's Gemüthe. —
Laßt mich so hingehn; dann geschieht es leicht,
Daß ich so kleinlich, wie ich lebte, sterbe.
Regt mich nicht auf, und macht mich nicht geneigt
Zum Streit für meiner Seele wahres Erbe!
Gefährlich ist der Kampf um Seelenfrieden,
Denn durch Verzweiflung wird der Sieg entschieden!

(Sie geht. Die Oberhofmeisterin sieht ihr erstaunt nach.)

Zweiter Aufzug.

Erste Scene.

(Der Theatersaal im Schlosse. Abend. Links (vom Schauspieler) am zweiten Flügel hervorspringend das Portal der kleinen Bühne, auf welcher die lebenden Bilder vorgestellt werden. An der Seite derselben nach der Tiefe der Bühne zu, eine Communications-Thure mit dem Saale, zu welcher Stufen führen. Der Fürst und die Damen sitzen seitwärts von der kleinen Buhne in einem großen Halbcirkel, der in geringer Entfernung vom Proscenio derselben beginnt und sich nach dem rechten Flugel hinüber zieht. Die Herren stehen in Gruppen hinter den Sesseln der Damen. Die beiden alten Edelleute sitzen links, [vom Schauspieler,] am ersten Flügel.)

Tancred. Die Oberhofmeisterin. Rosa. Leonore. Chevalier de Crillon. Gräfin Marfisa. Markise d'Este. Zwei alte Edelleute. Aretin [steht rechts im Vordergrunde am ersten Flügel]. Damen. Herren. Pagen [hinter der Gesellschaft auf einer Estrade]. Musiker [ganz im Hintergrunde auf einer Tribune.]

(Wenn der Vorhang aufgeht, so ist noch einige Secunden lang irgend ein beliebiges lebendes Bild sichtbar, sodann fällt die Gardine der kleinen Bühne.)

Die Gesellschaft.

Herrlich! Unnachahmlich! Einzig! Göttlich!

Markise d' Este

(zu der Dame neben ihr).

Und im dritten Bilde spielt die Prinzeß mit?

Die Dame.

Ganz gewiß, ich weiß es für bestimmt.

Markise d' Este.

Das heißt in der That die Gefälligkeit und Herablassung bis zum Unglaublichen treiben. Heute, gerade heute! Wißt ihr denn auch? Sie ist ja — (Sie sagt der Dame leise etwas in's Ohr.)

Die Dame.

Was ihr sagt! Gräfin Marfisa, denkt doch, die Prinzeß ist — (Sie sagt der Gräfin Marfisa leise etwas in's Ohr.)

Gräfin Marfisa
(sich vergessend, halblaut).

Verlobt?

Ihre Nachbarin.

Verlobt?

Deren Nachbarin.

Verlobt?

Aretin (bei Seite).

Kein Lauffeuer kann besser abbrennen!

Tancred
(zur Oberhofmeisterin).

Ich höre sie von der Verlobung zischeln!

Wissen die Weiber erst darum, so wird es auch heute Abend bei der ganzen Gesellschaft bekannt.

Es ist unschicklich, höchst unschicklich, daß die Prinzessin an ihrem Verlobungstage Comödie spielt.

Oberhofmeisterin.

Comödie, Gnädigster?

Tancred.

Ob sie spricht, oder nicht, darauf kommt nichts an. Genug, es ist und bleibt eine Comödie.

Crillon

(zu einem Herrn neben ihm).

Wer macht den Endymion?

Der Herr.

Ein junger, erst heute an Hof gekommner Edelmann, Namens Guiscardo.

Ein zweiter Herr.

Ja, das ist ein sonderbarer Mensch. Ich redete ihn nach Tafel an. Meint ihr, daß er Antwort gab? Er seufzte, blickte in die Wolken, und schwieg.

Erster Herr.

Bei Tafel wechselte er beständig die Farbe, und hat die Augen nicht aufgeschlagen.

Zweiter Herr.

In der That, sein äußeres Ansehn ließe auf das Bewußtseyn großer Sünde schließen, wären seine Wangen nicht so roth und unschuldig.

Erster Herr.

Trotz seiner Unbeholfenheit soll ihn die Prinzessin in ihren besondern Schutz genommen haben.

Zweiter Herr.

Nun sehe mir Einer das Glück an! Daß so etwas nie an Unser Einen kommt. Was für Mühe habe ich mir gegeben, den Endymion zu erlangen! Nein! Höchstens einen Thessalischen Schäfer im zweiten Bilde sollte ich machen. Doch der war unter meinem Range.

Erster Herr.

Mir kam der Endymion von Rechtswegen zu. Und so ein Neuling wird vorgezogen. Aber wer kann wider Kabale?

Crillon.

Beneidenswerthes Loos! An seiner Stelle würde ich nicht zu fest schlummern, ich würde wenigstens durch die Wimpern zu Lunen emporblinzeln —

Rosa

(die dem Gespräche zugehört hat).

Wie eine Katze im Sonnenschein.

Tancred

(zur Oberhofmeisterin).

Ich bin verdrießlich; ich berg' es euch nicht, Gräfin. Warum habt ihr es nicht gehindert?

Oberhofmeisterin.

Eure Hoheit, die ganze Lustbarkeit ist hinter meinem Rücken veranstaltet worden. Gälte die ehemalige strenge Regel noch etwas, so könnte dergleichen nicht geschehn. Man sehe zu, wohin dieses neue, leichtfertige Wesen führen wird.

Gräfin Marfisa.

Der Fürst scheint zornig zu seyn.

Markise d' Este.

Das ist wegen der Verlobung.

Gräfin Marfisa.

Wegen der Verlobung?

Markise d' Este.

Wegen der Verlobung. Der Herzog und die Prinzessin liebten einander schon lange auf das zärtlichste, und der Fürst war dagegen. Nur mit der größten Mühe haben sie seine Einwilligung erhalten können. O, es hat Scenen gegeben — Scenen! —

Gräfin Marfisa.

Scenen?

Markise d' Este.

Scenen.

Gräfin Marfisa.

Ei! Ei!

Die Damen (in ihrer Nähe).

Ei! Ei!

Gräfin Marfisa.

Und das ist gewiß wahr?

Markise d' Este.

Ich habe es aus der sichersten Quelle.

(Es klingelt auf der kleinen Bühne.)

Erster Herr.

Da kommt der Spruchsprecher.

Zweiter Herr.

Ein langweiliger Patron!

Guarini

(ist auf das Proscenium getreten, jedoch seitwärts, so daß er das nun erscheinende Bild nicht verdeckt. So wie er aufgetreten ist, hebt die Musik an).

(Der Vorhang der kleinen Bühne geht auf, es zeigt sich das lebende Bild: Luna [Ghismonda] und Endymion [Guiscardo]. Wenn es einige Secunden sichtbar gewesen ist, spricht)

Guarini

(mit Begleitung der Musik, melodramatisch:)

Dich lieben die Götter!
Denn sie verliehen dir
Vollesten Segen:

Heiligen Schlummers
Unschuldathmende Rose.

(Musik und Declamation machen eine Pause.)

(Während derselben:)

Die Herren.

Eine Göttin! Eine wahre Göttin!

Die Damen.

Der schöne Endymion!

Erster Herr.

Mich dünkt, der Schläfer regt sich.

Crillon (leise zu ihm).

So muß der Vorhang fallen, denn was dann folgt, gehört nicht vor das Publicum.

Guarini (mit Musik).

Leise, geistige Küsse thaun
Keusch auf Wangen und Lippen dir,
Und deine Träume umfassen mit zarten Armen . . .

Guiscardo

(seiner nicht mehr mächtig, erhebt sich, stürzt vor Ghismonden in die Knie und flüstert).

Das unendliche Glück!

Ghismonda

(verläßt bestürzt ihre Stellung, und verhüllt ihr Antlitz).

(Der Vorhang der kleinen Bühne fällt, die Musik hört auf. Tancred und die Gesellschaft erheben sich. Die Oberhofmeisterin eilt mit Leonoren und Rosa durch die Communications-Thüre auf die Bühne. Der Ceremonienmeister und Guarini gehen ab.)

Alle.

Was war das?

Aretin (bei Seite).

(Im eigentlichen Sinne ein lebendes Bild!)

Crillon.

Ist dem jungen Manne etwas zugestoßen?

Erster alter Edelmann.

Gehörte das Letztere auch zu der Schilderei, Baron Melchior?

Zweiter alter Edelmann.

Ich weiß nicht, Baron Balthasar.

Erster alter Edelmann.

Wir wollen nachher Baron Caspar darum befragen.

Erster Herr.

Sagte er nicht etwas?

Zweiter Herr.

Ja, er schien sich gegen die Prinzessin zu entschuldigen.

Aretin (bei Seite).

Unglaublich! Aber können meine fünf Sinne lügen? Was soll ich davon denken?

Ghismonda

(tritt mit der Oberhofmeisterin, Leonoren und Rosa durch die Communications-Thüre auf die Scene).

Tancred.

Nun, Göttin Luna, du hattest da einen unruhigen Endymion.

Ghismonda.

Guiscardo bittet euch, mein Herr und Vater, wegen der Störung, die er verursachte, unterthänigst um Verzeihung. Die Erschöpfung von der Reise, die Erhitzung von den vielen Lichtern hinter dem Vorhange versetzte ihn in einen halbohnmächtigen Zustand. Er fühlte, daß ihm ein Schwindel nahe; im Kampfe gegen diese Schwachheit vergaß er seine Rolle und führte so den unangenehmen Zufall herbei, der ihn am empfindlichsten schmerzt.

Aretin (bei Seite).

Wohl ersonnen und geläufig vorgetragen!
Jetzt bin ich der Sache gewiß.

Tancred.

So rohe junge Leute muß man nie zu Dingen erwählen, welche Geschicklichkeit erfordern.

Ghismonda.

Ich bin untröstlich, mein Vater —

Der Ceremonienmeister
(tritt wieder auf, zu Tancred).

Hoheit, der Garten ist erleuchtet.

Tancred.

Komm,

Ghismonda!

Ghismonda.

Herr, ich muß zuvor die Reste
Erlogner Göttlichkeit an mir vertilgen.
Sobald ich wieder menschlich bin gekleidet,
Folg' ich mit meinen Damen euch sogleich.

(Ab mit der Oberhofmeisterin, Leonore und Rosa.)

Tancred (zur Gesellschaft).

Kommt, werthe Herrn und Fraun! Ich hoff', der
Abend
Geht ohne häßlich Zwischenspiel nun hell
Und froh vorüber! — Hat es euch gestört,
So denkt, daß mein Verdruß noch größer sei.
Wir wollen's zu vergessen suchen. Kommt!

(Der Ceremonienmeister geht mit dem Stabe voran. Tancred folgt mit der Gesellschaft. Aretin geht bis zur Thüre mit, dann kehrt er um, und will durch die Communications-Thüre auf die kleine Bühne gehn. In der Thüre tritt ihm Herzog Manfred entgegen.)

Zweite Scene.

Herzog Manfred (kommt durch die Communications-Thüre). Aretin.

Manfred.

Hast du gesehn . . . . ?

Aretin.

Ich hab' gesunde Augen.

Manfred.

Und auch gehört . . . . ?

Aretin.

Was mein Gebieter?

Manfred.

Ha!

Beim Styx und Acheron! Bei allen Furien!
Soll ich des Knaben Liebesgirr'n
Dir wiederholen noch?

Aretin.

Es ist mir lieb,
Daß ihr es auch vernommen. Meinen Ohren
Wollt' ich allein nicht traun.

Manfred.

Erkläre mir's!
Ich bin ganz irr! Sie sprachen sich noch kaum —
Und dennoch — dennoch — Pfui!

Aretin.

Da liegt der Punkt! —
Ich hab' es immerdar euch sagen wollen,
Herr: In der Liebe thun's die vielen Worte,
Reime
Und Schmeichelverse nicht. — Das Lexicon
Cupido's läßt sich auf ein Mohnblatt schreiben.
Sie sind in diesem Stücke allesammt
Spartanerinnen, lieben das Lacon'sche.
Je klüger eine Frau, so mehr begünstigt
Sie stumme Inbrunst . . . .

Manfred.

Bei den Borgia's!
Ich könnte sie zerfleischen.

Aretin.

Gott der Herr!
Ihr spielt noch immer euern Pluto! Kommt
Doch endlich zu euch selbst. Liebt ihr sie denn?

Manfred.

Was? Lieben? — Dieser Schwachheit ist mein Herz
Nicht fähig mehr!

Aretin.

So recht! So hör' ich's gern! —
Wir kamen nicht als Minnediener her;

Dieß reiche Ländchen, köstliche Gebiet
Dem lauernden Agnaten zu entreißen,
Dem schlauen Sinibald, dem alten Ohm
Zusicherung der Folge abzuschmeicheln,
Vergruben wir
Uns in die Langeweile seiner Schlösser.
Zufällig war die Werbung um Ghismonden,
Auch daran hat Berechnung ihren Theil,
Man giebt sie leichtlich auf.

Manfred.

Nein, Aretin!
Nicht für das Fürstenthum! Nicht für Apulien!
Mit leisem, gift'gem Hohn hat sie mich oft
Aufs Aeußerste gebracht, ich schwor ihr Rache —
Am Leiden ihrer Reize will ich schwelgen,
Hinwelken soll sie unter meinem Kuß,
Wie Laub im scharfen Herbst! — Ich will sie haben,
Besitzen will ich sie —

Aretin.

Nun denn — ihr sollt's —
Bleibt euer Vorsatz stehen. — Dieser Knabe . . .

Manfred

(einen Dolch hebend).

Er überlebt den heut'gen Abend nicht.

Aretin.

So heft'ge That wär' zu entschuld'gen, wäre
Ein Fürst, ein Großer euer Nebenbuhler.
Nein! Solche Buben, haben ihre Blicke
Sich frech verirrt, die läßt man von dem Hof
Hinunterpeitschen, ist man Hausherr, und
Ist man es nicht, zeigt man das Aergerniß
Dem Herrn des Hauses an, daß der sein Recht
Verwalten laß' —

Manfred.

Du meinst, ich soll dem Fürsten —

Aretin.

Ja freilich, freilich, Hoheit, müßt dem Fürsten
Den Handel ihr entdecken! Er ist Vater.
Er sehe zu, euch die Gemahlin rein
Und unbefleckt zu überliefern. Kommt!
Ich will eur' Hoheit auf dem Weg zum Garten
Schon unterrichten, wie ihr sprechen müßt.

(Musik in der Ferne.)

Kommt zur Gesellschaft, Gnädigster.

(Manfred steht in sich gekehrt und mißmuthig.)

Erhebt
Das Haupt, mein Fürst, seid fröhlich, Herzog!

Manfred.

Fröhlich?

Aretin.

Fortunens Kugel rollet uns entgegen.
Der Weise freut sich jederzeit, wenn er
Zwei Wege vor sich offen sieht. Hier sind sie:
Entweder werdet ihr der Schwiegersohn,
Dann nehmt ihr Alles auf gelinde Weise
Dem Schwiegervater ab. Wo nicht, so sind wir
Jedweder Rücksicht auch entlediget,
Und jedes Danks. Wir schürfen dann getrost
Die alten Minen wieder auf, die freilich
In dieser letzten Zeiten Schäferwesen
Sich zugeschüttet hatten. — Tancred ist
Verhaßt in Stadt und Land ob seines barschen
Jähzorn'gen Wesens. Viele sind geneigt
Zu Regimentsveränderung. Euer Name
Ward mir von mancher Stimme zugeflüstert;
Ich nährte still
Die Gährung der Gemüther, hab' ein brodlos,
Beherzt und liederlich Gesindel längst
In meinem Sold. Sie thun für'nen Bajoch',
Was ich nur will. Gestellt sind die Maschinen,

Euch in die Höh' zu heben und den Alten
Hinabzuschleudern. — Doch ich schweige lieber
Von Dingen, bis sie reif zum Ausbruch. Spüren
Will ich anjetzo gehn. Ein Fest mit Lampen,
Helldunkel und Musik und vielen Gästen,
Mit Lauben, Mondschein — das ist Amors Markt,
Wo er zu seiner Waare Käufer findet!
Vom Argus borg' ich hundert Augen mir.
Fällt etwas vor, so seh' ich's, sah ich was,
Entdeck' ich's euch, der Vater mag's dann auch
Sogleich erfahren; dünkt euch das genehm.

(Musik.)

Kommt, Herr, zum Fest!

Manfred.

Bei dem der Teufel auf
Zum Reigen spielt.

Aretin.

Das ist der Welten Lauf!

(Beide ab.)

Dritter Aufzug.

Erste Scene.

(Ein abgelegener, reizender Platz des Gartens am Fuße eines Hügels. Statuen und Vasen schmücken ihn. Mondschein. Die Musik des Festes tönt aus der Ferne.)

Ghismonda (tritt rasch auf). Später: Guiscardo.

Ghismonda.

Hieher will ich mich flüchten vor der Menge,
Die mir den Sinn bedrängt mit ihrem Schwirren.
Ach, dürft' ich aus der Larvenwelt Gedränge
Zum einsamsten der Felsenthäler irren,
Entschlummern dort auf lange, lange Zeit,
Verschlummern meine Herzensbangigkeit! —
Leonore wird mir wohl ein Zeichen geben,
Wenn man mich sucht in den geschmückten Reihen.
Laßt mich hier einige Secunden leben,
Dann will ich wieder eurem Tod mich weihen!
O fänd' ich mich in diesem Lichte wieder,
Das, wie des Engels Lächeln, grüßt hernieder!
Ich blut' an tausend kleinen Nadelwunden,
Sie tödten nicht und pein'gen um so stärker.
Von großem Unglück läßt sich leicht gesunden,

Das kleine hält uns nur zurück im Kerker,
Den listig um uns her die Welt errichtet,
Worin sie uns entkräftet und vernichtet.

(Sie setzt sich auf eine Steinbank und lehnt schwermüthig das Haupt auf die Hand. Mit einem Blick nach dem Monde.)

Dich, hohe Göttin, hab ich nachgespielt,
Du strafst mich für mein kindisches Erfrechen;
Du hast nach mir mit sichrem Pfeil gezielt,
Und stürztest mich in Schrecken und in Schwächen!
Von deinem Wagen, den ich angemaaßt,
Riß mich des Frevels Muth, der mich umras't. —
Warum darf fremde Kühnheit mich so sehr
Beängstigen? Was hab' ich denn verbrochen?
Warum darf Willkühr in der Unruh Meer
Versenken mich? Was wird an mir gerochen?
Ach! Warum ward ein so vollkommnes Bild
Mit solchem sträflichen Gelüst erfüllt?
Warum hab ich' dem Vater nicht entdeckt,
Wozu er sich vergaß? Was soll das heißen?
Warum der Güte Gränzen nicht gesteckt,
Und dem Verzeihn, und Schweigen nicht geheißen
Dem schwachen Mitleid . . .

Guiscardo

(tritt aus dem Gebüsch. Bei seiner Erscheinung steht Ghismonda mit der Gebärde des Schreckens auf).

Weil du selbst hienieden
Das Mitleid Gottes bist, der Welt beschieden,
Sein heiliges, erbarmungsreiches Leid,
Hinabgesenkt in holde Sterblichkeit!
Dieß Mitleid ruf' ich an!

Ghismonda.

Hinweg, Verwegner!

Guiscardo.

Dein Mitleid ruf' ich an! Schick mich nicht fort!
Mein Glück, mein Leben, meine Seligkeit
Hängt an der Stunde! Schicke mich nicht fort!

Ghismonda.

Du sollst und mußt . . .

Guiscardo.

Hier weilen soll und muß ich!
Dein Mitleid ruf' ich an! O, siehst du denn
Nicht ein, daß ich es muß? . . .

Ghismonda.

Du kranker Thor,
Was willst du denn? Was willst du?

Guiscardo.

Einmal sprechen!
Einmal soll aus dem Busen schäumend brechen,
Der goldne Strom der Liebe und der Treue.

Ghismonda.

Hast du vergessen jede Zucht und Scheue,
Tolldreister? Willst du mich zum Mährchen machen
Des Landes, und zum Ziel dem Spott und Lachen?
Was that ich dir, daß du mich so bedrängst,
Mich selbst in mir so feindlich grausam kränkst?
Bist du in seltnen Wahnsinn ganz versunken?
Hast du von einem Taumelsaft getrunken?

Guiscardo.

Von deiner Schönheit trank ich manchen Becher,
Und unersättlich war der durst'ge Zecher!
Wer tränke da und bliebe lange nüchtern?
Doch diese Trunkenheit ist keusch und schüchtern!
O süßer Himmelsrausch, der ewig währt,
Die Wangen färbt mit immerblühenden Rosen,
Der sich von seinen eignen Freuden nährt,
Die mit der Liebsten schönem Bilde kosen!

Ghismonda.

Guiscardo, schweig!

Guiscardo
(nach dem Monde deutend).

Du sprachst zu Jener droben,
Du setztest gegen Lunen dich herab;
O, wie du da dich schmähtest meine Herrin!

Das bleiche, kalte Nachtgespenst — und du!
Denn ihre Strahlen wärmen nicht, sie streichen
Auch das Lebendige mit Todtenfarbe an;
Du bist die Göttin! Du verspendest Licht,
Wohin du tretest, und der Tod erstände
Sobald dein Fuß zu ihm die Wege fände.
Drum ziemt der Creatur, zu dir zu beten,
An dieser Andacht will ich untergehn!
Sie tödtet mich, das weiß ich. — Sel'ger Tod,
Erbleichen an der Schönheit Morgenroth,
Die, wie sie auf mein irdisch Wesen zehret,
Mein himmlisch Theil in Himmelslicht verkläret!

Ghismonda.

Ihr ew'gen Mächte, muß ich dieß vernehmen?
Kann dich mein Blick, mein strenger Blick nicht zähmen?
Ich bin die Fürstin, Frevler, von Salern!

Guiscardo.

Und ich der Bettler Guiscard, hoher Stern!
Wär' ich von großem Stamm, berühmtem Adel,
Dann träfe Cypria gerechter Tadel! —
Allein es ist ihr göttlich Amt und Recht,
Zu spannen aus der Fäden Goldgeflecht,
Die von den Höhn den Weg zu Thale finden,

Und an die Herrin ihren Sclaven binden.
Die Lieb' ist Wunder; Wunder sind ihr Werk.
(Ghismonda wendet sich ab.)
Ach! daß du mich verkennst! Ich rede ja
Nur ganz allein von mir, und nicht von dir.
O warum fürchtest du Guiscardo? Steht
Er denn nicht gegenüber dir, ein Kind,
Bescheiden, Wünschelos?
Was sag' ich dir? Wie faß' ich in die Schaale
Den Ocean? Allein, wozu die Worte,
Wenn du mich nicht verstandst in meinem Stummseyn?
Verwirrt muß ich dir scheinen, und ich bin's.
Doch ist es denn so unerklärlich, daß
Du außer Fassung einen Menschen setzest?
Ja, ich bekenne mich zu meinem Wahnsinn!
Hier ist nichts in der Regel! Mein Gefühl
Steht wie ein Fremdlig in der dürft'gen Welt,
Stößt wider Bräuche, Beispiel, Ordnung, Pflicht.
Ich hätte zagen sollen, mich bekämpfen,
Mich und mein Herz in Schein begraben sollen;
Ghismond', ich will wahnsinnig seyn und bleiben!
Es ist der Wahnsinn, der auch Helden zündet,
Durch den sich in Gesichten Gott verkündet.
Wie? sprach ein hoher Mund im Alterthum

Vergebens tiefster Weisheit Wissen aus?
Erfahren hab' ich Plato's Lehre, die
Uns Bembo nur als schöne Dichtung pries.
Als ich dich sah, drang in mein Herz ein Zucken,
In Wirbeln der Ekstase dehnt' es sich
Zu übergroßer Gab' Empfängniß aus,
Mein ganzes Selbst rang wie mit Wonneschaudern,
Ich kämpfte mit der allertiefsten Freude,
In Zittern brach der ew'ge Jubel sich
Die Bahn, und durch Gebärden mußt' ich reden,
Weil mich der Stimme Laut zu roh bedünkte.
Denn ich erkannt' in dir den Strahl des Lichtes,
In dessen Wogen unsre Seelen baden,
Eh' sie verbannt sind aus dem Reich der Gnaden
In diesen Staub. So war's! So war's Ghismonda!
Die meine fühlte Heimathwehn von Oben!
Du zogst mit unbezwinglicher Gewalt
In meine Brust! Da pflanztest du dein Banner!
Ich hätt' die Folterkammer heute Abend
Geöffnet und das Blutgerüst vor mir
Dicht aufgerichtet sehen mögen, und
Ich hätte dennoch mich nicht halten können;
Ich warf mich nicht, es warf mich vor dir nieder,

Als mir die Augen,
In denen sich der Erde Dinge nicht
Abmalen, so vielmehr die Spiegel sind
Der Urgestalten einer höhern Welt,
Aus der du stammst,
Mir nahe blinkten, und der süße Othem,
Wie Wehen der Olympier, wenn sie
Auf goldnen Wagen hoch da droben fahren,
Um meine Schläfen strich! drum zürne nicht!
O zürne nicht, Ghismonda! Bin ich frei?
Ich bin ja dein, du wohnst in mir, ich muß
Dir nach, wie'n Vöglein, das der Mutter Rufe
Gehorsam folgt! Du mußt nicht mit mir zürnen,
Weil du dann auf dich selber zürnst! Ich bin
Nur dein Geschöpfe noch!

Ghismonda.

Dann als Gebiet'rin
Befehl' ich dir: Laß ab von mir!

Guiscardo.

So laß
Erst ab, du selbst zu seyn.

(Ghismonda steht schweigend, in sich gekehrt, erschüttert.)

Du schweigst, Ghismonda?

Ghismonda.

Ich habe solche Worte nie gehört.

Guiscardo.

Es ward von solcher Lieb' auch nie gehört,
So ganz Verehrung, Demuth und Begnügen.
Von heut' beginnt ein Buch in der Geschichte
Sehnsücht'ger Herzensminn'; ein neues Buch.
O könntest du doch nur empfinden, wie
Du mich so ganz erfüllst! So recht im Tiefsten
Beglückest, weil du da bist, lieber Engel!
Du weckest alle Blüthen in mir auf,
Mit einem Frühlingsblicke schmeicheltest
Den ganzen Flor des Gartens du heraus,
In einem Tage hast vom Jünglinge
Du mich zum Mann gezeitiget.

Ghismonda
(mit sich selbst kämpfend).

Guiscardo!
Warum bist du nicht stumm geblieben?

Guiscardo.

Gebe
Dir jenes Blumenwunder Antwort, dem
Du heute zugeschaut! Der Gärtner rief

Den Hof mit stolzer Freud' in das Gewächshaus.
Am Stengel jener Aloe aus Indien
Wies er die Knospe dir, so unscheinbar.
Auf einmal brach sie! Sichtlich wachsend drangen
Hervor der Blume große Blätter. Mattgelb
Erschienen sie. Vor unsern Augen färbten
Sie sich in Purpurgluth, vor unsern Augen
Verschränkten sie zum Riesenkelche sich.
Auf seinem Grunde sahen wir im Kreis
Gereiht fünf runde Höhlen, darin standen
Lichthelle Tropfen,
Wie Augen, thränenvoll, als ob die Blume
Die Kürze ihres schönen Seyns beweine! —
Von allen Blättern strebten bunte Fäden
Der schlanken Säule zu, die in der Mitte
Emporwuchs und sich oben auseinander
Zu zauberhaften Formen seltsam legte,
Von leichten Flammen schmeichlerisch umspielt. —
Die Blume hat sich nicht verbergen können,
Aus ihrer Knospe mußte sie entbrennen,
Dem Schöpfer durch sich selber laut zu danken!
Kannst du ein Herz, zu rother Wunderpracht,
Wie jene Blume, von dir angefacht,
Wohl tadeln, wenn es bricht aus seinen Schranken?

Ghismonda
(gewaltsam zu strengem Tone sich zwingend).
'S ist eu'r Gelüste nach Verbotenem;
Ich bin dir unerreichbar, darum liebst du!
Guiscardo.
Ich müßte nie der Ehrbarkeit Vermahnung
Von meines Vaters Mund empfangen haben,
Ich wäre ja der niedrigste der Menschen,
Ein Wildling müßt' ich aufgewachsen seyn,
Ich wär' nicht würdig mehr, des Lebens Brod
Je an geweihter Stätte zu genießen,
Wenn mich der strenge Vorwurf träfe; wenn
Ich dein begehrte, hätte dein begehrt
Mit 'nem Gedanken, mit 'ner Regung nur!
Du sollst erleben, daß er mich nicht trifft.
Daß ich dich liebe, dafür kann ich nicht,
Und sagen mußt' ich's dir! Vor diesem Altar
Mußt' ich die ganze Beichte niederlegen,
Und mein Geheimniß ruht, ein faltenloses
Und reines Tuch, zu meiner Heil'gen Füßen;
Das Alles hat ein hoch Geschick verfügt.
Doch irre Wünsche und ein freveles Wagen
Beflecken meine Seele nicht.
Ghismonda.
Was meinst du?

Guiscardo.

Ich rede ja mit dir zum Letztenmal.

Ghismonda.

Guiscardo wie?

Guiscardo.

Ich sollte diesen hohen Frieden stören,
In Noth dich stürzen und Verworrenheit?
Fluch mir, thät ich's. — Du könntest mich erhören,
Gleich mir empfinden dieses sel'ge Leid,
Ich ginge doch . . . .

Ghismonda.

So geh, Guiscardo, geh! —

(Pause.)

Du liebst mich und willst gehn?

Guiscardo.

Weil ich dich liebe. —
Ein hoher Trost für tiefe Herzenswunden
Wird in des Kaisers Lager jetzt gefunden.
Er wirbt ein Heer, die Ketzerei zu dämpfen,
Die an der Kirche Glauben gräßlich rührt;
In seinen Schaaren will ich ehrlich kämpfen,
Dort ist's, wo mich mein Gott die Wege führt! —
Und hörst du einst, Guiscardo sei gefallen,
So denke, daß er, deiner werth, entschlief,

Und daß der bleichen Lippen letztes Lallen
Den Namen, den du kennest, leise rief. —

(Mit unterdrücktem Weinen.)

Vergieb, daß ich den Blick zu dir erhoben,
Vergieb, daß dir's mein heißer Mund bekannt!
Es kommt der Tag — mein Bild ist dir zerstoben,
Kaum weißt du noch, ob du mich je gekannt.
Sein Bestes weiht dir huldigend ein Jeder,
Der Held sein Schwert, der Dichter seine Feder,
Ich aber reite, wenn der Morgen naht,
Zum Kaiser einsam-weinend meinen Pfad!

(Er entfernt sich langsam.)

Ghismonda

(hat bei den letzten Worten sich leise weinend abgewandt).

Du gehst, Guiscardo?

Guiscardo (kehrt zurück).

Riefst du mich, Ghismonda?

Ghismonda.

Ich rief dich nicht . . . .

Guiscardo.

Ihr Heiligen, sie weint!

Ghismonda.

Ich weine nicht . . . .

(Sie will gehen.)

Guiscardo
(ergreift ihre Hand).

Du weinst! — — O dank euch, Zähren!
Dank euch, ihr Zähren! Liebliche Verräther!
Ein Gott erheb' euch von dem niedern Boden,
Verwandle euch in Perlen, laſſ' euch glänzen
Im Diadem der Liebeskönigin!
Ihr regt mir einen Muth, dem keine Schranke
Zu hoch sich zeigt! Ich war der Zauberer,
Der diesem schönen, harten Marmorbilde
Des tiefen Lebens warmen Quell entlockt,
Ich sprach zu ihm, und seine Thränen flossen!
Wo wär' der Preis, so groß, daß nicht mein Glück
Darnach zu ringen mich verpflichtete?
Hier winkt ein Heil für alle Zeiten hin!
Ein einz'ger Segen ist hier abzupflücken!
Vor meinen Lippen glüht die Frucht der Hesperiden.
Geliebtes Weib! Ghismonda! Tödte mich!
Doch erst vergönne mir, hienieden schon
Die Ewigkeit aus diesem Kelch zu schlürfen! . . .

(Er umfaßt sie leidenschaftlich; sie ruht in seinen Armen. In diesem Augenblicke zeigen sich Fürst Tancred, Herzog Manfred und Aretin auf einem Hügel im Hintergrunde. Bei dem Anblick der Umarmung faßt Manfred zornig an sein Schwert, Tancred wankt, und hält sich leichenblaß und zitternd an Aretin. Dieser führt Beide rasch ab.)

Ghismonda
(sich aus der Umarmung emporrichtend).
So liebst du mich?

Guiscardo.
So lieb' ich dich, Ghismonda!
Unendlich! Namenlos! Heiß! Stark und ewig!
Du kannst die Stern' am Firmamente zählen,
Doch meine Wünsche nicht, die für dich auf
Zum Firmamente steigen!

Ghismonda.
Komm zur Bank
Dort unterm Lorbeerbaum.
(Sie setzen sich auf die Steinbank.)
Man sagt, der Lorbeer
Schützt vor des Wetters Schlag! — Wo waren wir?

Guiscardo.
Im schönen Lande der Vergessenheit.

Ghismonda.
Mein Haupt ist irr' und schwankt . . . Ward ich
vertauscht?

Guiscardo.
Bist doppelt du, hast dich und mich!

Ghismonda.
Du Böser!

Du List'ger, Stummer! Heut zu Nacht warst du
Gesprächig g'nug.

Guiscardo.

Du lehrst mich Alles, lehrst
Mich reden auch!

Ghismonda.

Der Garten scheint zu schwinden
In Morgennebel, in der Ferne Duft . . .

Guiscardo.

Ruh' an der treuen, nahen, festen Brust!

Ghismonda (sinkt an seine Brust).

Ja du, du liebst mich! Du begreifst mich ganz!

Guiscardo.

Nun bleib' ich doch?

Ghismonda (sich emporrichtend).

Mit nichten, mein Guiscardo! —
Daß diese Stund' in unser Leben trat,
Wir konnten's nicht verhindern; aber daß
Kein schimpflich Leben solcher Stunde folge,
Es steht bei uns. — Mein Freund, die Zeit ist längst
Vorüber, da Isolt mit Tristan durfte
Ein heimlich Minneleben führen, Dichter
Dies holde Recht in ihren Reimen lobten.

Streng herrscht der Sitte eisernes Gesetz.
Und wähnst du, weil mich deine Arm' umschlossen,
Vergessen hab' ich, wer ich bin.

Guiscardo.

Den Stolz,
Der, wie der Purpermantel um die Kön'gin,
Wenn sie zur Krönung geht, dich stattlich ziert,
Den Stolz — den lieb' ich auch!

Ghismonda.

O mein Geliebter!
Ist unser Bund nicht viel zu zart, als daß
Der freche und geschwätz'ge Tag darauf
Mit seinen schmutz'gen Fingern deuten soll?
Könnt'st du's ertragen, mich beschrien zu sehn?
Die Nacht, der Augenblick sind unsre Genien!
Auch muß ich frei dir sagen, keine Macht
Des Himmels und der Erde hätte mir
Die Thränen abgepreßt, die mich verriethen,
Hätt'st du mir nicht gesagt, du wollest scheiden. —
Drum bleibt's dabei, mein Freund, du wirst mich meiden,
Und dies ist unser erst und letzt Gespräch.

Guiscardo (vor ihr kniend).

So segne mich zu meinem Zuge ein!

Ghismonda
(legt ihre Hand auf sein Haupt).

Ich segne dich zu höchsten Ehren ein. —
Und ist es wahr, daß reiner Frau'n Gedenken
Kann Ruhm und Sieg des Mannes Haupte schenken,
So wird, mein Guiscard, jeder Lorbeer dir,
Der jetzo sprießt zu edler Helden Zier.

(Sie bricht ein Reis vom Lobeerbaume und befestigt es an Guiscardo's Mantel.)

Laß deiner Zukunft die Geliebte zeugen!
Noch ist's ein Reis, zum Kranze wird sich's beugen.

(Sie erhebt ihn.)

Guiscardo.

Ich wein' auf deine theure Hand den Dank,
Der hat gelebt, der solche Nacht gesehn!
Mein Wesen ist anbetender Gesang,
Wie aber steht's um dich, Ghismonda?

Ghismonda.

Schön!

Dein herzlich Werben, deine Innigkeit
Erwärmte meinen Busen; nun, du sahst
Ja des geschmolznen Eises Tropfen fallen.
Ich danke meine Seele dir, Guiscardo!
Ein rosig Licht warfst du hinein; noch leuchtet
Es über winterlichen Flächen! Ach!

Die kalte Jugend schuf so große Kälte.
Jetzt, hoff' ich, werden sie begrünen, sich
In sanfter Rosen Schmelz allmählig kleiden.
(Sie steht auf.)
Und nun, mein Freund, nun muß geschieden seyn.

Guiscardo.

Ach, schon so bald?

Ghismonda.

Je früher wir uns trennen,
So größ're Hoffnung rauben wir dem Dämon,
Der tückisch lau'rt auf reiner Liebe Pfad.
Und schwör' mir Eins.

Guiscardo.

Was du verlangst, Geliebte!

Ghismonda.

Schwör' mir, daß deine Lipp' ein festes Siegel
Auf unsres Bundes Buche solle seyn;
Daß nicht des Freundes nicht des Vaters Frage,
Nicht Schmeichelei, noch List, noch Drohn, noch Plage,
Nicht das Versprechen königlicher Ehre,
Nicht, ob der Tod dem Stummen nahe wäre,
Das Siegel und dein Schweigen brechen soll.

Guiscardo.

Ich schwöre dir's! — In Schande will ich leben,
Kein Edler wechs'le mit mir Blick und Wort,

Von Fest, Turnier, sei ich gewiesen fort,
Wenn schwatzhaft unsre Lieb' ich Preis gegeben!

Ghismonda.

Man sucht mich schon. Das Fest ist wohl vorbei.
Leb wohl, Guiscard, dich führt dein hoher Sinn.

Guiscardo.

Mein Herz ist Blut, und meine Kraft sank hin!

Ghismonda.

Ach, allzukurz war dieses schöne Glück!
Das tröste uns: unschuldig ist's geblieben.

Guiscardo.

Und blicken schuldlos wir darauf zurück,
Zum Tod betrüben kann auch reines Lieben!
Nun, alle Engel schützen dich!

Ghismonda.

Fahr' wohl!

Guiscardo.

Ach fühlst du, was es heißt, das letzte Wort,
Das Abschiedswort?

Ghismonda (mit brechender Stimme).

Guiscardo, fahre wohl!

(Sie verhüllen ihr Haupt und gehen langsam nach verschiednen Seiten ab.)

Zweite Scene.

(Das Schlafzimmer Tancreds mit mehreren Thüren.)
Tiefe Nacht.

Tancred (tritt durch eine verborgene Tapetenthüre ein, ohne Licht. Seine Schritte schwanken). Später: Theobald.

Tancred.

Es giebt Bezauberungen, die den Sinn
Des Menschen unwillkührlich wandeln. Furcht
Ergreift den Tapferen, Blödsinn den Weisen,
Der Haß und Hader um ein Nichts zerschneidet
Den engsten Freundesbund, weil ein Verruchter
Im dunkeln Winkel dunkle Sprüche summte,
Und finstre Zeichen schrieb. — Des Willenlosen
Wahnblinden Zustands Thaten stellet Niemand
Zur Last dem Menschen — Also steht's auch hier ...
Denn, o, wenn man es thäte, welche Strafe
Genügte der beleidigten Empfindung? — —
'Ne Jungfrau königlichen Stamms ....
Von Sitte,
Von Fürstenehr', und der Erziehung Vorschrift
Wie von 'nem Wall umgeben ... und — — das ist
Ein schlimmer, gift'ger Zauber! — Nenn' ihn nicht!
Gefährlich ist das ausgesprochne Wort,
Leicht führt's zu einem grimmen Thun.

(Er sieht sich um.)

Hier ist's

Ja dunkel . . . . Theobald!

Theobald (mit Licht).

Hilf Himmel! Hoheit,

Seid ihr schon hier? Ich sah euch nicht.

Tancred.

Ich kam

Da durch die Hinterthür. Ist Alles fort?

Theobald.

Ja, Herr. Des Gartens Lampen sind erloschen.

Tancred (dumpf vor sich hin).

Wie Mädchenzucht.

Theobald.

Was sagt ihr, Hoheit?

(Er sieht ihn näher an.)

Gott!

Seid ihr nicht wohl?

Tancred.

Ganz wohl, nur etwas warm. —

Bring' ein Glas Wasser.

(Theobald ab.)

Ja, man soll von mir

Einst sagen, wenn Geschichte meiner denkt:

Er sah das Aergste und bezwang sich doch.

(Theobald mit einem Glase.)

Stell's nur dorthin. — Hör' Theobald, ich habe
Mir einen jungen Menschen noch so spät
Herauf bestellen lassen, der — mir Grund
Zur Unzufriedenheit gegeben. Du
Bist schweigsam, hast mein Zutrau'n ganz.
Den führst du,
Hab' ich mit ihm gesprochen, still hinab,
Und heißest ihn sofort sein Roß besteigen,
Nachdem du ihm den Beutel eingehändigt.

(Er giebt ihm Geld.)

Theobald.

Ist es der junge Guiscard?

Tancred.

Ja, der ist es.
Doch nenne nicht den Namen, Theobald!
Der Name eines Menschen bringt gar leicht
All seine Sünden Einem vor's Gedächtniß.
An diesen will ich so im Allgemeinen
Nur denken. — Geh!

Theobald
(Tancred mit Besorgniß ansehend).

Ach Herr!

Tancred.

Was willst du, Alter?

Theobald.

Ich kann auch wohl so lang hier warten, bis
Ihr mit ihm fertig seid —

Tancred.

Warum denn warten?
Ich hieß dir ja, zu gehn. — — Ach so! Ich merke ...
Ich merke, was du denkst. Der alte Tancred
War seiner Zeit ein wilder, zorn'ger Kopf,
Und deßhalb . . . Nein, sei ruhig!

(auf sein Haupt deutend.)

Siehst den Schnee?

Theobald.

Ich seh' ihn, Herr.

Tancred.

Ich denk', es liegt genug, das Hirn zu kühlen.

(Er fährt zusammen.)

Ha, Tritte?

Theobald

(ist zur Thüre gegangen).

Ja, er steht im Vorgemach.

Tancred

(geht im Gemache auf und nieder).

Reich mir mein Nachtgewand! der Hermelin
Macht warm.

Theobald

(nimmt ihm den Mantel ab und bekleidet ihn mit einem leichten Nachtgewande).

Tancred.

Da nimm mein Schwert, den Dolch!

(Theobald empfängt Beides.)

Bist du
Beruhigt jetzt? — Ich bin nun Waffenlos,
Und wüßte nicht, womit ich schaden sollte.

(Theobald entfernt sich langsam, kummervoll.)

Ich überhöre, wie ein Knabe, mir
Die Lection anjetzt. —

(Er trinkt.)

'Ne harte, schwier'ge
Lection! — Doch um so nöth'ger, daß ich prüfe,
Ob ich sie weiß. — Nichts Schlimmes soll geschehn,
Besonnenheit des Alters schlichte diesen
Schandbaren Handel! — Aber gleich, ganz gleich
Darf denn in dieser Welt doch nicht das Laster
Mit Tugend gelten, und in etwas muß
Für Frevel Strafe seyn. Die mildste Buße
Ersann ich; nur gestehen soll er, nur
Reumüthig flehn um seines Fehls Vergebung,
Dann schick' ich ihn hinweg mit guter Art,

Sein Vater selber soll die Schuld nicht wissen. —
Und mein verirrtes Kind . . . .

Dritte Scene.

Guiscardo. Tancred.

Guiscardo.

Du hast befohlen —

Tancred.

Du bist der Sohn des Dagobert?

Guiscardo (erstaunt).

Eur' Hoheit?

Tancred.

Erstaune nicht! Es ist zuweilen nützlich,
Der tadellosen Väter zu gedenken,
Wenn man mit ihren Söhnen spricht. —
Dein Vater ist ein Mann, von dem man nicht
Begreift, wie diese letzten Zeiten, die
Ein wenig fein sind und verworren, das
Erhabne Musterbild uralter Ehre
Und Tugend noch erzeugen konnten. Fest
Geht er den Weg der Pflicht, als sei kein Zweiter.
Rostflecken zeigt der Spiegel der Erinnerung
Uns Allen fast. Der seinige blieb rein.

Ich darf bei unserem Gespräche ja nicht
Vergessen, daß der Mann dein Vater ist.

Guiscardo.

Stäts hoff' ich seiner würdig mich zu zeigen.

Tancred.

So? Hoffst du? du? Nun, es ist wahr, die Jugend
Weiß doch zu Allem Rath. Wünsch' es, mein Sohn!
Der Hoffnung aber leih' nicht allzurasch
Dein Ohr! Sie liebt, zu trügen.

Guiscardo.

Herr, ich weiß nicht . . .
Du sprichst so eigen . . .

Tancred.

Kurz will ich mich fassen.
Bedarf der Herr des Umschweifs? — Guiscardo!
Es ist ein Spruch: Eins schickt sich nicht für Alle.
Am Hof ist glatter Boden; nicht ein Jeder
Weiß, ohne drauf zu straucheln, dort zu wandeln.
Du warst heut früh so blöde, daß mein Ansehn
Dich kaum vor des Gelächters Schimpf beschützte,
Heut Abend störtest du des Herzogs Fest . . .

Guiscardo
(mit edler Aufwallung).

Mein hoher Fürst, vergebe deine Gnade

Die Ueberkühnheit, dich zu unterbrechen!
Allein Verweisung ist das Härteste,
Was eine Brust, die Ehre fühlt, und die,
Wenn Schande naht, ein Kampf befällt, kann treffen.
So großem Schimpfe zu entgehen, Herr,
Muß ich sogar der Ehrfurcht Wunden schlagen!
Ich unterstehe mich, dir anzusagen,
Daß ich von morgen ab um Urlaub bitte;
Zum Kaiser lenk' ich meines Rosses Tritte.
Am Hofe wär' ich stäts ein fremder Gast,
Mein Sinn begehret nach des Panzers Last;
Ich glaub', es steht des Krieges Staub und Blut
Dem Mann so wohl, wie Seid' und Federhut.

Tancred.

Mich freut es, daß dein Sinn das Einz'ge trifft,
Was sich geziemet auf so schwere Schuld.
Ich seh', Gewissen ist in dir noch rege.

Guiscardo.

Was sagst du, Herr?

Tancred.

Ich sage, was du weißt.

Guiscardo.

Du sprachst, mich dünkt, von Schuld und von Gewissen.

Tancred.

Ich sprach von ihnen, und du kennest sie.

Guiscardo.

Hab Nachsicht, Herr, mit meinem Stumpfsinn! Deute
Mir selber deinen Scherz!

Tancred.

Ha! Scherz? — Guiscardo,
Nicht allzufrühe übe dich, Guiscardo,
Zu Trotz und Herzenshärtigkeit! Das Leben
Drückt bald genug der Seele Schwielen ein.
Weh' dem, der sie zu früh bekommt. — Was?
Schweigst du?
Schweigst du noch immer? Schämst du dich nicht,
Knabe,
Daß ich, ein alter Mann, dich bitten muß,
In dich zu gehn? Beim Himmel, du Verstockter!
Der Sarazene bog sich einst vor mir;
Du wirst nicht aufrecht bleiben, wenn ich zürne.
Dein Herr, dein Fürst, dein Richter ist zur Stelle,
Fragt dich: Was thatest du? — Du hast mit Sünde
Die eine Schaale der Waage schwer belastet,
Leg' in die Andere Reu' und Geständniß,
Damit das Zünglein wieder einsteh' — —

Guiscardo.

Worüber Reu? Wovon Geständniß?

Tancred (nach einer Pause).

Guiscard! —
Ich war heut Abend am Dianenhügel.

Guiscardo

(erschrickt heftig, dann faßt er sich und sagt mit angenommenem ruhigem Tone).

Begegnete dir dort ein Ungemach?

Tancred.

Pest, Höll' und Tod! Von einem Knaben Spott?
Ich will's gehört nicht haben.
Doch sag' es nicht noch einmal!
Es könnte anders werden, als wir wünschen;
Ein Greis behält doch eine Unze Blut.
Wo blieb ich stehn? Laß mir Verstand, o Himmel! —
Ich bin kein Wütherich, mein Sohn . . . .
Geschehen ist geschehen . . .
Macht' ich mit meiner Jahre armem Rest
Auch gern es ungeschehn!
Ich lass' dich ungeschädigt ziehn, Guiscardo!
Verhöhnen aber, Kind, mußt du mich nicht.
Nun sag' mir's frei. Ist, was ich fordre, denn
Unbillig? — Schweigst du noch? — Muß ich's entdecken?
Du warest auch an dem Dianenhügel — —

Guiscardo.

Ich war nicht dort.

Tancred.

Hm! Hm! Sehr sonderbar —
So mußt du doppelt seyn. —
(Nach einem Gange durch das Gemach.)
Welch ein Geschlecht!
Geh unter, Welt, eh' dich des Frevels Last,
Zu Alpenhöhn geschwoll'n, in's Chaos drückt!
Die Zwanzigjähr'gen geben heut zu Tage
Den altergrauten Sündern etwas auf. Der Jüngling
Hat eine offne Stirn und rothe Wangen,
Und Unschuld in den Augen, und doch ist er
Falsch wie Beelzebub! —
Erforschen wir, wie weit im Katechismus
Der Höll' er kam. — Mein redlicher Guiscardo:
An dem Dianenhügel warst du nicht,
Wann aber sprachst du die Prinzessin?

Guiscardo.

Niemals
Als heute früh.

Tancred.

Unglaublich ists, und doch
Erleb' ich's — Das Gefäß ward übervoll . . .
Wie einen Käfer, der mir angekrochen,

Schleudr' ich Geduld von mir! Wie eine Feder
Blaſ' in die Lüfte ich Langmüthigkeit!
Du Fälſcher, Bube, Lügner, Böſewicht!
Ich ſah's, ich ſah's!

Guiscardo.

Könnt'ſt in mein Herz du ſehen,
Beſchimpfteſt du mich nicht.

Tancred.

(Hält ſich zitternd an der Lehne eines Seſſels.)

Ich gebe dir
Bedenkzeit . . . zwei Secunden . . .
Es iſt hoch Mitternacht, und böſe Geiſter
Durchſchwirr'n mit Eulenflügeln dies Gemach.
Geſteh'!

Guiscardo.

Ich hab' nichts zu geſtehen.

Tancred.

Nichts?

(Er nähert ſich ihm ſchwankend.)

Guiscardo.

Nichts! — Frag' nicht weiter, denn mein Mund
verſtummt.

Tancred (ſteht vor ihm).

Das wäre möglich. — Nichts und aber Nichts?

So geh' auch du in's Nichts! Wozu halbreifen Jungen
Das scharfe Spielzeug? —

(Er reißt den Dolch, den Guiscardo am Gürtel trägt, aus der Scheide und durchsticht ihn.)

Da! Und da! Nimm's hin!
Gesühnet ist das Recht.

Guiscardo (fallend).

O mein Erlöser!

Tancred.

Hast Lorbeerreis am Mantel? Ei, du Sieger!
Du Mädchenüberwinder! Frauenheld!
Betrügen kannst du deinen Herrn, und kannst
Verführen deines Herren Kind, und kannst
Verwirr'n sein Haus . . . Was kannst du ferner?

Guiscardo.

Schweigen!

(Er stirbt.)

Tancred.

So starker Mund und ein so schwaches Herz?
Es bricht von einem Stoß. — Den blut'gen Dolch
Werf' ich auf dich und deine offne Wunde.

(Er horcht auf, als spräche Jemand.)

Was? Mord? Wer sprach von Mord? Hier ist kein Mord!

Der Herrscher von Salern hat seinen Knecht
Ertappt auf Felonie in seiner Pfalz,
In seiner Pfalz gerichtet. — Das ist Ordnung,
Mein Lehnsgesetz vollstreckt' ich nur. — Nur schlimm,
Wenn man so alt, so blutig richten muß. —
Ich bin zum Sterben matt, ich will mich setzen.

(Er setzt sich in den Sessel.)

Vielleicht kommt Jemand, um den Todten da
Hinwegzutragen. Rufen kann ich nicht!
Warum kann ich nicht rufen? Sprech' ich doch,
Mich dünkt, ganz laut mit mir!
Warum kann ich nicht rufen,
Daß Jemand komm', den Todten wegzutragen?

(Pause. Er legt das Gesicht in die Hand.)

So ist es gut! — Die Schande bleibt verborgen.
Heimlich wird jener Todte beigesetzt —
Ghismonda schweigt aus Schaam — Und mein Gewissen,
Das ist ja frei... Oh! hätt' ich doch den Alten,
Den Theobald, hier bei mir bleiben lassen!
Wie kam denn das? — Zuerst — und dann — und dann —

(Pause. Dann fährt er auf.)

Weh mir!
Was rührt sich dort in jener finstern Ecke?

Ersteht Guiscardo von den Todten? — Nein!
Ein greises, blasses Haupt wächst aus dem Boden,
Zwo Arme ballen sich aus dünner Luft —
Es ist der alte Dagobert. Er will
Den Sohn von mir! Nimm ihn, ich weigr' ihn nicht!
Weh mir! Entsetzlich! doppelt sind die Häupter,
Jetzt vierfach, achtfach . . . Scheußliches Gespenst!
Die Arm' auch doppeln sich — in's Unzählbare
Geht die Vermehrung . . . hundert Augen schaun
Mit starrem Blicke fordernd nach mir her,
Und eine Legion gestreckter Finger
Weiset auf mich! O Jammer! Ende,
Du gräßlich Ungethüm. Es rückt mir näher,
Es füllt den Raum des hohen Zimmers aus —
Erstickend fällt es, wie der Alp, auf mich!
Erbarmen! Hülfe! Hülfe!

(Er sinkt in Bewußtlosigkeit.)

Vierte Scene.

Theobald (stürzt herein.) Tancred.

Theobald.

Herr! O Himmel!
Was? Ist er todt, mein hoher Herr?

Tancred (erwachend).

Ha! Du da!
Nicht Dagobert?

Theobald.

Was stieß euch zu?

Tancred.

Ich weiß nicht.
Sieh dich nicht um!

Theobald.

Warum nicht?

Tancred.

Hm! Es liegt
Da in der Ecke was wie'n Todter — —

Theobald (die Leiche erblickend).

Herr
Der Gnad'! Ihr seid doch nicht der —

Tancred.

Mörder! Mörder!

(Er fällt ohnmächtig zusammen.)

Vierter Aufzug.

(Ein Gemach Ghismondens. Tag.)

Erste Scene.

Ghismonda. Rosa. Leonore.
(gemeinschaftlich an einem Teppich arbeitend).

Rosa.

Hat dich das Fest, Prinzessin, unterhalten?
(Ghismonda schweigt.)
Nicht? Die Erleuchtung war doch sehr geschmackvoll?
(Pause.)
Prinzessin schweigt, und Leonore seufzt?

Leonore.

Und Rosa stirbt vor Ungeduld.

Rosa (leise zu ihr).

Das wäre
Euch ganz gelegen. Keiner scheuchte dann
Die Grillen weg, die hier gefangen werden.
(laut) Sprich, Leonore, warum seufzest du?

Leonore.

Kannst du nicht einmal, ohne daß die Neugier
Sich reget, Jemand seufzen hören?

Rosa.

Nein.
Wenn ich was höre, frag' ich nach dem Grunde.
Da siehst du, daß ich gründlich bin.

Leonore.

Ich dachte,
Wie unsre Hand hier sorgsam Farben wählt,
Mit allem Fleiße drauf den Grund, die Blumen,
Die Kanten stickt, und, ward das Werk vollendet,
Wie es mit Füßen dann getreten wird!

Rosa.

In diesem Fall ist ja der Dichter auch.
Er wählt gar sorgsam seinen Stoff; grundirt,
Stickt die verblümten Redensarten ein,
Läßt es nicht fehlen an 'ner Kante, die
Das Ganze fein zusammenhält; und hat er
Den farbenreichen Teppich fertig, tritt
Die Meng' ihn nur mit Füssen. — Was den Herrn
Vom hocherhabnen Helicon begegnet,
Muß uns, uns ungelehrten Künstlerinnen
Auch wohl gerecht seyn. — Nicht Prinzessin?

Ghismonda

(hat, in Sinnen verloren, auf diese Gespräche nicht hingehört).

Wie?

Rosa (küßt ihr die Hand).

Es lohnt die Mühe nicht, mein seicht Geschwätz
Noch einmal herzuplaudern. Mit Vergnügen
Sah ich dir schon den ganzen Morgen zu.
Du redest nicht, du lächelst still in dich,
So innig froh hinein, als wäre dir
Trotz Sommerszeit der Weihnachtsmann erschienen.
Hast uns auch heut viel freundlicher begrüßt,
Wie sonst.

Leonore.

Rosa!

Rosa.

Ei laß mich nur! die Gräfin
Und ihre Anstandsfalten schlafen noch.
Die weiß nur, was sich *schickt.* — Ghismonde aber
Weiß, was *erlaubt ist*; sie erlaubt gewiß,
Daß Rosa recht von Herzen lustig sei,
Weil ihre Herrin lächelt.

Ghismonda

(reicht Rosa und Leonoren die Hand).

Meine Mädchen,
Bleibt immer eurer Freundin, Schwester gut!

Rosa.

Prinzessin, wie bist du heut himmlisch lieb!

Ghismonda (lächelnd).

Heut? Siehst du, man muß nicht verzagen. Jeder
Wird besser mit der Zeit. — Ja, meine Theuren,
Ich fühle mich in einer seltnen Stimmung.
Durchsichtig sind die Dinge mir geworden,
In Allem seh' ich ein pulsirend Herz.
Ich wünsche nichts, mich dünkt, ich hätte Alles!
Was soll ich hoffen, da die Gegenwart
Mit zart= verklärten Formen mich umschmückt?
Ich möcht' es Schönheit, möcht' es Glück benennen,
Was mich so reizend in die Ferne trägt,
Und doch mich hier im Kreis der Nächsten hegt.
Vielleicht ist es das Leben! Ja, das wahre,
Das ich so spät, doch nicht zu spät erfahre!

Leonore.

Ist etwas Heitres dir begegnet?

Ghismonda.

Liebe,

Du weißt, mein Glück kam mir von außen nie.

Rosa.

So hatt'st du rosenfarbne Träume.

Ghismonda.

Ja!

Ich träumte einen schönen Traum zu Nacht.

Rosa

O, den geruhe zu erzählen, Herrin!
Nichts Lieb'res mir, als hübsche Träume hören,
Und unsre Leonore deutet ihn.

Leonore.

Die wahren Träume sind nicht auszudeuten.

Ghismonda.

Recht, meine Leonore! — Möge nie
Mein Traum die Deutung finden! —

Rosa.

Doch der Traum . . .

Ghismonda.

Ich saß in meinem Garten, rings umgeben
Von Blumen, schaute tief in ihre Kelche.
Ich schwieg, war Ahnung ganz, ganz süße Schwermuth.
Und plötzlich fühlt' ich leis mich angerührt.
Ich blickt' empor, und sah den schönsten Engel,
Der vor mir stand. Wer bist du? fragt' ich ihn.
Er nannte seinen Namen mir . . .

(Sie hält inne.)

Rosa.

Wie hieß er?

Ghismonda.

Bei dem Erwachen hatt' ich ihn vergessen! —
Er küßte meine Augenlieder, dann
Verhüllten Wolken ihn, die aufwärts zogen,
Und schwanden in des Himmels reines Blau.
Als ich die Augen, schwer von Seligkeit,
Nun niederschlug, da sah ich, daß die Blumen
Verschwunden waren, und Kleinodien
Mit wunderbaren Zeichen, Edelsteine,
Sie lagen an der Blumen Statt im Gras.
Und viele Menschen traten zu mir. Jedem
Schenkt' ich ein Kleinod, einen Edelstein,
Und Alle macht' ich reich und froh.

(Zu Leonoren, welche mit ihrem Munde auf Ghismondens Hand ruht.)

Was hast du?
Dein Aug' ist feucht.

(zu Rosa.)

Holst du mir wohl den Schleier,
Den ich im Gartensaale gestern ließ?

(Rosa ab.)

Nun, meine Leonor' . . .

Leonore.

O mein Fürstin!
Auch ich, auch ich hab' einst den Traum geträumt!

Ghismonda
(nach einigem Besinnen).

Der Engel, Freundin, der so sehr beglückt,
Führt viele Namen. — Welcher dir erschien,
Hieß: Liebe, wenn ich recht berichtet bin.

(Leonore wendet sich ab.)

Erleichtre dir den Busen! Sprich dich aus!
Ich wüßte nicht, was mich erfreuen könnte,
Wie dein Vertraun. Des Traums Kleinodien,
Die Zauber-Edelsteine sind verschwunden,
Davon sind meine Hände leer. — Doch Antheil
Und Mitleid kann ich geben!

Leonore.

Ach, ich habe
Kaum etwas zu erzählen, liebe Herrin!
Es brachen tausend Herzen vor uns, dann
Bricht unser Herz. Ist's 'ne Geschichte wohl,
Anhörens werth?

Ghismonda (umfaßt sie sanft).

Brach dir dein Herz?

Leonore.

Ich liebte.
Er starb, den ich geliebt. Ich habe mich
Gefaßt. Du siehst, ich lebe so mit fort.

Doch seit ich des Geliebten Leiche sah,
Seh' ich nur Tod allüberall. Kein Fest,
Kein Tanzesreigen und kein Fürstenglanz,
Kein Wangenroth und keine Jugendfülle
Verdeckt mir das abscheuliche Geripp.

Ghismonda.

O hüte dich vor diesem Leichenblick!
Er ist die schwerste, unheilvollste Krankheit.
Ein holder Schlei'r soll unser Aug' umweben,
Daß wir im Leben schauen nur das Leben.

Leonore.

Und doch mahnt jeder Tag und jede Nacht
An unsres Daseyns schreckliche Bedrängniß!
Der Jammer naht, woher wir nie gedacht.
Es trifft, wie nie wir's ahnten, das Verhängniß!

Ghismonda.

Leg deinen kranken Busen an mein Herz,
Das neugesundet ist von mancher Pein!
Der Balsam quillt für jeden, jeden Schmerz,
Das Glück, der Trost, die Hoffnung ist nicht Schein!
O fühl's an meiner Adern muth'gem Schlage:
Auf sich'rem Grunde ruhen unsre Tage.

Zweite Scene.

Rosa (mit einem Schleier). Vorige. Später ein Arzt.
(Auf einen Wink Ghismondens hängt Rosa den Schleier über die Lehne eines Sessels.)

Ghismonda (zu Rosa).
Du mußt recht fleißig seyn, willst du uns nach,
Wir kamen dir zuvor.

Rosa.
Ach, meine Fürstin . . .
Ich bin so sehr erschrocken!

Ghismonda.
Und worüber?

Rosa.
Der Arzt, dem ich begegnete, hat mir
Etwas gesagt . . .

Leonore.
Ein Todesfall?

Rosa
Ja wohl!
So unerwartet, daß er mich betrübt.
Urplötzlich . . . zum Entsetzen schnell . . .

Ghismonda.
Wer ist's?
Du hast mir Schlimmes anzukünd'gen . . . Ha!

Dein Aug' ist Unglücks voll! . . . Sag's rasch!
Ich bin
So schreckhaft . . . Wie? Mein . . . Vetter
Sinibald?
Die gute alte Gräfin? . . . O ihr Himmel! . . .
Mein Vater — —

Rosa.

Nein, eur' Hoheit! Wär' ich wohl
So roh, euch einen Fall, der euch beträfe,
Unvorbereitet anzusagen? — Kein
Verwandter ist's, kein Freund, der euch gestorben;
Nur . . . weil es gar so rasch . . .

Leonore.

Wer ist es denn?

Rosa.

Der Jüngling, den sein alter Vater gestern
An unsern Hof gebracht, starb diese Nacht.

Ghismonda (steht auf).

Der Jüngling . . . den sein alter Vater . . .
gestern . . .

Rosa.

An unsern Hof gebracht, starb diese Nacht.

Ghismonda
(geht nach der Tiefe des Gemachs).

Leonore.

Guiscardo?

Rosa.

Ja, Guiscardo.

Leonore.

Welchen Trumpf
Setzt gleich der Lebensräuber auf mein Wort,
Mein trübes von vorhin! Guiscardo! Armer!
Gesundheit thront' in deinem schönen Antlitz,
Als sei Unsterblichkeit hienieden schon
Dir zugesichert. Ach, nun liegt die Ceder,
Die frisch emporwuchs, über Nacht gestürzt!
Der Wurm nagt immer in den buntsten Früchten ...
O welch Geschick! So sank Achill am Altar,
In Bräut'gamswonne, in der Jugend Pracht;
Mit aufgeblühten Hoffnungen bekränzt. —
Wie starb er denn?

Rosa.

Der Arzt erzählte mir,
Er hab', erhitzt vom Fest, zu kalt getrunken,
Der Schlag müss' ihm an's Herz getreten seyn.

Ghismonda (kommt zurück).

Die Jugend ist auch gar zu unvorsichtig.

Rosa (erschreckt).

Prinzessin!

Leonore (eben so).

Gott!

(zu Rosa.)

Hol' etwas Geistiges!

(Rosa durch die Seitenthür ab.)

Ghismonda.

Was hast du denn?

Leonore.

Ihr Heiligen! Dein Antlitz
Ist ganz verwandelt, und dein Aug' erlosch . . .

Ghismonda.

Ich wüßte nicht . . . der Schreck nur von vorhin.
Mußt' ich nicht Arges fürchten ... daß mein Vetter ...
Wie heißt er doch? ... Mein Vetter Sinibald ...
Die gute alte Gräfin . . . oder gar
Mein Vater . . . So ist es doch nur Guiscardo!

Leonore.

Den du ja kaum gesehen und gesprochen.

Ghismonda.

Den ich ja kaum gesehen und gesprochen.

(Rosa mit einem Flacon.)

O Liebe, willst du wohl . . .

(Sie spricht leise mit Leonoren, worauf diese Rosa einen Wink giebt und Letztere sich in die Tiefe des Gemachs zurückzieht.)

Ich danke dir.
Was thaten wir heut Morgen denn? . . . Ja richtig!
Der Teppich . . . Komm zum Teppich! — Die Guirlande
Muß heut noch fertig werden . . .

(Sie wankt.)

Leonore

(empfangt sie in ihren Armen. Bei Seite).

Weh! Was ahn' ich?

Ghismonda.

Ich bin ein wenig matt . . . reich mir den Arm!

Leonore

(sie zur Arbeit führend).

Kalt, kalt sind deine Hände!

Ghismonda.

Wie das Grab. —
Ihr habt so viel vom Tod mir vorgeschwatzt,
Daß es kein Wunder ist, haucht er mich an.

(Beide sitzen an der Arbeit.)

Ein Schlagfluß, Rosa, war's?

Leonore.

Sie kennt mich nicht!

Ghismonda.

Wenn wir recht fleißig sind, so können wir . . .

(schluchzend.)

O Gott! O Gott! — —

Leonore.

Ach, liebe, theure Herrin!

Ghismonda.

. . . . Wohl die Guirlande heute noch vollenden.
Ja meine Leonore, du hast Recht:
Der Jammer naht, woher wir nie gedacht,
Es trifft, wie nie wir's ahnten, das Verhängniß!

(Sie nimmt Seide aus einem Korbe.)

Ich dächte so . . . . wenn ich die Farbe nähme . . .

Leonore.

Wie fühlst du dich, geliebte Fürstin?

Ghismonda.

Uebel!
Sehr übel, Leonore. — 'S ist ein Rückfall
Des bösen Fiebers, das mich plagte. Ah . . .
Vielleicht, daß ich auf meinem Ruhebett . . .
Willst du mich wohl gefälligst hinbegleiten?

(Leonore führt Ghismonden gegen die Seitenthüre.)

Leonore.

Könnt' ich doch etwas für dich thun!

Ghismonda

(streichelt ihr träumerisch die Wange).

Du bist
Mein liebes, mein getreues Herz. Ich will

Dir goldne Spangen schenken. — Wie sagst du?
„Es brachen tausend Herzen vor uns, dann
Bricht unser Herz. Ist's 'ne Geschichte wohl,
Anhörens werth?"

(Sie liegt halb ohnmächtig in den Armen Leonorens.)

Leonore.

Rosa! (Rosa tritt vor). Den Arzt.

(Sie führt Ghismonden durch die Seitenthüre ab.)

Rosa (allein).

Den Arzt?
Ist sie denn krank? Sie war ja eben noch
So froh und frisch!

Leonore (kommt zurück).

Rosa, bist du noch hier?

Rosa.

Doch . . . Leonore . . .

Leonore.

Fort! den Arzt! den Arzt!
Sie stirbt mir unter den Händen!

(Rosa ab.)

Welche Wendung! —
Sie hat mich fortgeschickt, sie will allein seyn.
Ach, ich verstehe sie! O die Fürwitz'ge,
Welch' ihr den bittern Schierlingstrank gereicht!
Doch hätt' es ihr verborgen bleiben mögen?

Das arme, stolze, tiefverhüllte Herz!
Die Todesqual entpreßt ihm seine Schätze,
Wie Menschen auf der Folterbank gestehn,
Wo sie verscharrt ihr Gold. — O helft ihr, Engel!

(Rosa kommt mit dem Arzte.)

Nur dort hinein, und lehr' euch Gott den Trank,
Der Fürstin Schmerz zu lindern, lieber Meister!

(Der Arzt durch die Seitenthüre ab.)

Rosa.

Bestürzt rennt das Gesinde hin und her,
Die Gräfin, welche gleich wird hier seyn, blickt
Verstört, wie nimmer ich sie sah; der Fürst
Soll fast von Sinnen seyn. Was, Leonore,
Bedeutet alles das?

Leonore.

Rosa, das Ende,
Ein kläglich Ende, fürcht' ich, diesem Haus.

Dritte Scene.

Die Oberhofmeisterin. Vorige. Nachher der Arzt. Später Ghismonda.

Oberhofmeisterin.

Empörer streifen um das Schloß. Hier stürzte
Das übereilteste Entdecken, Leichtsinn,

Ganz unverzeihlich und höchst strafbar, in
Verwirrung und in Trübsal.

(Mit einem strengen Seitenblick auf Rosa.)

Wenn man mir
In allen Stücken Folge leistete,
Von Dingen schwieg', die nicht des Amtes sind,
So wäre dieses Unglück nicht geschehn,
Das sind die Folgen allzumuntrer Laune.
Wie steht's um die Prinzessin?

(Der Arzt kommt zurück.)

Leonore.

Doctor! Nun?

Arzt.

Die Leiden sind der Kunst zu fremd. Sie hieß
Mit einem solchen Jammerblick mich gehen,
Daß er mich zum Gehorchen zwang. Ihr Zustand
Ist mitleidswerth.

(ab.)

Leonore.

Ach seht, da kommt sie wieder!

(Ghismonda ist in die Seitenthüre getreten.)

Der Schmerz läßt sie nicht ruhn.

Oberhofmeisterin.

Ha, wie entstellt!

Ghismonda

(ist näher getreten; zu Leonoren und Rosa).

Mich quälen eure rothen Wangen. Geht!

(Leonore und Rosa ab.)

(Zur Oberhofmeisterin.)

Dich will ich um mich haben. Du bist alt
Und bleich und müd. Und ich bin auch gealtert,
Ward müd und bleich.

Oberhofmeisterin.

O meine Tochter, du erfuhrest . . . .

Ghismonda.

Alles!

(Sie fällt in einen Sessel.)

Ist es denn möglich, daß die ew'ge Güte
So etwas zuläßt?

Oberhofmeisterin.

Mein geliebtes Kind,
Ich kann die Größe deines Grams ermessen.

Ghismonda.

Ich glaube nicht, daß du das kannst.

Oberhofmeisterin.

Du hältst
Mich für gefühllos. — Ich bin's nicht. So Manches,
Woran die Jugend Seufzer setzt und Thränen,
Bewegt mein Herz nicht mehr; ich lernt' an mir,

Daß man vergessen lernt. — Den wahren Schmerzen
Blieb ich vertraut. — Hier weiß ich mitzufühlen
Dein tiefes Weh.

Ghismonda.

Ja, tiefes, tiefes Weh!

Oberhofmeisterin.

An Gottes Statt ist uns die Mutter, ist
Der Vater uns. Die Schöpfer unsrer Tage,
Wir können sie nicht frevelnd, nicht befleckt
Uns denken, denn das ist, als sei der Strom
Des Lebens an der Quelle uns vergiftet.

(Ghismonda blickt sie starr an.)

Dein Kummer ist gerecht. Doch, Theuerste,
So wahr auf Erden und im Himmel Nichts
Den Mord rechtfert'gen kann, so wahr ist's auch:
Gab's je Entschuldigung für blut'ge Hände,
In reichster Fülle steht sie deinem Vater
Zur Seite, wird, ein Cherub der Vertheid'gung,
Mit starken Flügeln den gereizten Mann
Vor'm Zorn des Richters bergen.

Ghismonda.

Wie sagst du?

Oberhofmeisterin.

Zu deinem Troste höre, theures Kind,

Den wahren Hergang. Theobald kam zu mir,
Dem bis gen Morgen unser Fürst gebeichtet,
Erzählte Angst= und Trauervoll mir Alles.
Dein Vater sah von jenem Jüngling, was
Ihn so abscheulich dünkte, daß der Mund
Des Fürsten sich zu der Entdeckung, was
Es sei gewesen, nicht bequemen wollte.
Dreimal versucht' er's, und dreimal versagt' ihm
Krampfhaft die Stimme.
Nun wollte doch der alte, gute Mann
Vergeben jenem Frevler, reuvoll nur
Sollt' er den Fehl gestehn. Doch ungerührt
Von Bitten, Ernst, gerechter Drohung, hielt
Der böse Mensch die Lippen frech geschlossen,
Ja, in das Antlitz läugnet er dem Greise,
Was dieser doch gesehen. Da erhob
Den Dolch der so Gekränkte, und — es traf
Der unheilvolle Stoß. —

(Ghismondens Erstarrung ist während dieser Erzählung in heftige Bewegungen übergegangen.)

Erwägen wir
Der That Umstände und Gestalt, ist wahrlich
Sie mehr ein Zufall, als ein Mord zu nennen.
So nimm es, Kind.

(Sie nähert sich Ghismonden.)

Ghismonda
(mit abwehrender Bewegung).

Nein, Höllenfurie!
Ich thue dir den Willen nicht!

Oberhofmeisterin.

Ghismonda!

Ghismonda.

Das sind des alten Erzverführers Künste!
Er lügt uns vor, auf Erden geh' es zu,
Daß es Verrücktheit wär', an Gott zu glauben
Und seine Führung! Also lockt er uns
Zum Abfall in sein Netz. — Nein, Botin du
Des finstern Reichs, du trügst mich nicht. — Ich weiß,
Es ist nur Einbildung, daß ich hier sitze,
Daß du, Phantom, da vor mir stehst, erzählst:
Ermordet habe ... Sprecht's nicht aus, ihr Lippen!
Besudelt euch auch nicht im Traum damit!
Ein schwüler Traum! Erwacht' ich doch!

Oberhofmeisterin.

Du schwärmst!
Erkenne mich! 'S ist Wahrheit. Finde doch
In dieser Wahrheit die Beruhigung!

Ghismonda (steht auf).

Und ist es wahr, und ist's nicht Einbildung,

Raucht Tancred's Hand, der einst mein Vater hieß,
Von meines vielgeliebten Guiscard's Blute,
Bin ich bestimmt, daß dieses Ungeheuer
Von Unglück mich zerfleischen soll, und soll
Sich an mir, Glied für Glied, ersättigen,
Soll ich erleben, daß der Augenblick,
In dem ich Guiscard's Tod erfahren, mir
Wie Paradieses-Glück der Sel'gen leuchte,
Mit dem verglichen, den ich jetzt durchdulde,
So, milde Brust, erstarre! Weib, verläugne
Das Weib! Sei . . . .

Oberhofmeisterin.

Großer Himmel!

Ghismonda.

Nein! . . . O nein! . . .
Verirre dich nicht dahin, meine Seele!
Nicht dahin! Nur nicht dahin!
Wir können untergehn, und brauchen drum
Doch böse nicht zu werden. — Bleib' ein Weib!
Das heißt, ein Wesen, schon bei der Geburt
Zu Qualen vorbestimmt, und sie zu dulden,
Und nicht zu murren. — Nein, ich will ganz leise
Nur wimmern, wie'n gegeißelt Kind! Das wird
Mir wohl erlaubt seyn. — O ihr hohen Mächte
Ihr habt im Rüsthaus eurer Strafen ja

So viele, viele Schmerzen . . . . Warum den?
Ihr konntet in den Sumpf der Armuth mich
Versenken, konntet meinen Leib zerstören
Durch Pestilenz, ihr konntet mich zum Ziel
Der Schmach und der Verachtung setzen . . . . warum
Auf ein zerbrechliches Geschöpf den Angriff,
Da zur Vernichtung hier ein mind'rer g'nügte?

Oberhofmeisterin.

Ich steh versteinert,
Kaum fähig noch, zu fragen. Hatte Rosa
Denn dir nicht schon den Mord berichtet?

Ghismonda.

Nein.

Oberhofmeisterin.

O furchtbar Mißverständniß! Und ich mußte
Mich so verirr'n! Du liebtest Jenen?

Ghismonda.

Ja.

Oberhofmeisterin.

Unsel'ger Fehltritt!

Ghismonda

(in deren Mienen sich ein großer innerer Kampf andeutet).

Fehltritt? — — Ja! Das ist
Das rechte Wort! Ein großer Fehltritt, Liebe
Wie es noch keine gab, empfangen, und
Nur Selbstsucht dafür geben!

Oberhofmeisterin.

Selbstsucht?

Ghismonda.

Kalt

Des wärmsten Herzens Schweigen sich ermarkten!
Wozu? Warum? Daß unser Ruf nicht leide.
Elende Liebe, halb und lügnerisch!
Was war an mir und meinem Ruf gelegen?
Die Lieb' ist Blindheit, süßer Opfertaumel,
Schmach um den Liebsten leiden, daß ist Liebe!
O arger Frevel, fürchterlich bestraft!
Ich, ich bin deine Mörderin, Guiscardo!
Tancred war nur das Werkzeug! Aber büßen,
Ja, büßen will ich auch!

Oberhofmeisterin.

Erwäg' . . .

Ghismonda.

Hinab

In deine Gruft werf' ich den kranken Stolz,
Die zage Scheu des Ranges, und die Huld'gung,
Die Schmeichelei um eitle Größe webt! —
Den ganzen Zins der Unterwürfigkeit,
Der Dame Handkuß, und des Höflings Kniefall
Werf' ich in deine Gruft! — Du Glanz der Hoheit,
Du schimmervoller Prunk, du Fürstenwappen,

Du Schmuck, du Diadem, du Alles, Alles,
Was mich von dem Verklärten schied: hinab
In meines Guiscard's Gruft! — Bei deinem
Schweigen!
Viel blieb ich schuldig dir, dem Lebenden,
Dem Todten will ich zahlen! —
(Zur Oberhofmeisterin.)
Folge mir,
Hör' mein Geheiß an Tancred!
(Sie geht. Die Oberhofmeisterin folgt ihr bestürzt.)

Fünfter Aufzug.

(Eine tiefe Gallerie.)

Erste Scene.

Tancred, die Oberhofmeisterin
(kommen von verschiednen Seiten).

Tancred.

Wie steht's um mein verwildert Kind?

Oberhofmeisterin.

Ich kann
Euch leider nur die trübe Post bestät'gen,
So ihr schon kennt. Sie legte Trauer an,

Ganz einer Wittwe gleich. In tiefem Schwarz,
Ein bleiches Bild von Stein, so sitzt sie da,
Besteht darauf, und läßt eur' Hoheit bitten,
Die Reste des Guiscardo ihr zu senden. —
Wozu entschließt ihr euch?

Tancred.

Was will sie denn
Beginnen mit dem Leichnam?

Oberhofmeisterin.

Das verschweigt sie.

Tancred.

Und ahnt ihr keine Absicht?

Oberhofmeisterin.

Wer kann ahnen,
Wo Einbildung den Sinn bemeistert?

Tancred.

Gräfin,
Geht noch einmal zu ihr. Sie sei ja doch
Des Vaters Kind, sein folgsam Kind gewesen,
Sie möge doch barmherzig seyn, es sei
Ja nimmer gut, wenn sie mich alten Mann
Und sich so heillos schände! Wendet, wendet
Von meinem Hause dieses Aergerniß.

(Oberhofmeisterin ab.)

O, wenn Natur auf unsren Höhen sich
Bahn bricht, ist sie ein Bergstrom, der Verwüstung
Mit sich zu Thale trägt!

(Getöse in der Ferne.)

Zweite Scene.

Theobald (eilig auftretend) Tancred. Später.
Dagobert und Volk.

Tancred.

Was giebt es?

Theobald.

Aufruhr!
Ein meuterischer Haufen, angestiftet
Vermuthlich von ... ich mag's nicht sagen, Herr —
Dringt auf das Schloß zu; eure Wachen sind
Schon überwältigt, stürmen will die Menge,
Und Alle schreien . . .

Volk (draußen).

Nieder, Tancred! Nieder!
Hoch, Herzog Manfred!

Theobald.

O Abscheulichkeit!

Tancred.

Was ist abscheulich hier? Er thut an mir,
Was ich an meinem besten Freund gethan.

Volk. (Das Geschrei kommt näher.)

Rache! Rache!

Theobald.

Flieht, Hoheit!

Tancred.

Nenne mich nicht Hoheit!
Mit unsrer Hoheit ist's vorbei. Ich bin
Nur noch ein Mörder, weiter nichts.

Volk.

Rache! Rache für Guiscardo!

Dagobert (in weiter Ferne).

Salernitaner!

Tancred.

Der alte Dagobert führt sie zum Sturm.
Die Treu' ist auch gestorben; nun, er hat
Ganz Recht.

Theobald.

Ich bitt' euch, flieht!

Tancred.

Wohin? Sie soll'n
Mich finden, mich mit Füßen treten, wie
Dem Alten ich sein Glück zertrat!

(Ein aufrührerischer Volkshaufen ist bewaffnet eingedrungen und hat Diener, die ihm den Eintritt wehren wollten, zurückgeschleudert. Diese und Theobald stellen sich vor Tancred, der in einen Sessel gesunken ist.)

Volk.

Rache! Rache an Tancred!

(Sie nähern sich.)

Dagobert

(stürzt herein, macht sich durch die Menge Platz und stellt sich mit gezogenem Degen dem Volke in den Weg. Er sieht Tancred nicht, der von Theobald und den Dienern verdeckt ist.)

Salernitaner, halt!

Volk.

Das ist der Vater.

Dagobert.

(Es dringt immer mehr Volk durch die gesprengte Pforte ein.)

Ich höre da, wie ich in meiner Herberg'
So sitz' und weine, wein' — nun — um den Guiscard,
Nach' schreien, lärmen, seinen Namen drauf.
Warum denn lärmt ihr, schreit ihr, stürmt ihr her,
Und brecht den Frieden dieser Burg? Was soll's?
Wen wollt ihr rächen?

Volk.

Deinen Sohn.

(Sie machen eine wilde Bewegung gegen den Fursten.)

Dagobert.

Nicht weiter!

(Er streckt ihnen den Degen entgegen.)

Volk.

Ha! Was?

Erster Empörer.

Du bist der Vater, und du hemmst uns?

Dagobert.

Weil ich der Vater bin, hab' in der Sach' ich
Auch mitzusprechen.

Erster Empörer.

Keine Sicherheit
Mehr unter einem solchen Manne! Mord
Bei Nacht! Mord in dem eignen Zimmer! An
Dem Waffenlosen Mord!

Volk.

Pfui! Schändlich!

Tancred.

Woher!

Erster Empörer.

Drum nimm Vernunft an, Alter! Laß uns zu ihm!
Denn deinen Sohn zu rächen kommen wir.

Dagobert.

Ich will die Rache nicht! Ich bin der Vater.
Wenn ich die Rach' nicht will, wer hat die Stirn,
Das Wort auch nur zu nennen?
Vor eure Füße werf' ich diese Rache!

Tancred.

O Theobald!

Theobald.

Seht ihr, mein Herr, die Treue . . .
Die Treue lebt noch.

Dagobert.

Rach'? Wofür? Um wen?
An wem? —

(Nach einer Pause.)

Eiskalt sind meine Wangen, zeugen,
Daß meines Sohnes Tod auch mich zum Sterben
Hat krank gemacht. Vergeltung aber heischt
Er keine! Niemand hat, ich sage: Niemand
Hat dafür einzustehn.

Tancred.

Ich! Ich!

Einige.

Das ist
Doch seltsam.

Andre.

Braucht Gewalt!

Dagobert.

So? Immer zu!
Ihr seid ein rüst'ger Haufen, wohl bewehrt!
Ich bin ein schwacher Greis. Leicht zu bewält'gen.
Deß aber seid gewiß, so wahr wir hoffen

Auf Gnad' an jenem Tag, wo Opferer
Und Opfer stehn vor Gott, und Beide beben
Des Spruchs aus ewigreinem Mund:
Der blanke Degen, den mein Eid geweiht,
Und dieser alte Arm, von Pflicht verjüngt,
Sie werden meines Fürsten Schwell' vertheid'gen.

Tancred.

O Theobald, sie lebt! Die Treue lebt noch!
Ach, daß es doch um mich so übel steht!

Dagobert.

Nun also! Muthig dringet vor! Kommt an!
Gutwillig weich' ich nicht, so stoßt mich nieder!
Mit meinem Sohn begrabet mich! Landsleute,
Wollt ihr den morden, dessen Sach' ihr führt?

Erster Empörer.

Das Unglück macht' ihn toll! Im Wahnwitz stemmt er
Sich wider seine Aerzte. Drauf und dran!
Werft ihn bei Seite!

Zweiter Empörer
(den Ersten, und die ihm folgen wollen, zurückhaltend).

Nein! Nichts übereilt!
Halt, sag' ich. Wir sind, so zu sagen, doch
Hier um der Rache willen. Schlagen wir

Jedoch denjen'gen vorher todt, den wir
Zu rächen Willens waren, ist's nachher
Auch mit der Rache Nichts. Die Unternehmung
Hat keine Farbe mehr.

Dagobert.

Du sprichst die Wahrheit.
Ja, eine Farbe, eine falsche Farbe
Hat Höllenfrechheit der Empörung auf-
Getüncht! Wascht sie von euren Schwertern! Nicht
Um Guiscards Willen wurden sie gezückt.
Ich bin heut' nicht in der Gemüthsverfassung
Zum Redenhalten, wüßt' ich selbst die Kunst,
Wie ich sie nicht weiß. Ihr bethörten Frevler!
Kurz Wort kann auch viel Wahrheit in sich fassen;
Merkt auf das meine. Schändlich hat man euch
Mißleitet. Geht nach Haus! Seid doch zu stolz,
Um den Betrügern, die der Fremdherrschaft
Euch und die Eurigen verkaufen wollen,
Am Gängelband zu folgen. Fort! Nach Haus!
Ihr steht noch immer? Zaudert? Ha, ich will es,
Gebiete, fordre, ich befehl' es euch!

Dritter Empörer.

Wenn man ihn reden hört, so läßt sich freilich
Dagegen nicht viel sagen.

Vierter Empörer.

Ja, besonders,
Da es doch wahr ist, daß uns Aretin
Für Geld . . .

Erster Empörer.

Still! Still!

Zweiter Empörer.

So wär' es wohl am Besten,
Nach Haus zu gehn.

Dritter Empörer.

Ich dächte auch.

Erster Empörer.

Was? Bleibt!
Empörung! ruf' ich nochmals.

Dritter Empörer.

Ach, schweigt ihr!

Zweiter Empörer.

Zu denen geht, die euch gedungen haben!

Vierter Empörer.

Kommt Leute! Alter Herr, wir danken sehr
Für eure guten Lehren.

(Der Haufen zieht nach und nach ab.)

Erster Empörer (zu Einigen um ihn).

Irgendwo

Muß was geschehen! Ist's hier nicht, wollen wir —
Doch das sag' ich euch unterwegs. Mir nach!

(Folgen den Uebrigen.)

Theobald

(hat sich nach Dagobert umgewendet.)

Dagobert.

Folg' ihnen! Schlimmes brüten sie. Bericht' es
Dem Stadthauptmann! Dem Volk ist nicht zu
traun.

(Theobald mit den Dienern ab.)

Dritte Scene.

Tancred. Dagobert (ist, als er den Fürsten erblickte, zur Seite getreten.)

Tancred.

Du stehst bei Seit', als hätt'st du mich zu scheun.
Seit Fürsten in's Geschäft des Meuchlers greifen,
Ist freilich alle Welt verkehrt. Der Reine
Schlägt seine Augen nieder, und der Sünder . . .
O Dagobert, ich dachte nie, daß ich
So vor dir stehen müßte!

Dagobert.

Hm! Ich auch nicht.

Tancred.

Weißt noch, wie wir vor Algier kreuzten?

Dagobert.

Ja.
Der Türke macht' ein scharfes Feuer damals.

Tancred.

Mich traf ein Splitter von dem Mast. Du zogst
Den Splitter aus der Wund' — — Und nun! ...

Dagobert.

Heut kann ich
Den Splitter nicht aus eurer Wunde ziehn,
Die euch wohl schmerzen mag. Herr, ich bin auch
Nicht heil. — Laßt es denn seyn, wie's ist. Ich
habe
Ein kurz Gesuch . . .

Tancred.

Oh, dieß Bewußtseyn! Sich nicht
Nach meinen Händen! . . .

Dagobert.

Herr, sie gaben mir
So manches Gute. Laßt es seyn! Was hilft
Das Klagen und Beweinen? Helf' euch Gott!

Tancred.

Amen, so sei's! Und du, du schütztest mir
Das Haupt? Du, Dagobert? dem ich ... Soll ich
Denn ganz vernichtet werden?

Dagobert.

Liebe Zeit!
Ich schwor euch Treue, und mein Lehenseid
Fliegt nicht, wie Wäsch' am Zaun im Winde thut,
Dahin und dorthin! Wär' ich minder elend,
Wenn ich, weil ihr den Sohn mir stacht, an euch
Zum Schufte würd'?

Tancred.

Ich bin durchaus verloren! —
Gieb mir ein Tröpfchen deines reinen Bluts,
Genesung durch die Adern mir zu leiten!
Könnt' ich aus seinem Schlummer ihn erwecken,
Ich mißte selber gern den Schlaf, so lang'
Ich noch zu leben hab', und stürbe freudig
An stäten Wachens Qual!

Dagobert.

Das, eure Hoheit,
Thut sich halt nicht. — Ja! Ja!
Der Tod ist ein gestrenger Kerkermeister,
Hält die Gefangnen wohl verwahrt. Nun, Herr,
Zu meiner Bitte. Ich ersuch' euch ziemlichst
Um meines Sohnes Leichnam, nach dem Brauch
Der Kirch' ihm seine letzte Ruh' zu geben.

Tancred.

Ach, Dagobert, da regst du mir das Herz
Zu neuem Kummer auf! Weißt du, wie sich
Ein wüster Geist an des Verblichnen Asche
Hohnlachend setzte und mein Haus verstört?
Kennst du Ghismondens Fordrung?

Dagobert.

Als ihr Fürst
Und Vater wirst du sie bescheiden. Ruh'
Will seine Leiche! Frevel ist's, die Todten
Zu mengen in die Unruh' der Lebend'gen!
Ich fordre meinen Sohn, du send' ihn bald!
(Ab.)

Vierte Scene.

Tancred. Theobald (tritt auf). Später:
Die Oberhofmeisterin.

Theobald.

Den sonderbarsten Hergang meld' ich euch.
Der Zufall hielt Gericht; sein Spruch klingt weise.
Den Ränkeschmid verdammt er. Jener Haufen
Warf sich in seiner Tollheit Rausch, (das Volk
Zerstört, ist es erregt; gleich gilt ihm, was?)

Auf das Quartier des Herzogs, drang hinein,
Ermordet' Aretin —

Die Oberhofmeisterin
(von der andern Seite auftretend).

Hoheit, sie bleibt
Fest, unerbittlich! Keine Menschenzunge
Vermag was über sie. Ich fürcht' ein Unheil,
Wenn ihr's nicht thut.

Tancred (in heftiger Bewegung).

So gebt den Leichnam ihr!

Theobald.

Der Herzog hat sich nur durch theuren Eid,
Er wisse nichts von seines Schreibers Listen,
Gerettet vor dem Volk.

Tancred (ohne auf ihn zu hören).

Bankbrüchig sind wir!
Drum woll'n wir, wie Bankbrüchige, recht schwelgen
In der Verwüstung! Ja, sie soll ihn lassen
Ausstellen auf der Bühne, und sie ziere
Mit Blumen ihn, und einen Herold stelle
Sie neben ihn, und dieser Herold rufe:
Dies ist mein Liebster, den mein Vater schlug!

Theobald.

Er ist ganz außer sich; er hört mich nicht.

Tancred.

Und um an's Ziel auf solchem Weg zu kommen:
— Das Sacrament ist nur für die Lebend'gen —
Sie aber schütt' es der Verwesung vor!
Dem Moder, den ihr Wahnwitz sich erkor,
Trau' sie ein abgefallner Priester an,
Sie wechsle Ringe mit dem todten Mann,
Und wie sie angefangen, mag sie end'gen!

(Er geht. Theobald folgt ihm. Oberhofmeisterin nach der andern Seite ab.)

Fünfte Scene.

Saal bei Ghismonden.

Ghismonda (in tiefer Trauer, in einem Sessel), Leonore (sie kummervoll betrachtend). Nach einer Pause tritt die Oberhofmeisterin ein und winkt Leonoren zur Seite. Später: Theobald und der Leichenzug Guiscardo's.

Oberhofmeisterin (leise.)

Wie ist sie jetzt?

Leonore.

Gefaßter, als vorhin.

Oberhofmeisterin

(zu Ghismonden tretend, mit Zurückhaltung).

Der Fürst gewährt euch euren Wunsch, Prinzessin.

(Trauermusik in der Ferne.)

Ghismonda

(erhebt sich und hüllt sich in ihren Schleier).

So wollen wir, in Nacht gehüllt, den Gast
Der Nacht, die ewig währet, still erwarten.

(Trauermusik näher. Der Leichenzug zeigt sich in der Tiefe des Saals. Edelleute, Marschälle, Pagen mit Fackeln. Theobald. Ueber den Sarg ist eine prächtige Decke gebreitet. Er wird vorn zur Seite niedergesetzt. Sobald dieß geschehen ist, schweigt die Musik.)

Theobald

(beugt ein Knie vor Ghismonden).

Dein Wille ist geschehen.

Ghismonda.

Dankt seiner Hoheit
In meinem Namen!

(Theobald nähert sich Leonoren und spricht leise mit ihr. Leonore sieht verlegen vor sich hin.)

Leonore? Nun?

Leonore.

Prinzessin! Herzog Manfred und die Herrn
Und Damen, die am Hofe Zutritt haben,
Sind Alle draußen, sich nach dem Befinden
Von eurer Hoheit zu erkundigen.

Ghismonda.

Die Herrn und Damen? Wie? Befinden?

(Zur Oberhofmeisterin.)

Gräfin?

Oberhofmeisterin (mit scharfem Ton).
Man hat euch krank gemeldet.

Ghismonda.

Krank? So! Krank! —
Der Herzog Manfred auch?

Leonore.

Ja, meine Herrin.

Ghismonda.

Ich muß doch für den Antheil ihnen danken.
(Zu Theobald.)
Ruft sie herein.
(Theobald ab.)

Oberhofmeisterin.

Ghismonda! Ha!

Ghismonda (in Sinnen verloren).

(Das war's!
Das war's! — Ein dumpfer Druck beschwerte
Die Seele, daß sie sich nicht loszuringen
Vermocht' aus ihrer Angst. Jetzt ist das Räthsel,
Das letzte, tiefste Räthsel auch gelöst.)

Oberhofmeisterin (kalt und bitter).
Die Wunder häufen sich in eurem Saal.
Ich bin profan. Erlaubt, daß ich von diesen
Mysterien mich ferne halten darf.
(Sie geht.)

Leonore.

O Liebe! Herrliche! . . .

Ghismonda.

Laß, meine Beste.

Nachtwandlerin bin ich, ruf mich nicht an.

Sechste Scene.

Herzog Manfred. Chevalier de Crillon. Gräfin Marfisa. Markise d' Este. Herrn. Damen. Vorige.

Ghismonda

(schaudert, als sie die Gesellschaft eintreten sieht. Dann faßt sie sich und spricht mit Ruhe und Würde).

Mich rühret eure Liebe, Herrn und Damen.
Ein jäher Schreck ließ mich erkranken. Doch
Der Jugend Kräfte gehen über Schreck
Und Leid. — Es ist mir doppelt lieb, daß ihr
Euch hier versammelt habt. So wird mir möglich,
Den sonderbarsten Irrthum zu zerstreu'n,
Und einem edlen Mann sein Recht zu geben.
Man hat mich, ich vernahm's, mit Herzog Manfred
Verlobt genannt. Das Mißverständniß war,
Höchst wunderlich, so sehr verbreitet, daß
Ihr unser Fest für jenes Eh'versprechens
Geheime Feier hieltet. — Nein!

Nein, meine Herrn und Damen!
Nie gab dem Herzog Manfred ich mein Ja.

Manfred.

Prinzessin! Wie? Ihr wagt... Eu'r eignes Wort?...

Ghismonda.

Nie gab dem Herzog Manfred ich mein Ja.
Der Herzog Manfred weiß, was ich ihm sagte.
Das Wesen unsres Wesens ist die Liebe,
Und viel zu kostbar ist sie, viel zu wichtig,
Als daß sie eine Sylbe, so die Lippen
Nur sagten, freventlich vergaben dürfte.
Das Ja, das in dem Busen tönt, das soll
Die Frau bewahren und kein Anderes.

Manfred.

Ha! Nieerhörter Schimpf!

(Er geht.)

Alle.

Was für ein Ausgang!

Ghismonda.

Graf Maraviglia!

(Ein Edelmann von der Leichenbegleitung tritt vor.)

Erhebt die Decke!

(Der Edelmann schlägt die Decke zurück. Guiscardos Leiche wird sichtbar.)

Da liegt der Mann, dem ich verlobt gewesen! —

(Die Stimme versagt ihr. Sie lehnt sich auf Leonoren, welche der Versammlung einen Wink giebt, worauf sich Alle entfernen.)

Leonore.

Was thatest du?

Ghismonda (sich emporrichtend.)

Was mich nun freilich ausstößt
Aus dieser Welt, die sich die große nennt,
Die feine Welt! Da ist kein Rückweg. Suchen
Wir schleunig uns die stille Freistatt! — Willst du
Mir wohl 'nen Priester holen, liebes Herz?

Leonore.

O was hast du gethan?

(Ab.)

Ghismonda (allein.)

Nicht, mein Guiscardo,
Nun bin ich deiner werth? — Dein armer Mund
Kann nichts erwiedern, doch an deiner Statt
Antwort' ich jubelnd mir: Ja, des Guiscardo
Ward nun Ghismonda werth! Ich habe dich,
Mit kühner Liebe hab' ich dich bekannt,
Und gern hab' ich's gethan, mein holder Freund,
Nicht zweifelnd, nicht im Kampf, nicht widerstrebend;
Nein, wie die Lippe Frühlingsdüfte trinkt,
So war mir's süßes Labsal!

Das Lorbeerreis? Das ließen also dir
Die guten Menschen doch, die dich getödtet?
(Sie nimmt das Reis von Guiscardo's Mantel.)
Wie? Regt sich dieser Zweig? Die Blätter zittern,
Als mahnten sie mich an. Ich prophezeite
Dir einen Kranz, und mache wahr das Wort
Der Weissagung in Zärtlichkeit. Mein Segen,
Der dich zu kriegerischer Ehren Horte
Geleiten sollte durch der Thaten Pforte,
Er sollte seine Schwingen nicht bewegen;
Doch was ich selbst an Ehre geben kann,
Das geb' ich freudig dir, geliebter Mann!
(Sie hat während des Vorhergehenden einen Kranz geflochten.)
Du reiner, du verschwiegner Held der Liebe,
Der Lorbeerkranz ist dein!
(Sie setzt der Leiche den Kranz auf und küßt sie.)
Sanft hauchst du Kühlung mir in diese Brust,
Die noch vom Leben fiebert. Wohl, zum Ende!
(Sie zieht ein Giftfläschchen aus dem Busen.)
Du sehnest dich nach mir, und ich — Guiscardo!
Mein ganzes Wesen strebt dir nach!
(Sie trinkt das Gift.)
Auf Erden
Bin ich verloren, dort gewinn' ich mich — —
Reich mir die Hand, mein Bräut'gam!
(Sie faßt Guiscardo's Rechte.)

Wirbelnd schlägt
Des traur'gen Stromes braune Fluth empor,
Der Nachen schaukelt, und der alte Fährmann
Sieht doch ein wenig finster . . .
Da hält ein schwaches Weib... o dieser Krampf...
Am starken Manne sich —— Laß mich nicht los!

(Sie sinkt am Sarge nieder.)

Leonore (tritt auf.)

Der Priester kommt... Prinzessin, was ist das?

(Sie kniet bei der Sterbenden und unterstützt deren Haupt. Ghismonda deutet auf das Giftfläschchen, welches am Boden liegt.)

Gift!! Herr des Himmels! Hülfe!
Sie stirbt! Sie stirbt! Zu Hülfe! Theobald!
Fürst Tancred! Gräfin!

Letzte Scene.

Tancred. Die Oberhofmeisterin. Theobald. Zuletzt Dagobert.

Tancred (im Auftreten.)

Welch ein Ruf!

(Er sieht Ghismonden.)

O Gott! —
Ach, du grausames Kind, warum mir das?

(Er steht neben ihr.)

(Die Oberhofmeisterin wendet sich erschüttert ab.)

Ghismonda
(richtet sich in Leonorens Armen empor und spricht mit letzter Anstrengung.)

Die Liebe dieses Jünglings, und die meine
War im Entstehn Entsagung schon.
Es hätte deines Dolches nicht bedurft
Uns Schweigen aufzulegen — —

(Sie stirbt.)

Dagobert tritt auf.

Tancred.

O Dagobert, blick her!
Jetzt sind wir wett! Zwei Opfer nun des Schweigens!
Ghismonde für Guiscarden!
Willst du die Hände trennen? forderst du
Noch deinen Sohn von mir? Thu's nicht!

Dagobert.

Laß sie
Vereint. Nimm mir die Lehen ab. Ich bin
Ein welkes Rohr, geknickt vom Abendwinde.
Ich will der Wächter ihres Grabes seyn.
Vielleicht hör' ich um Mitternacht bisweilen
Vertraute Stimmen, deren Silberton
Mich bis zu meinem Tag erquickt.

Tancred.

Erhebt sie,

Senkt sie in meiner Ahnen Domgewölbe
Mit allem Pompe letzter Ehren ein!
Die Fürstin ruhe an des Jünglings Seite.
Ihr armen, armen Opfer! Ach! Ihr zähltet
Eu'r Glück nach Jahren nicht, und nicht nach
Monden,
Nach Stunden nicht. Es war Minutenlang,
Als grimmer Zorn so kurzes Glück verschlang.
Was kann ich euch nun geben? Eine Gruft.
Dort schlumm're, bis der Weltenrichter ruft,
Der schweigende Guiscardo bei Ghismonden.

Ende.









